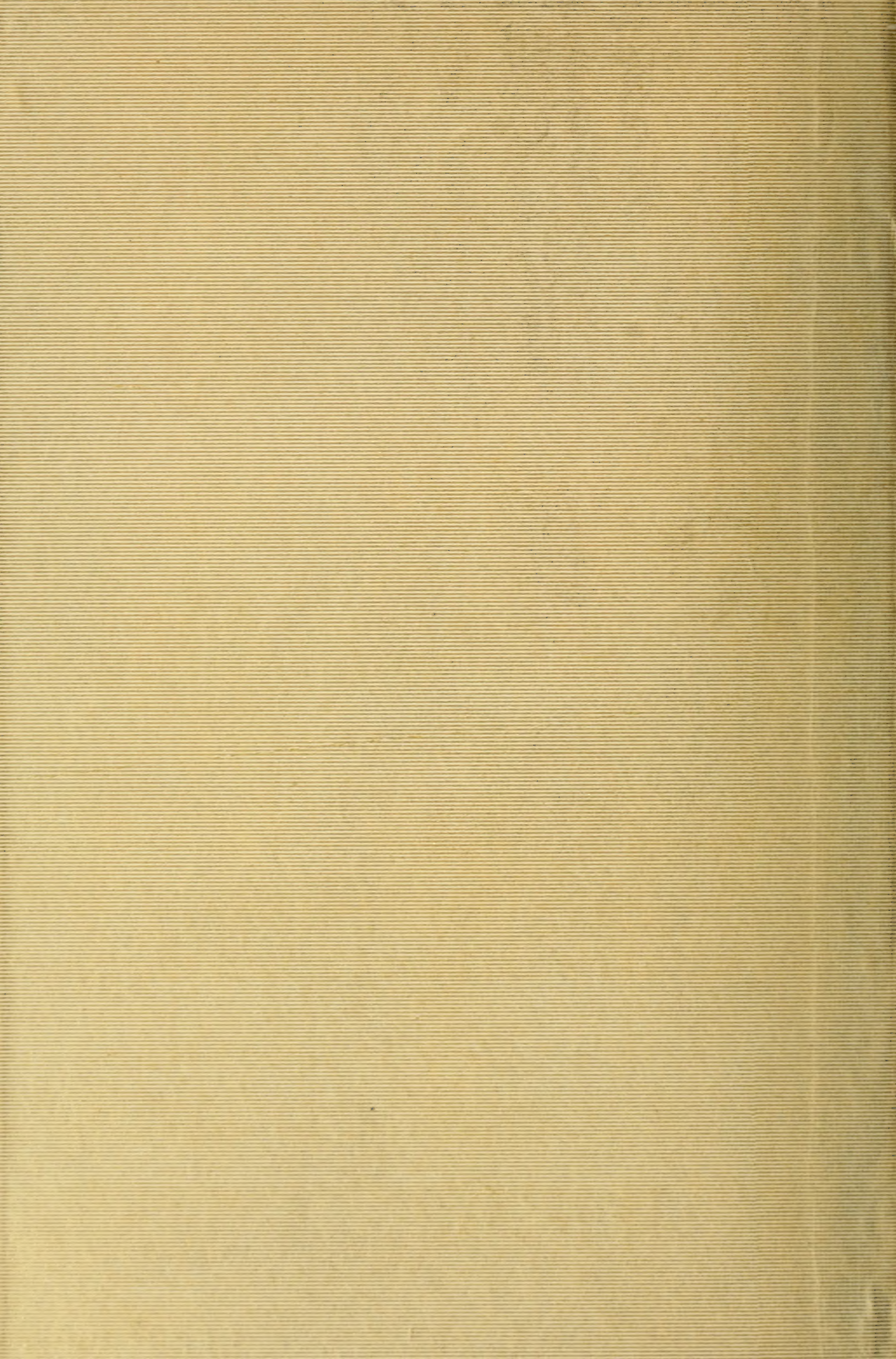
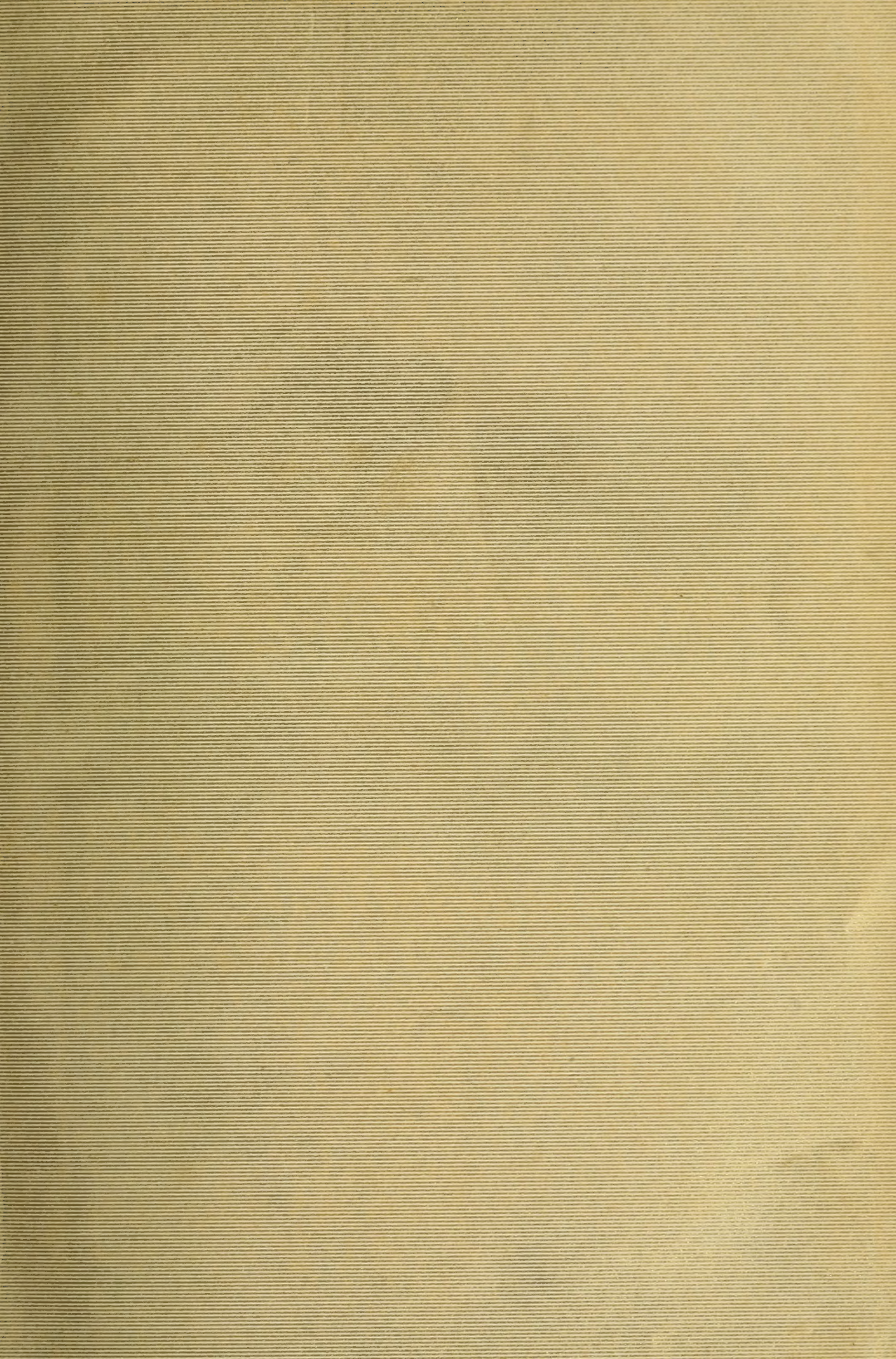


SPIRIDION GOPČEVIĆ

DAS FÜRSTENTUM ALBANIEN

E D






PAUL CIESLAR
BUCHHANDLUNG
GRAZ

Das Fürstentum Albanien.

Veröffentlichungen

des

Allgemeinen Vereins

für

Deutsche Literatur

(E. V.)



Abteilung XXXVIII
Band 4

Das Fürstentum Albanien,

seine Vergangenheit, ethnographischen Verhältnisse, politische Lage und Aussichten für die Zukunft

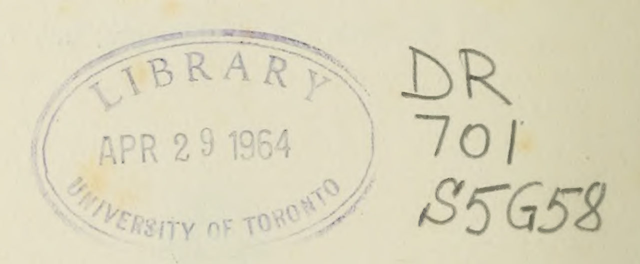
Von

Spiridion Gopčević.

Mit 16 Tafeln (25 Abbildungen) und 1 Karte



Berlin
Hermann Paetel Verlag
1914





Vorwort.

Als ich 1881 mein doppelt so umfangreiches „Oberalbanien und seine Liga" veröffentlichte, wurde es von einem Teil der Kritik eine „Offenbarung" genannt und ich selbst als eine Art „Columbus" bezeichnet, der „ein bis dahin ganz unbekanntes Land für den deutschen Leserkreis entdeckt" habe.

Seither sind mehrere Werke über Albanien erschienen und zwar (soweit mir bekannt) von Leuten, welche nicht in der Lage waren, mit dem Volke derart in Verkehr zu treten, wie es nötig ist, um seinen Geist und seine Seele zu erfassen, und die auch weder die eigentümlichen Sitten und Gebräuche der Albanesen, noch auch ihre Geschichte und ethnographische Herkunft kannten oder kennen lernten.

Mittlerweile haben aber die Mächte auf das Drängen Italiens hin, dem Österreich wie hypnotisiert seine Unterstützung lieh, die Errichtung eines unabhängigen Fürstentums Albanien beschlossen, dessen Lebensunfähigkeit für jeden klar ist, der Land und Volk kennt. Man darf sich also darauf gefaßt machen, daß die künftigen Beunruhigungen Europas aus diesem Wetterwinkel kommen werden, und deshalb kann die Herausgabe des vorliegenden Werkes als ein erwünschter Beitrag zur besseren Kenntnis der eigentlichen Verhältnisse des Skjipetaren-Landes betrachtet werden.

Das Hauptgewicht in diesem Werke legte ich auf das Ethnographische und Politische; denn das Geschichtliche wird in meiner im Juni 1914 bei F. A. Perthes in Gotha erscheinenden „Geschichte von Albanien und Montenegro" ohnehin ausführlich behandelt werden, und meine persönlichen Erlebnisse findet der Leser in meinem „Oberalbanien."

Einige meiner politischen Ausführungen habe ich be-

reits vorher in hervorragenden deutschen und österreichischen Zeitschriften veröffentlicht, wo sie mit den für mich schmeichelhaften Bemerkungen der Schriftleitung versehen wurden, „daß sie auf besondere Berücksichtigung Anspruch erheben könnten, weil ich der älteste und beste Kenner der Balkanhalbinsel sei." Deshalb erlaubte ich mir jene Erörterungen in diesem Werke ausführlicher und abgerundeter einzuflechten. Allerdings gebe ich mich keiner Täuschung darüber hin, daß meine Stimme doch nur jene des Predigers in der Wüste sein wird. Denn — nemo propheta in patria — und zudem hat die österreichische Diplomatie mit den Bourbonen das gemein, daß sie nichts lernt und nichts vergißt!

Schließlich möchte ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen: es hat mich stets geärgert, wenn ich in vornehmen deutschen Zeitschriften Beiträge von „berühmten" Schriftstellern fand, welche in jämmerlichem, sogar unrichtigem Deutsch geschrieben waren (z. B. „weitgehendst", „selbstredend") und von Fremdwörtern strotzten. In dem vorliegenden Werke glaube ich nun gezeigt zu haben, daß man meist ohne Fremdwörter auskommen kann, denn die wenigen vorhandenen sind solche, welche sich durch kein gleichbedeutendes deutsches Wort wiedergeben lassen. Denn schließlich geht meine Sprachreinigung nicht so weit, daß ich z. B. für „Flötist" und „Guitarrenspieler" — „Holzlochpfeifer" und „Darmholzzupfer" schreibe, oder „Leutnant", „Major", „General", „Minister", „Diplomatie", „Post" wörtlich mit „Ortshalter", „Größerer", „Allgemeiner", „Diener", „Bestallerei" und „Nach" übersetze. Meine Sorge für gutes Deutsch mag jenen befremdlich vorkommen, die in mir nur den Slaven sehen, doch darf nicht vergessen werden, daß ich, wenn auch durch Geburt und Abstammung Slave, dennoch durch Erziehung und mütterlicherseits auch Deutscher bin, — von meinen 100 Werken sind nur 19 in 5 nichtdeutschen Sprachen — was einerseits meine (aus allen meinen Werken ersichtliche) Vorliebe für das

deutsche Volk und Volkswesen erklärt, anderseits aber auch den Umstand, daß ich mich stets frei von Chauvinismus gehalten habe und bemüht war, jedem Volke gerecht zu werden. Darum, und weil ich unabhängig bin, habe ich mich auch niemals gescheut, meinen Landsleuten, ebenso wie den Regierungen jener Länder, die mir doch besonders nahestehen und lieb sind: Österreich, Serbien und Montenegro, rücksichtslos die Wahrheit zu sagen. Dank hatte ich natürlich von keiner Seite und ich werde solchen auch für dieses Werk von jenen Seiten nicht ernten. Aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, als ehrlicher Schriftsteller und Politiker meine Schuldigkeit getan zu haben.

Berlin, 5. Dezember 1913.

Der Verfasser.

Vorbemerkungen.

Zur Schreibung der Eigennamen habe ich die südslavische Rechtschreibung angenommen, als die einzige, welche die richtige Aussprache versinnlicht. Darnach lauten:

c immer wie tz,
č „ „ tsch,
ć wie das schwedische k vor ä und ö, also ein Mittelding zwischen tch und tsch,
gj und dž wie dsch,
v wie w,
s „ ss,
z „ sehr weiches s, (französisch z),
ž „ sehr weiches sch, (französisch j),
š „ hartes sch, (französisch ch),
h am Ende oder vor einem Konsonanten immer wie ch, sonst h oder ch.

Da aber die albanesische Sprache einen Laut besitzt, welcher dem englischen **th** entspricht, so habe ich für diesen das th beibehalten. Zu erwähnen ist noch, daß in den albanesischen Wörtern das **an** mit dem französischen Na-

sallaut und das **en** gleich dem nasalen französischen **in** ausgesprochen wird.

Was die griechischen Wörter betrifft, so habe ich sie so geschrieben, wie sie im Deutschen klingen, ausgenommen das ζ welches ich durch z wiedergab, weil es dem serbischen z entspricht, und nur dort, wo die Aussprache der Neugriechen so verschieden von der auf den deutschen Gymnasien eingeführten (größtenteils falschen) Erasmus'schen Aussprache ist, in Klammern die Originalschreibung beigesetzt. Z. B. Verria (*Βέῤῥοια.*) Denn die Neugriechen sprechen *β* wie w aus, *αι* wie e, *αυ*, *ευ* wie av, ev, *ει*, *οι*, *υ*, *υι*, *η* wie i, *ϑ*, *δ* wie das harte und weiche englische th, *ζ* wie das französische z, *σ* wie ss *γε*, *γι*, *γυ* wie je und ji, *πτ* wie ft, *ντ* wie d zu Beginn, sonst wie nd, *γ* vor *γ*, *ξ*, *χ* wie n und haben den Spiritus asper (ʽ) stumm.

Die Bedeutung der am häufigsten vorkommenden albanesischen Worte ist:

bardh = weiß.
čjafa = Spitze.
det = Meer.
fis = Stamm.
fuša = Ebene.
gur = Stein.
halja = Schloß.
katún = Dorf.
kjel = Himmel.
kjútet = Stadt.
krua = Quelle.
ličéni = See.
lúmit = Fluß, Bach.
maja = Kuppe.
malj = Berg.
math = groß.
mavi = blau.
pil = Wald.
pošt = unter.
plekjt = alt.
ri = neu, jung.
šin (weibl. še) = heilig.
šiper = ober.
špele = Höhle.
uj = Wasser.
ure = Brücke.
vau = Furt.
vjeter = alt.
vogélj = klein.
zeze } schwarz.
zij }
Džin, Džon = Johann.
Gjergj = Georg.
Ingo, Njin = Andreas.
Lek, Leš = Alexander.
Mere = Marie.
Prenk = Peter.
Pol — Paul.



1. Abstammung der Albanesen und ältere Geschichte Albaniens.

Die Großmächte haben unter der Einwirkung Österreichs und Italiens die Errichtung eines unabhängigen Fürstentums Albanien beschlossen, welches fast ganz Oberalbanien und den größten Teil von Unteralbanien umfassen soll. Es fragt sich nun, ob das neue Fürstentum im Sinne des europäischen Friedens eine glückliche Schöpfung war oder nicht. Zu diesem Zweck müssen wir uns aber vorerst über Land und Volk klar werden.

Die Albanesen dürften im ganzen 1,600,000 Seelen zählen, von denen aber viele außerhalb der Grenzen des neuen Fürstentums wohnen. (In Italien z. B. allein 150,000, in Serbien und Montenegro jetzt vielleicht 150,000 und in Griechenland sicherlich 750,000.) Im Fürstentum dürften nicht viel mehr als 480,000 vorhanden sein und diese zerfallen in zwei ethnographisch ganz verschiedene Völker: die Gegen und die Tosken. Erstere sind (wie wir später auf Grund der geschichtlichen Untersuchungen und der durch Prof. Dr. Hopf entdeckten Urkunden ersehen werden) albanisierte Serben, die noch zur Zeit Skanderbegs serbisch sprachen. Viele der heute als „Škjipetaren" betrachteten Maljisoren-Stämme haben erst vor einem Jahrhundert ihre Nationalität gewechselt — meist um der Bedrückung durch die Türken zu entgehen, unter deren Herrschaft der Serbe besonders verhaßt war, weil man ihn als beständigen Rebellen und Aufwiegler betrachtete, während der Škjipetar vom Türken stets gefürchtet war. Eine weitere Folge dieses Verhältnisses ist die Tatsache, daß die in Makedonien lebenden Serben

sich für „Bulgaren" ausgaben*), um von den Türken, welche die Bulgaren für harmlose, friedfertige Rajah ansahen, unbelästigt zu bleiben.)

Wenn also die Gegen, ethnographisch betrachtet, albanisierte Serben sind (bei meiner Bereisung

---

*) Es hat mich stets erheitert, wenn Leute, welche weder serbisch noch bulgarisch verstanden und von südslavischer Geschichte und Volkskunde keinen blassen Dunst hatten (wie z. B. Prof. G. Weigand) gegen mein „Makedonien und Altserbien" loszogen (in dem ich überwältigende und nicht anzufechtende Beweise für das Serbentum der angeblichen „Bulgaren" Makedoniens erbrachte), blos weil die makedonischen Serben sich „Bugari" nennen (wohlverstanden, nicht „Bolgari", wie die Bulgaren selbst sich nennen) Daß z. B. die Ohren des Herrn Prof. Weigand würdig den von mir in meinem „Makedonien" S. 42 beleuchteten Ohren des Dr. Barth gleichen, kann man schon daraus ersehen, daß er den leichtverständlichen deutschen Namen des Konsuls Schmucker (mit dem er doch intimer verkehrt hat!) hartnäckig mit „Schmuck" wiedergibt. Da begreift sich aus dieser Seelengemeinschaft (richtiger Ohrengemeinschaft), daß er besonders über den Spott empört ist, mit dem ich die unglaublichen Namensverhunzungen des Dr. Barth begleitete. Ein Professor, der sich nur auf das Rumänische versteht, sollte nicht in südslavischen Sprachfragen ein Urteil abgeben! Es genügt mir, daß die **maßgebendste** Persönlichkeit, der russische Generalkonsul Jastrebov, mein „Makedonien" für das beste darüber vorhandene Werk erklärte, es der Moskauer Gesellschaft zur Auszeichnung mit dem 20000 Rubel-Preis vorschlug und sich in der Sache selbst vollständig meinen Ausführungen anschloß, versichernd, daß jeder, der Ohren habe und die nötigen Sprach- u. Geschichtskenntnisse besitze, die makedonischen Slaven für Serben erklären müsse. (Daß die junge Generation, welche seit 30 Jahren ausschließlich in bulgarischen Schulen erzogen wurde, wo sie bulgarisch lernte, heute auch bulgarisch spricht und bulgarisch fühlt [während ihre noch lebenden Eltern serbisch sprechen] kann an der Tatsache des Serbentums der Makedonier in ethnographischer Beziehung nichts ändern.) Und Jastrebov, der über 20 Jahre in jenen Gegenden zugebracht hat und bulgarisch und serbisch ebensogut wie seine russische Muttersprache spricht, ist wohl maßgebender als irgend ein deutscher Professor, dem slavische Sprachen und Geschichte fremd sind. Zudem verdient bemerkt zu werden, daß Jastrebov von seiner Regierung eine Verwarnung erhielt, weil es in ihre Politik passe, die Makedonier für Bulgaren zu erklären, worauf er antwortete, daß er unmöglich als Mann der Wissenschaft die Tatsachen fälschen könne.

von Makedonien teilte man mir mit, daß es in Mittelalbanien noch zirka 20,000 Kryptoserben gäbe, die öffentlich als mohammedanische Škjipetaren gelten, aber insgeheim serbisch sprechen und Christen sind), so gilt dies nicht für die Tosken, welche Unteralbanien (d. h. das Land südlich des Škumbi, den Epirus) und Griechenland, einschließlich der griechischen Inseln, bewohnen.

Die Tosken sind nämlich die eigentlichen, echten Škjipetaren, d. h. die Ureinwohner des Landes und zwar, wie mir jetzt ziemlich sicher scheint, die Nachkommen der alten Illyrer. Zu dieser Erkenntnis kam ich namentlich durch den Hofrat Prof. Dr. Konstantin Jireček, früher bulgarischer Unterrichtsminister, jetzt Wiener Universitätsprofessor und einer der ausgezeichnetsten Kenner der alten Geschichte der Balkanhalbinsel. Dies beweisen seine Werke, von denen z. B. seine „Geschichte der Serben" die beste dieser Art ist, während seine von der Wiener kais. Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Arbeit „Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien" eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen auf Grund alter Urkunden aufweist. Meine frühere Ansicht, daß die Škjipetaren Nachkommen der alten Pelasger seien, erwies sich insofern als unhaltbar, als ich alte Quellen fand, aus denen hervorging, daß schon zu Herodots Zeiten das Pelasgische in Griechenland ausgestorben war. Folglich kann das heutige Albanesische nicht mit dem antiken Pelasgischen gleich sein. Mit dem Illyrischen ist das eher möglich. Denn die Illyrer scheinen das ganze Land zwischen Donau und Griechenland eingenommen zu haben, vielleicht in Stämme zerfallend, die mundartlich verschiedene Sprachen redeten (wie heute noch die verschiedenen deutschen Stämme). Ich schließe dies aus Bemerkungen alter Schriftsteller. Strabo z. B. erklärt die Dardaner für Illyrer und nach ihm wären überhaupt nur drei Völker auf dem Balkan gewesen: Hellenen im Süden, Illyrer im Westen und Thraker im

Osten. („Und was von Kelten und einigen anderen bis nach Griechenland sich unter sie gemischt hat", fügt er hinzu.) Strabo sagt auch, daß Viele die Epiroten auch „Pelasger" nennen, weil diese ihre Herrschaft bis nach dem Epirus (Ἤπειρος, sprich Ipïros) ausgedehnt hatten. Das bringt mich auf die Idee, daß vielleicht die Pelasger tatsächlich von den Illyrern nicht weiter unterschieden waren als jetzt z. B. die Schweden von den Norwegern. Dann wäre es auch begreiflich, daß Illyrer, Epiroten, Makedonier, Pelasger und Dardaner*) ethnographisch demselben Volksstamm angehörten und nur mundartlich verschiedene Sprachen redeten — vielleicht so wie jetzt noch die slavischen Sprachen die Zugehörigkeit zu einem slavischen Urvolk verraten. Vielleicht bedeutete damals „illyrisch" nur „pelasgisch" im weitesten Sinne. Polybius sagt allerdings, daß die altillyrische Sprache von der makedonischen so verschieden war, daß Dolmetscher nötig wurden; aber das Gleiche wäre der Fall, wenn ein deutscher Luxemburger mit einem Kölner, Schweizer oder Siebenbürger Sachsen in der heimischen Mundart reden wollte. Da würde einer vom andern auch nicht ein Wort verstehen! Das hindert aber doch nicht, daß sie alle dem deutschen Stamme angehören. Müssen ja auch die Gegen bei Gesprächen mit Tosken einen Dolmetsch zu Rate ziehen, denn sie verstehen sich gegenseitig nicht. Zum Beweis dessen will ich nachstehend einen Satz wiedergeben, wie er im Gegischen und wie er im Toskischen lautet:

Gegisch: „Po pseju thaše ketó fjalje juve, u helmúte forte."

Toskisch: „Po se pse thače juvet ketü púnera, umbuljój zémerene tuäg helmi."

Deutsch: „Ja weil ich euch dies gesagt habe, wird euer Herz voll Betrübnis."

---

*) Herodot erklärt auch die Veneter für Illyrer, obgleich ich sie eher für Slaven oder Kelten halten möchte.

Ich habe dabei die Laute annähernd nach dem Kroatischen geschrieben, das ich ja in diesem Werke zur richtigen Aussprache der slavischen, türkischen und griechischen Worte verwende, weil das Deutsche dazu nicht ausreicht. Die Tosken schreiben aber das Albanische mit griechischen Lettern und dann lesen sich die vorstehenden Worte so:

Gegisch: *πο πσεjου ϑάσ̈ε̱ κε̱τὸ φjάλjε̱ jούβε, ου χελμούτε φόρτε̱.*

Toskisch: *πο σε πσε ϑάτσ̈ε jούβετ κε̱τὺ πούνε̱ρα ουμbουλjόϊ ζέμερε̱νε̱ τούαιγ χέλμι.*

Nachdem aber das Albanesische das englische th in harter und weicher Form besitzt, gab ich es ebenfalls mit th wieder. Die Nasallaute an und in des Französischen finden sich gleichfalls im Albanesischen (z. B. Tirana und Prenk werden nasal ausgesprochen), und zudem ist eine Art e halbstumm, weshalb sie oben mit ε̱ wiedergegeben wurde. Das im Griechischen fehlende sch wird mit σ̈ wiedergegeben.

Aeschylos rechnet die Makedonier zu den Pelasgern. Sie und die Epiroten wurden zu Strabos Zeiten nicht für Hellenen angesehen, sondern für „Barbaren“. Danach scheint es, daß Hahn recht hat, wenn er die Epiroten, Makedonier und Illyrer für Stammesverwandte hält und die beiden ersten für den Kern des pelasgischen Stammes. Nach seiner Ansicht bildeten sie eine Abart des großillyrischen Stammes für sich. Die Albanesen als solche werden erst im 14. Jahrhundert in Griechenland erwähnt. In einem Privatbriefe an mich äußert sich Prof. Dr. Jireček folgendermaßen:

„Über die vorhellenische Bevölkerung weiß man heute noch nichts Sicheres. Jetzt glaubt man, sie sei der kleinasiatischen Urbevölkerung verwandt gewesen, die wieder mit den Kaukasus-Völkern verwandt war: mit den Georgiern, Mingreliern, Abhazen &c. Von der Inschrift auf Limnos kann man heute noch nicht einmal

sagen, ob sie indogermanisch ist oder nicht. Die zahlreichen Inschriften von Kreta sind bis heute noch nicht entziffert.

„In Albanien gab es im Mittelalter viel mehr Serben als jetzt, wo nur geringe Reste übriggeblieben sind. (Z. B. die orthodoxen Serben von Kamenica bei den Kastrati.) Aber daneben gab es gewiß auch noch etliche Albanesen. . . . .

„Im Mittelalter war das Serbische die Kultursprache der Albanesen. Ihre Fürsten, mit den serbischen Adels- und Fürstenhäusern eng verwandt, ließen ihre Urkunden serbisch schreiben."

Wie man sehen wird, hatten auch alle diese Fürsten serbische Namen.

Daß Oberalbanien früher serbisch war, bezeugte schon 1332 der französische Mönch Brocard, als er sagte, daß die Lateiner nur 6 Städte im Lande bewohnen, das sonst ausschließlich den Slaven gehöre (nicht den Albanesen!) Die Fürstenfamilie Balšić, welche Montenegro beherrschte, besaß auch ganz Oberalbanien und Unteralbanien bis Arjirókastro und Avlona. Die Fürsten Dukadžin (von denen die Landschaft Dukadžin ihren Namen hat), die Herzöge von Drivasto, endlich Skanderbeg selbst, welcher der Familie Thopía, recte Tópija, angehörte — erst sein Urgroßvater nahm den Namen Kastriota an, — geradeso wie Musaki, aus dessen von Prof Hopf entdeckten Aufzeichnungen erst bekannt wurde, daß Skanderbeg und seine Kampfgenossen Serben waren und serbisch sprachen, die Arianitis und Dranaj, alle waren Serben, deren Länder serbische Bevölkerung hatten. Zur Zeit Skanderbegs waren vermutlich die Serben der herrschende Teil, und die Ureinwohner spielten daneben eine untergeordnete Rolle. Die Landschaft selbst führte den antiken Namen Alvanon oder Albanía*),

*) Die Albanesen und Albanien selbst verdanken ihren Namen dieser Landschaft Alvanon (*Ἄλβανον* später verstümmelt in Arvanon) mit der Stadt Alvanúpolis (*Ἀλβανούπολις*) Noch heute nennt man bisweilen die Landschaft des Berglands hinter Avlóna (Valona der

und da war es natürlich, daß man ihre Bewohner einfach als „Albanesen" bezeichnete, ohne auf den ethnographischen Unterschied der beiden Völker zu achten, die sie bewohnten**). Da die Urkunden damals lateinisch oder griechisch geschrieben wurden, so nahm man in den Berichten über die geschichtlichen Ereignisse einfach die Namen „Albania" oder „Arvania" auf, demgemäß Skanderbeg als „Albanesen" oder „Fürst von Albanien" bezeichnend. Wie wenig genau man es damals mit den Namen nahm, kann man daraus ersehen, daß viel öfter noch Skanderbeg als „Epirote" oder „Fürst des Epirus" bezeichnet wird. Und doch hat die antike Landschaft Epirus sich niemals über den Škumbi erstreckt und Skanderbegs Herrschaft niemals nach dem Epirus! (*Ἤπειρος* sprich Ipiros mit Akzent auf dem ersten I.)

Auch die Hilfstruppen, welche Skanderbeg von seinen oberalbanischen Verbündeten (Dukadžin, Strez, Dušman, Span, Zaharije und Crnojević), sowie von seinen mittelalbanischen (Topija, Musaki, Arianitis) erhielt, werden ausdrücklich von den zeitgenössischen Geschichtsschreibern als „slavische" bezeichnet. Daraus geht also klar hervor, daß der Kampf gegen die Türken nicht von Škjipetaren, sondern von Serben geführt wurde, wenngleich es möglich ist, daß auch von ersteren welche teilnahmen.

Endlich geht aus einigen Stammessagen der Maljisoren hervor, daß sie teilweise erst nach dem 14. Jahrhundert eingewandert sind und die slavischen Einwohner verdrängt haben, teilweise jedoch von Montenegrinern abstammen (Hoti, Klementi, Kastrati, Trjepši).

Daß meine Auffassung die richtige ist, zeigt auch ein Blick auf die Geschichte Oberalbaniens. Im Alter-

---

Venezianer, Vljores des Tosken, Arveria (gegisch Arvenia), während ganz Albanien Škjipenia im Gegischen, und Škjiperia im Toskischen genannt wird. („Geg" = der Gege; „Tosku" = der Toske; „Gegaria" = Oberalbanien; „Toskeria" = Unteralbanien).

**) Geradeso wie die Serben von den Byzantinern „Trivalli" genannt wurden, weil sie zuerst das Land der antiken Triballer in Besitz nahmen.

tum gehörte die Landschaft zu Illyrien, war also wohl von Illyrern bewohnt. Der erste König von Illyrien wird Hyllos genannt und er starb 1225 vor Chr. Sein Enkel Davnios überließ das Land den einfallenden Liburniern, die sich dort häuslich niederließen. Im Jahre 604 vor Chr. kam Belloveses mit den Galliern nach Illyrien, blieb daselbst, verschmolz sich mit den Einwohnern und gründete ein Reich, dessen Hauptstadt Scodra (Škodra oder Scutari) war. Von den späteren illyrischen Königen (die meist gefürchtete Seeräuber waren) eroberte Bardyles den Epirus und Makedonien, wurde aber 359 vor Chr. von Philippos dem Makedonier vertrieben. Nach Alexanders Tod setzten die Illyrer Pyrrhus auf den Thron des Épirus. Später vereinigte Agron alle Teile von Illyrien und eroberte auch den Epirus und Korfú. Nachdem er an den Folgen eines Rausches gestorben war, übernahm seine Witwe Tevta die Regierung (232 v. Chr.). Die Bocchesen behaupten, sie hätte in Tivat (Teodo) residiert, das nach ihr den Namen führe. Sie eroberte Lissa und kam dadurch mit den Römern in Krieg, die sie tributpflichtig machten. Der letzte illyrische König, Gentius, wurde von den Römern 168 v. Chr. endgültig unterworfen und Illyrien römische Provinz. Das Land war also damals von einer Bevölkerung bewohnt, die aus der Vermischung von Illyrern, Liburniern, Galliern und etlichen Griechen, Makedoniern und Römern hervorgegangen war. Nach der Teilung des römischen Reiches (395 n. Chr.) wurde Illyrien oströmisch, und zwar schlug man Nordalbanien zur Provinz Prävalis, den Rest zu Epirus. Nun kamen aber 493 die Goten unter Ostrojla ins Land und gründeten das Reich Prävalitana. Aus dem serbischen Namen des Ostgotenkönigs folgern serbische Schriftsteller (z. B. Milojević), daß die Goten Slaven und keine Germanen waren. Auffallend ist es allerdings, daß die gotischen Namen insgesamt slavisch und nicht germanisch klingen. (Alarich [= Alarić], Videmir, Vitigec, Gripac, Vamba,

Selimir, Valamir, Vitica, Valja zc.) Nachdem also auch Goten sich mit dem Volke vermischt hatten, machte die Vermischung im Jahre 636 weitere Fortschritte, als die Serben einwanderten, denen gegen Ende des 9. Jahrhunderts einzelne Bulgarenhorden folgten, die tatarischen Bulgaren, die damals noch nicht slavisiert waren. Das von Serben bevölkerte makedonische Kaiserreich dehnte im 10. Jahrhundert seine Grenzen über ganz Albanien aus.

Aber die Völkermischungen waren damit noch nicht zu Ende! Die Byzantiner eroberten im 11. Jahrhundert Albanien, doch blieb Škodra Wohnort der Serbenkönige Mihail und Bodin. 1081 kamen die Normannen und eroberten Mittel- und Unteralbanien. Dann war das Land lange zwischen Serben und Byzantinern streitig. Kaiser Manuil Komninos (1143—1180) war der letzte, welcher das Thema Dyrrhachion wiederherstellen konnte, doch behauptete der serbische König Desa*) Nordalbanien, das dann von seinem Nachfolger König Stefan Nemanja endgiltig zur serbischen Provinz gemacht wurde. Unteralbanien war 1272 von Karl I. von Neapel erobert, aber wieder an die Byzantiner verloren worden, doch wurde es zeitweilig auch von den epirotischen Despoten beherrscht. Nachdem schon der serbische König Uroš (Dečanski) 1318 den Titel eines Königs von Albanien angenommen hatte, erfolgte unter seinem Sohne Stefan Dušan nach Niederwerfung von Bulgarien die Ausdehnung der serbischen Herrschaft über ganz Makedonien, einen Teil von Thrakien, ganz Albanien, den Epiros, Thessalien und Griechenland bis zum Peloponnes, worauf er sich zum Kaiser der Serben, Griechen, Albanesen und Bulgaren krönen ließ. (1346.)

Vorher schon hatten aber an der Vermischung der

*) Von diesem Desa stammt der Verfasser (wie jetzt urkundlich nachgewiesen ist) in direkter männlicher Linie der Erstgeburt ab. Desa's Ur-ur-urenkel Vojislav Gojnović, Fürst von Orahovac, nahm nämlich als erster den Namen Gopčević an und sein Sohn Uroš wurde 1421 Graf der venezianischen Republik.

Albanesen auch noch Neapolitaner und Normannen teilgenommen, welche Völker ebenfalls Einfälle machten. Von einer Rassenreinheit der Albanesen kann deshalb noch weniger gesprochen werden, als von jener der Italiener, Griechen oder Spanier.

Nach Dušans Tode (1356) erklärte sich Balša in Montenegro für unabhängig, eroberte ganz Albanien und gründete ein großes albanesisch-montenegrinisches Reich, das sich bis 1421 hielt.

Nachdem die Türken 1410 unter Evrenós Bej einen verunglückten Angriff auf Montenegro unternommen hatten, zwangen sie den Despoten Jvan Kastriota von Matija zur Stellung seiner drei Söhne Staniša, Kosta und Gjorgje als Geiseln. Diese Kinder wurden nach Konstantinopel gebracht und dort im Jslam erzogen. Der jüngste, Gjorgje, war damals 7 Jahre alt und bis zum Tode seines Vaters kämpfte er als Moslim wacker für den Sultan. Erst als er 40 Jahre alt war, fiel er plötzlich vom Sultan, der ihn mit Wohltaten überhäuft hatte, ab, wurde Christ und beschloß, in Albanien die Fahne der Empörung zu entrollen. Dieser Gjorgje Kastriota, der bis dahin von den Türken Jskender Bej („Fürst Alexander") genannt worden war, ist der albanische Nationalheld Skanderbeg.

Es scheint, daß ihm irgendjemand zu Gemüte führte, daß er doch von Geburt aus Christ, Serbe und Sohn eines kleinen Despoten sei, folglich seine gegenwärtige Stellung als Diener des Sultans, sowie als Feind der Christen und Serben demütigend und unpatriotisch genannt werden müsse. Denn anders läßt sich psychologisch sein plötzlicher Umschwung nicht erklären. Was in Geschichtsbüchern über die Weigerung des Sultans gefabelt wird, ihm Kruja, „sein väterliches Erbteil", auszufolgen, und daß dies die Ursache gewesen sei, ist unhaltbar, weil jetzt urkundlich feststeht, daß seine Familie niemals Kruja besessen hatte.

Wie dem auch sei, nach der Niederlage der Türken durch Hunyady (1443) zwang Skanderbeg den Schreiber des Sultans zum Ausstellen einer gefälschten Vollmacht, durch die ihn der Sultan zum Befehlshaber von Kruja ernannte, worauf er den Schreiber tötete und mit 300 Serboalbanesen vor Kruja erschien, wo man ihn auf Grund der gefälschten Urkunde einließ. Im Wald hatte er noch 300 serbische Dibraner versteckt, die er nächtlicherweile einließ. Alle 600 Getreuen ermordeten in der Nacht die türkische Besatzung, Skanderbeg rief dann das Volk zur Freiheit auf, bekannte sich als Christ, und nun begann der 24jährige Krieg mit den Türken, der ein wahres Heldengedicht genannt werden kann. Unaufhörlich machte der Sultan Versuche Skanderbeg zu unterwerfen, indem er mit Zehntausenden und selbst Hunderttausenden entweder selbst anrückte oder seine besten Feldherren anrücken ließ. Und obgleich Skanderbeg niemals mehr als wenige Tausende hatte (in vereinzelten Fällen bis zu 20 000 und zuletzt mit den montenegrinischen Hilfstruppen 24 000), wurden die Türken trotzdem mit unheimlicher Regelmäßigkeit geschlagen. Alle Schlachten rafften Zehntausende von Türken dahin und brachten keinen Erfolg. Erst 1478 als der Sultan angeblich 350000 (?) Mann herbeiführte, erlagen die Montenegriner und Venezianer, so daß Albanien türkisch wurde.

Die weitere Zeit füllen Kämpfe teils zwischen den Pašás von Albanien mit den Montenegrinern, teils zwischen Türken und Maljisoren aus. In den mehr als drei Jahrhunderten nach der Eroberung vollzog sich die Änderung der Nationalität. Das Serbentum verschwand aus Oberalbanien und machte dem heutigen Albanesentum Platz. Die Bergbewohner und ein Teil der Städter bewahrten ihre katholische Religion, die Albanesen der Ebenen und teilweise der Städte wurden Mohammedaner. Die wenigen Orthodoxen, die man heute noch in Oberalbanien findet, sind wohl solche Nachkommen der alten Serben und Byzantiner, welche be-

sonders religiös waren und sich weder beim allgemeinen Anschluß an die römische Kirche noch später an den Islam zum Abfall bewegen ließen.

---

2. Neue Geschichte Albaniens.

Aus dem bisher Gesagten hat der Leser ersehen, daß die Albanesen sich aus zwei Mischvölkern zusammensetzen: die Gegen sind ein Gemisch von Illyrern, Liburniern, Galliern, Römern, Goten, Serben, Normannen, Italienern, Griechen und Türken; die Tosken eins von Illyrern, Griechen, Römern, Serben, Goten, Normannen, Italienern und Türken.

Unter der türkischen Herrschaft gab es wiederholt kleine Aufstände, teils hervorgerufen durch das Ansinnen türkischer Pašás an die Bergbewohner, Steuern zu zahlen oder Rekruten zu stellen, noch öfter aber durch ehrgeizige Pašás, von denen jene der Familie Bušatlija sich lange Zeit in Oberalbanien als fast unabhängige Herrscher behaupteten, bis der letzte (Mustafá Pašá) offen die Unabhängigkeit anstrebte, aber geschlagen wurde und 1832 sich ergeben mußte. Zehn Jahre früher war es dem Alí Pašá Tepeléni, der sich in Unteralbanien durch Jahrzehnte ebenfalls in tatsächlicher Unabhängigkeit befand, noch schlechter gegangen. 1822 wurde er in Joánnina belagert und durch Verrat getötet.

Seither sorgte die Pforte dafür, daß in Albanien keine ehrgeizigen Pašás mehr ans Ruder kamen. Und auch die Unabhängigkeitsgelüste des berühmten Mireditenfürsten Bib Doda blieben ungestillt. Als 1875 der Aufstand in der Hercegovina ausbrach, kam es zu Unterhandlungen zwischen dem Fürsten von Montenegro und den Maljisoren. Als ich im September 1875 in Cetinje war und 5 Häuptlinge der Hoti kamen, mit Nikola zu unterhandeln, riet ich ihm zu einem Bündnis mit diesen.

Weil sie aber Geld wollten (nebst Waffen), verhielt sich Fürst Nikola ablehnend, behauptend, man könne sich nicht auf sie verlassen, da sie schon öfters nicht Wort gehalten hätten. Infolgedessen stellten sich die Maljesoren 1876 auf türkische Seite und wurden in die Niederlagen der türkischen Heere verwickelt, wie man in meinem dreibändigen „Turko-montenegrinischen Krieg von 1876—78" nachlesen mag.

Nach dem ersten glänzenden Feldzug der Montenegriner (1876) erneute Fürst Nikola die schon vorher erfolglos mit den Mirediten angeknüpften Unterhandlungen. Noch während dieses ersten Feldzugs war auf das Verlangen Ahméd Hamdi's und Mahmúd Pašás Prenk nach Škodra gesandt worden, weil die Mirediten ihre Mitwirkung nur gegen dessen Auslieferung zusagten. Nachdem Derviš Pašá den „Prinzen" lange zurückgehalten, entließ er ihn endlich gegen das Versprechen, 1000 Mann zu stellen, wofür er den Pašá-Titel und den Osmanjé-Orden bekam. Die Siege Montenegros und der Umstand, daß sein Onkel Marko Džon Noca von Derviš Pašá gefangen gehalten wurde, bewogen Prenk, den Pfarrer Don Primo Doči nach Cetinje zu senden, wo er Waffenbrüderschaft vorschlug, wenn Nikola Prenk begünstigen wolle, sich in Ober-Albanien ein eigenes Fürstentum zu gründen. Es wurde dann in Oroši (wohin Nikola seine Agenten gesandt) ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Die ganze Matija war damals in Oroši vertreten. Leider schlugen die Mirediten früher los, als es Nikola bedungen hatte; sie nahmen Senel Bej gefangen (der dann gegen Marko Džon Noca ausgeliefert wurde), belagerten Puka und schlugen die türkischen Entsatztruppen. Don Primo Doči machte sich abermals nach Cetinje auf, um Hilfe zu verlangen; Nikola zögerte, weil Serbien Frieden geschlossen und Rußland den Krieg noch nicht erklärt hatte. Dieses Schwanken wurde verderblich. Derviš Pašá sammelte seine ganze Macht, zwang die Mirediten zum Rückzug und nahm Oroši ein. Prenk Pašá und seine Mutter flohen nach Puka. Italien be-

nützte dies, um den montenegrinischen Einfluß in Miredita zu brechen, wobei ihm die abermalige Gefangennahme des Führers der montenegrinischen Partei, Džon Noca, zu statten kam. Derviš Pašás Nachfolger, Alí Saíb, söhnte sich mit Prenk aus und zog ihn von Montenegro ab.

Nach Beendigung des türkisch-montenegrinischen Krieges suchte die Pforte durch Gründung einer albanischen Liga in Prizren die Abtretung der abgetretenen Gebietsstriche zu hintertreiben. Hauptsächlich sollte die Liga gegen die österreichische Besetzung von Bosnien auftreten. Österreich drohte nämlich, nach Niederwerfung des bosnischen Aufstandes (1878) auch das Pašalik Novipazár zu besetzen. Dies mußte verhindert werden. Die Liga von Prizren erhielt sonach Befehl, ihre entbehrliche Streitmacht nach Novipazár zu senden. 3000 Liguisten rückten auch tatsächlich in das Sandžak ein und es hieß, daß andere nachfolgen sollten. Der Muftí von Plevlje (Tašlidža) predigte die Vernichtung der Österreicher, und diese ließen sich wirklich dadurch einschüchtern. Nachdem man zur Bezwingung der von „Feldherren" wie Hadží Loja geführten 20,000 Aufständischen ein Heer von 300,000 Mann und einen Zeitraum von zwei Monaten benötigt hatte, schien es dem Grafen Andrássy zu gewagt, auch noch die Albanesen gegen sich in Waffen zu bringen. Dieser Erfolg machte natürlich die Albanesen noch übermütiger, und gern hätte man auch Serbien seine neuen albanesischen Provinzen entrissen. Aber einige grenzverletzende Horden wurden von den serbischen Truppen gezüchtigt, und diese waren so stark, daß ein Angriffskrieg gegen die Serben Wahnsinn gewesen wäre.

Da den Albanern am meisten Waffenerfolge und Prügel imponieren, hätten sie sich ohne Murren in die neue Lage gefunden, wenn nicht die Pforte in gewohnter Doppelzüngigkeit den Valí von Škodra, Husséjn Pašà, beauftragt hätte, so vorzugehen, wie Hafíz Pašá in Bosnien, das heißt, das Volk gegen die neuen Herren aufzuwiegeln. Husséjn Pašá berief deshalb im Sommer

1878 die Häuptlinge der verschiedenen Stämme und stellte ihnen vor, wie schmachvoll es sei, daß gerade nur die Albanesen sich zerstückeln lassen sollten, wo alle anderen Völker ihre Freiheit gewannen.

Die Wirkung überstieg seine Absichten! Einstimmig beschloß man die Gründung einer Liga zum Schutze der gemeinsamen Interessen und zur Verhinderung der Abtretung albanischen Gebiets an Montenegro. (Gegen Serbien konnte man nichts machen, weil dessen Heer die betreffenden Gegenden längst besetzt hielt.) Die hohe Diplomatie hatte nämlich in ihrer Weisheit beschlossen, daß Montenegro als Lohn für seine Siege in 12 Schlachten, 10 Treffen und 50 Gefechten nicht etwa das von ihm eroberte serbische Land behalte, sondern daß es als Ersatz dafür albanisches bekommen solle. Fürst Nikola hatte sich fügen müssen und loyalerweise räumte er das eroberte Gebiet, bevor er noch in den Besitz des ihm zugesprochenen gekommen war. Dieses wurde nun von den Albanern besetzt und Montenegro weigerte sich, es nochmals zu erobern, meinend, es sei Sache der Großmächte, es ihm zu verschaffen. Rußland übte einen Druck auf die Pforte aus und diese mußte abwiegeln, indem sie den Marschall Mehemed Ali nach Gjakovica sandte, mit dem Auftrag, die Albaner zum Nachgeben zu bringen. Der Marschall wurde aber von den über diese Falschheit der Pforte empörten Albanern in seinem Hause lebend verbrannt und die erschreckte Pforte erklärte sich ohnmächtig, die Albanesen zur Vernunft zu bringen.

Für Italien war dies natürlich eine ausgezeichnete Gelegenheit, nach alter Gewohnheit im Trüben zu fischen. Es rückte mit dem Plane seines Botschafters Corti heraus, man solle den Montenegrinern statt des von mohammedanischen Serben bewohnten Gusinje und Plava das von Albanern bewohnte Sem-Gebiet mit Tuzi geben. Die geheime Absicht dabei war, die Empörung der Albaner noch mehr anzufachen und dann, wenn die Verwirrung

aufs Höchste gestiegen wäre, mit dem Vorschlag herauszurücken, analog dem europäischen Mandat Österreichs in Bosnien, ein solches Italien für Albanien zu übertragen. (Dies alles erfuhr ich viel später vom italienischen Vizeadmiral Fincati.).

Nicht glücklicher als Mehemed Ali Pašá war im Herbst 1879 Ahméd Muhtár Pašá, der sich außer Stand erklärte, die ihm aufgetragene militärische Besetzung von Gusinje durchzuführen.

Auf die Nachricht, daß man Gusinje gegen das Sem-Gebiet umtauschen wolle, übergaben die Maljisoren am 11. April 1880 den europäischen Vertretern in Škodra einen Protest. Trotzdem wurde am 18. die erwähnte Übereinkunft abgeschlossen.

Unrichtig sind die Schilderungen im Meyerschen Konversationslexikon, obschon man glauben sollte, daß ihm meine Berichte nicht unbekannt geblieben seien. Wenigstens machten sie Aufsehen genug, denn der „New York Herald" zahlte 8400 Mark Telegrammkosten dafür. Die am 22. April Tuzi besetzenden Albanesen waren nicht 9000, sondern — 15 Mann stark. Die Montenegriner zogen sich zurück, weil ihnen der Fürst verboten hatte, auch nur einen Schuß abzugeben. Der erwähnte fürstliche Befehl erklärt auch, weshalb die Montenegriner um keinen Preis zu irgend einem gewaltsamen Vorgehen zu bewegen waren.

---

3. Meine politische Tätigkeit in Albanien.

Zu jener Zeit war es, daß ich als Berichterstatter der „Wiener Allgemeinen Zeitung" in Durres landete, in 4 Tagen über Tirana, Kruja und Lješ nach Škodra ritt (36 Stunden im Sattel) und infolge zufälliger Bekanntschaft mit Peter Gorazjú, Offizier der Liga, schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft zur Liga in Beziehungen trat.

Zunächst stellte mich Gorazjú dem Mitglied der „Liga-Commission" (Ausschuß) Džok Mužani vor. Er betonte die wichtigen Dienste, welche ich als Vertreter der öffentlichen Meinung durch meine Berichte der Liga erweisen könnte, sowie die Aufrichtigkeit meiner Vorliebe für die Škjipetaren, von welcher er sich überzeugt habe.

Ich nahm nun meinerseits das Wort, schilderte die üble Meinung, welche man im Westen von den Albanesen habe, die Notwendigkeit, etwas zu tun, was geeignet sei, die Gunst Europas zu gewinnen, und gab schließlich die Erklärung ab, daß ich bereit sei, für die Albanesen zu tun, was ich könne.

Mužani fragte mich, auf welche Weise die Liga sich die Unterstützung Europas oder wenigstens der öffentlichen Meinung erwerben könnte, worauf ich ihm einen längeren Vortrag hielt.

Nach einem Gespräch, dessen Inhalt ich (wie überhaupt alle Einzelheiten meiner Erlebnisse in Albanien) in meinem „Oberalbanien und die Liga" ausführlich geschildert habe, suchten wir Suma auf, der mit sichtlichem Interesse zuhörte und mich dann zu Sima Sef Simanit schickte.

Bevor ich fortfahre, muß ich jedoch zum besseren Verständnis des Folgenden eine Abschweifung machen. Als ich 1875 Montenegro verließ, befand ich mich mit dem Fürsten Nikola im besten Einvernehmen, nachdem eine vorübergehende Trübung behoben war. Letztere hatte davon hergerührt, daß ich bei Beratung des Kriegsplans gegen die Türkei den ungeschickten Operationsplan der Vojvoden Božo Petrović und Stanko Radonjić (beide Minister) heftig kritisiert und einen anderen vorgeschlagen hatte, von dem der serbische General Zach mir später sagte, daß seine Annahme durch den Fürsten dem ganzen Krieg ein anderes Gesicht gegeben hätte. Denn nach meinem Plane wären alle türkischen Heere in der Hercegovina, Bosnien und dem Sandžak nach und nach zur Ergebung gezwungen worden, die türkische Hauptmacht bei Niš wäre schließlich zwischen zwei Feuer gekommen

und hätte ihr Sedan gefunden. Eine Ansicht, der sich der berühmte General Horvatović voll anschloß. (Den Plan habe ich in meinem „Turko-montenegrinischen Krieg" mitgeteilt). Als jedoch der Kapitän Cvjetković in Cetinje anlangte und dem Fürsten mitteilte, er habe in London mit meinem Onkel Marko gesprochen, welcher 200,000 Pfund Sterling (4 Millionen Mark) besitze und ihm gesagt habe, daß ich sein Erbe wäre, faßte Nikola einen anderen Plan. Der Hofmaler Kikerec teilte mir mit, daß ihm des Fürsten Vetter Blažo erzählt habe, er hätte ein Gespräch des Fürsten mit der Fürstin gehört, in dem Nikola die Ansicht äußerte, es wäre gut, mich mit seiner ältesten Tochter Zorka zu verheiraten (die später den gegenwärtigen König von Serbien heiratete), damit das Geld meines Oheims nach Montenegro wandere*). Ich schenkte dem Fürsten zwei kostbare arabische Säbel (den einen schätzte er selbst auf über 6000 Francs) und erbot mich, nach London zu fahren, um meinen Onkel zu einem Kriegsanlehen auf Rechnung meiner Erbschaft zu bewegen. Nikola nahm an und versprach mir für den Fall des Krieges den Oberbefehl über die bocchesische Legion, mit der ich gegen Bar (Antivari) und Ulcin (Dulcigno) operieren sollte und zwar ganz unabhängig, nach meinem eigenen Ermessen. (Diese bocchesische Legion zählte 2000 Mann, kam aber nicht in Tätigkeit, weil Österreich ihre Rücksendung erzwang.)

---

*) Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß genau 32 Jahre später abermals der Plan gefaßt wurde, die Familien Petrović-Njegoš und Gopčević zum dritten Mal durch Heirat zu verbinden Der Bruder der Königin von Montenegro und Oheim der Königin von Italien kam nämlich zu mir und suchte in fünftägigen Verhandlungen meine Zustimmung zur ehelichen Verbindung meiner Tochter Draginja Danica mit der montenegrischen Dynastie zu erlangen. (Denn der Ruf ihrer Schönheit war bis Cetinje gedrungen und unsere Familie ist, als in unmittelbarer männlicher Erstgeburt von neun serbischen und dioklitischen Königen abstammend, nach monarchischen. Begriffen ebenbürtig.) Aber verschiedene Gründe veranlaßten mich, diese Zustimmung **nicht** zu geben.

Dies teilte ich Garibaldi mit, ihn bittend, sich mit italienischen Freiwilligen am Krieg zu beteiligen. Garibaldi antwortete mir, daß er bereit sei, so viele Freiwillige zu senden, als zu kommen Lust haben würden, daß er aber selbst wegen Hinfälligkeit nicht kommen könnte; er würde deshalb den Befehl über die Italiener auch mir übertragen, was ich dem Fürsten Nikola mitteilte. Nun vernahm ich aber in Wien, daß mein Onkel mittlerweile sein ganzes Vermögen bis auf einen kleinen Rest verloren hatte und deshalb wurde meine Mission gegenstandslos. Als ich dies dem Fürsten mitteilte, hatte ich für ihn jedes Interesse verloren und er gab keine Antwort mehr, unterließ es auch, mich vom bevorstehenden Krieg in Kenntnis zu setzen, (wie vereinbart worden war), folglich konnte ich auch weder den Befehl über die Bocchesen und Italiener übernehmen, noch auch überhaupt den Krieg mitmachen. Wie ich von Kikerec erfuhr, war dies die Folge der Ränke von Božo und Stanko, sowie anderer Vojvoden, die empört waren, daß ein 20-jähriger unerfahrener Mann dieselbe Stellung einnehmen sollte, wie sie, alte kriegserfahrene Leute. Sie übersahen aber dabei, daß ich theoretisch dieselben Studien wie irgend ein westeuropäischer Offizier gemacht, namentlich aber die Strategie sehr gründlich studiert hatte und zwar mit gutem Erfolg, wie sich später zeigte, als 1882 mein Feldzugsplan in Egypten angenommen wurde*), mein anderer 1885 für den Fall eines Krieges Bulgariens gegen die Pforte entworfener auch angenommen worden wäre, und die maßgebendsten Militärs sich in der anerkennendsten Weise über meine militärischen Kritiken aussprachen. Hat ja sogar Moltke 1881 dem Herausgeber der „Jahrbücher für die deutsche Armée und Marine“,

*) Aus meinem im Augustheft 1898 der „Deutschen Revue“ abgedruckten Artikel „Gespräche mit und ungedruckte Briefe von Gladstone“ ist zu ersehen, daß der englische Operationsplan im Sinne meiner Ratschläge geändert wurde, und ganz diesen entsprechend, nur daß Wolseley die Ausführung höchst ungeschickt unternahm.

Oberstleutnant von Marées, gegenüber sich dahin ausgesprochen, daß meine „Französische Expedition nach Egypten 1798—1801" das Muster einer kriegsgeschichtlichen Darstellung sei und daß meine Kritik von sehr gesunden, scharfsinnigen Anschauungen zeige. Die Vojvoden hingegen waren wohl geschickte Taktiker im Gebirge, dagegen hatten sie von höherer Strategie keinen blassen Dunst.

Garibaldi war daher gezwungen, den Befehl über seine Freiwiligen dem Herzog Vivaldi-Pasqua zu übertragen. Immerhin blieb ich mit ihm in Briefwechsel und so kam es, daß ich ihm auch 1880 bei meiner Abreise nach Albanien davon Mitteilung machte. Er selbst war es, der mir riet, einen Versuch zu machen, das türkische Joch abzuschütteln, zu welchem Zweck er mir versprach, mich mit Freiwilligen, Waffen und vielleicht auch Geld zu unterstützen, während er mich andererseits dringend ermahnte, mich ja nicht auf die Diplomatie zu verlassen, die mich sicher verraten und verkaufen würde, sondern nur auf mein Schwert.

Diesen Brief Garibaldi's zeigte ich nun den Mitgliedern der Liga-Commission und er machte auf sie so großen Eindruck, daß sie mit mir in Unterhandlungen traten, besonders als ich ihnen sagte, daß ich auch durch den mir befreundeten Gladstone Englands Hilfe erlangen könnte. Tatsächlich schrieb ich am 3. Juni in diesem Sinne an Gladstone und erhielt von ihm nachstehende Antwort:

„Lieber Herr, Ihr interessantes Schreiben vom 3. d. (Juni) hat mich sehr überrascht. In der Tat wäre der von Ihnen angedeutete Weg, Ihren Landsleuten ohne Blutvergießen zum Besitz von Tuzi und den übrigen an Montenegro abgetretenen Gebieten zu verhelfen, nicht übel, wenn er nicht zugleich weit größeres Blutvergießen in sich schlösse. Die Liga hat mir bereits vor einiger Zeit telegraphiert, aber von mir keine Antwort erhalten. Da ich aber jetzt aus Ihrem Briefe sehe, wie die Sachen eigentlich dort stehen, betrachte ich letztere

von einem anderen Gesichtspunkte aus. Jedes unterdrückte Volk hat das Recht sein Joch abzuschütteln, und wenn die Albanesen der türkischen Mißregierung satt sind und unabhängig sein wollen, so begleiten sie meine besten Wünsche. Direkt kann ich allerdings nichts dafür tun, aber wenn Ihr Plan wirklich gelungen, die türkische Flagge aus Albanien verschwunden und die Unabhängigkeit Albaniens ausgerufen ist, dann lassen Sie mir dies durch Ihre provisorische Regierung offiziell mitteilen und England wird die erste Macht sein, welche das unabhängige Albanien anerkennt. Ich werde auch mein Möglichstes tun, andere Mächte zu bewegen, diesem Beispiel zu folgen, doch ist es zweifelhaft, ob außer in Rußland und Frankreich ein unabhängiges Albanien Sympathie finden wird. Zudem müssen Sie bedenken, daß mit der Vertreibung der Türken aus Albanien noch nichts gewonnen ist, wenn Sie nicht imstande sein sollten, die Unabhängigkeit Albaniens gegen die dann zweifellos anrückenden türkischen Heere zu behaupten. In dieser Beziehung war es deshalb eine gute Idee, daß Sie Garibaldi's Unterstützung ansuchten, und eine noch bessere, daß Sie mit dem Fürsten von Montenegro wegen eines Bündnisses mit den Albanesen verhandeln wollen. Gelänge dies, so halte ich es für sicher, daß die türkischen Waffen nicht imstande wären, die vereinigten montenegrinisch-albanischen Streitkräfte zu bemeistern.

Auch die vorgeschlagene Abtretung von Dulcigno an Montenegro wäre eine gute Idee; aber das einzige, was ich tun könnte, wäre, daß ich eines unserer Kriegsschiffe — oder vielleicht das ganze Mittelmeergeschwader — demonstrativ vor Dulcigno und Durazzo ankern lasse, um den Türken die Lust zu etwaigen Landungen in Ihrem Rücken zu verleiden. Wenn sie es aber trotzdem täten, könnten es unsere Schiffe unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht hindern. Ebensowenig kann ich Ihnen für den Augenblick wegen Unterstützung mit Geld und Waffen eine bindende Zusage machen.

Aber machen Sie Albanien frei und wir werden dann sehen, welche Stellung die übrigen Mächte einnehmen, wonach sich unsere Haltung richten muß.

Mit den besten Wünschen für das Gelingen Ihrer Pläne habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebenster Diener

W. E. Gladstone."

Andern Tags kam Gorazjú zu mir und sagte, die Liga lasse mich ersuchen, einen ganz genauen und ausführlichen Operationsplan nach meiner Idee zu entwerfen. Die Commission werde dann zu mir kommen und mit mir beraten.

Ich versprach einen vollständigen Plan auszuarbeiten und lud die Commission für den 29. Mai in meine Wohnung. Um Aufsehen zu vermeiden, hieß es, daß die Commission sich nur meines Speisezimmers bedienen würde, um ungestört Sitzung halten zu können.

Am bezeichneten Abend fanden sich 8 oder 10 Mitglieder der Commission pünktlich bei mir ein, denen ich meinen ausführlichen Operationsplan vorlegte. Über diesen äußerte sich Oberst Amerling in der Österr. Militär. Zeitschrift, daß er mich nicht nur als scharfsichtigen Politiker, sondern auch als trefflich verfügenden Militär zeige; und Oberst Baron Gagern schrieb im „Berliner Tageblatt" darüber, daß jener so genial erdacht sei, daß der Erfolg keinem Zweifel unterlag und ich heute als Befreier Albaniens den Ruf eines zweiten Garibaldi hätte, wenn in der Liga-Commission auch nur ein Mann von Verstand gesessen wäre.

Mein Plan ist ausführlich in meinem „Oberalbanien" wiedergegeben. Danach wäre zunächst mit dem Fürsten von Montenegro ein Übereinkommen abgeschlossen worden und in der festgesetzten Nacht hätten wir die beiden Kriegsdampfer, das Saraj, die beiden Pašá's, den Tepé und das Kastell überfallen. Da die Liga über 9300 Mann verfügte, die türkische Besatzung aber nur 3000 Mann stark war, konnte an dem Erfolg des Handstreiches nicht ge-

zweifelt werden. Dann würde die Commission feierlich die Unabhängigkeit der Škjipetaren von der Pforte erklären und eine provisorische Regierung einsetzen, deren erste Tätigkeit in dem Erlaß eines Rundschreibens an alle Mächte bestünde, des Inhalts, daß die Škjipetaren nach 400-jähriger Unterjochung beschlossen hätten, ihre ehemalige Unabhängigkeit wiederzugewinnen, daß sie sich also von nun an als freies Volk betrachten und die Mächte bitten, zu ihren Gunsten ebenso einzutreten wie vordem für Griechen, Serben und Bulgaren. Sollten sich die Mächte nicht zu einem Gemeinschritt entschließen können, so möge man sich insbesondere an England, Österreich oder Italien um Schutz wenden.

Während dieser diplomatischen Tätigkeit müßte schnell das Land organisiert werden. Alle Bekenntnisse erhielten gleiche Rechte, indem sich sämtliche Škjipetaren nur als Brüder fühlten. Vorläufig bilde das Land eine Föderativ-Republik. Die einzelnen Stämme und Landschaften regierten sich in inneren Angelegenheiten selbst, so wie dies bisher der Fall gewesen war; dem Ausland gegenüber und in gemeinsamen Angelegenheiten bilde Albanien ein Ganzes.

Die erste Sorge müsse jene um das Heer sein. Jeder Škjipetar vom 14.—60. Lebensjahr wäre verpflichtet, zur Verteidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Sollte die Bewegung auf das der Liga freundlich gesinnte Land, also auf Nord- und Mittelalbanien, beschränkt bleiben, so ergäbe dies mindestens 70 000 Streiter; sollte sich jedoch auch Unter- und Ostalbanien anschließen, so erhielte man ein Heer von vielleicht 220 000 Mann. Aber schon die 70 000 Nord-Albanesen würden genügen, alle Unterwerfungsversuche der Pforte zu vereiteln.

Es würde gewiß möglich sein, in wenigen Wochen 9000 Maljisoren, 5000 Škodraner, 7000 Mirediten und Dukadžin, 4000 Bewohner der Ebenen von Ulcin (Dulcigno) bis Lješ, also 25 000 Mann zusammenzubringen. Diese besitzen schon etwa 3000 Hinterlader. Ebenso

viele würden der türkischen Besatzung abgenommen und 12 000 hätte man im Kastell erbeutet. Dies sind also 18 000 Hinterlader. Aus Italien könnten vierzehn Tage nach der Erhebung einige Tausend Stück eintreffen und vielleicht lasse sich auch Fürst Nikola herbei, die geliehenen Waffen und Kanonen zu verkaufen.

Jedenfalls hätte sich das albanische Heer, das nach der Eroberung mindestens 9000 Mann zähle und durch Aushebung der Škodraner und Anschluß der entlegeneren Maljisorenstämme leicht auf das Doppelte gebracht werden könne, so bald als möglich gegen Prizren zu wenden und diesen Schlüssel zu Nordalbanien zu besetzen.

Der Rest der Mirediten, die sich jedenfalls der Bewegung anschließenden Dibra und Matija, gegen 40 000 Mann stark, müßten die Schlüssel zu Mittelalbanien, Debar und Ohrid besetzen. Der Rest (5000 Mann) bliebe in Lješ, um eine Landung der Türken zu verhindern. Ulcin (Dulcigno) übergebe man am besten den Montenegrinern als Pfand, wodurch die Gefahr einer türkischen Landung dortselbst entfalle. Wenn die Dulcignoten und Montenegro damit einverstanden wären, könnte man mit dem Fürsten Nikola auch ein Abkommen treffen, nach welchem er Ulcin (Dulcigno) statt des Sem-Gebietes bekäme.*).

Nachdem ich geendet hatte, entspann sich eine heftige Erörterung. Endlich legte man mir mehrere Fragen vor, bezüglich der Ausführbarkeit meines Planes. Ich begründete meine Entwürfe, doch merkte ich bald, daß der Hauptstein des Anstoßes das Bündnis mit Montenegro und die verlangte Abtretung albanischen Gebiets an dieses sei. Ich stellte jedoch vor, daß die Abtretung in jedem Falle unvermeidlich sei, weil die Albanesen zu schwach wären, gleichzeitig gegen Montenegro, die Pforte und den Willen des vereinten Europa Stellung zu nehmen. Es sei demnach besser, sich durch frei-

*) Was später wirklich geschah.

williges Nachgeben das Wohlwollen Europas und den Beistand Montenegros zu erwerben, weil die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit viel mehr wert sei, als einige Fetzen Landes.

Schließlich versprach man mir, meinen Plan ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Gorazjú führte mich anderntags in das Jesuitencollegium und zum Weltpriester Don Antonio Šlaku, von dem er mir sagte, daß er die Seele des katholischen Teils der Liga sei.

Wir erkannten uns gegenseitig auf den ersten Blick als Feinde. Nur wußte ich damals nicht, daß Šlaku mit dem italienischen Konsul Zerboni sehr vertraut war und dieser von ihm alles erfuhr. Zerboni aber hatte Weisung von seiner Regierung, meinen Plan zu vereiteln. Dies erfuhr ich allerdings erst viele Jahre später vom italienischen Viceadmiral Fincati.

Meine Verhandlungen mit der Liga schienen anfangs allerdings von Erfolg gekrönt zu sein, denn die Commission kam nochmals in meine Wohnung und beriet mit mir die Möglichkeit einer Erhebung. Ich versicherte, daß ich Alles so genau erwogen habe, daß ich bereit sei, mich in albanischen Kleidern an dem Handstreich zu beteiligen und die Leitung des schwierigsten Teiles selbst zu übernehmen*). Dies schien zu wirken, denn es wurde

---

*) Meine Absicht war, dabei so tollkühn vorzugehen, daß ich (falls ich nicht gefallen wäre), mit einem Schlage die Bewunderung und das Zutrauen der Albanesen gewonnen hätte. Dann wäre es mir ein Leichtes gewesen, sie zu bewegen, mich mit diktatorischer Gewalt zu bekleiden. Denn ich sah deutlich ein, daß dies die einzige Möglichkeit bot, Albaniens Unabhängigkeit zu behaupten. Sämtliche Mitglieder der Liga waren nämlich trostlose Ignoranten in jeder Beziehung: in politischer wie in militärischer. Sie hätten also nur Unheil gestiftet und Verwirrung angerichtet, wenn ihnen die Leitung in den Händen geblieben wäre. Als Diktator hingegen wäre es mir leicht gewesen, durch eine zielbewußte Politik und durch entschlossene tatkräftige militärische Maßnahmen die albanische Bewegung zu einem glücklichen Ende zu führen.

ein Tag festgesetzt, an dem der Zeitpunkt des Losschlagens bestimmt werden sollte. Da legte sich Zerboni ins Mittel.

Durch Danusso, dem Korrespondenten der „Gazzetta Piemontese", wußte Zerboni, daß ich naher Verwandter des Fürsten von Montenegro war, und dies nützte er geschickt aus, um durch Antonio Šlaku das Gerücht aussprengen zu lassen, ich sei montenegrinischer Sendling, vom Fürsten Nikola abgesandt, die Liga aufs Eis zu locken, indem ich sie von Montenegro ablenke und gegen die Pforte hetze. Da keines der Liga-Mitglieder wußte, daß ich mit Nikola entzweit war (denn mein deutsches Werk „Montenegro und die Montenegriner" konnten sie natürlich nicht lesen), glaubten sie das Märchen und brachen mit mir alle Beziehungen ab.

Nachdem es zum offenen Bruche gekommen war, war meine Stellung in Albanien keine besonders angenehme. Besonders die Geistlichkeit, aufgebracht über meine Berichte, welche ihre Wirtschaft aufdeckten, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, gegen mich zu hetzen. Die Franziskaner hatten sogar beschlossen, mich während meines Abendspazierganges überfallen und durchprügeln zu lassen. Ich erfuhr dies durch einen treuen Albanesen. Bis dahin war ich stets unbewaffnet ausgegangen und auch ausgeritten. Von dem Augenblick an steckte ich jedoch den Revolver zu mir und ließ bei meinen Ritten mein langes Messer herausfordernd aus dem Stiefel blicken. Gleichzeitig unterließ ich nicht, öffentlich zu erklären, daß ich jeden Angriff, jede Beschimpfung, jeden Schlag sofort mit einem Schusse beantworten würde. Man hatte sich bereits genugsam von meiner Tatkraft überzeugt, als daß man an dem Ernst meiner Worte hätte zweifeln können. Diesem Umstande schreibe ich es zu, daß man es während meines ganzen Aufenthaltes nicht wagte, mich anzugreifen. Ich wundere mich jetzt noch darüber, denn an guten Gelegenheiten mich unschädlich zu machen, fehlte es wahrlich nicht. Offenbar hatten

meine Entschlossenheit und meine beständig an den Tag gelegte Verachtung der Gegner den feigen Skodranern Achtung und Scheu eingeflößt. Dafür rächten sie sich allerdings durch Verläumdungen, in denen sie groß sind.

Am 1. Juli kam der Vicekonsul Schmucker zu mir und riet mir abzureisen, da ein Mitglied der Commission ihm zu verstehen gegeben habe, daß man mich ermorden werde.

Ich zuckte verächtlich die Achseln.

— Die Liga wird es nicht wagen! sagte ich kalt. Ich hatte nämlich schon vorher zwei gleiche Warnungen erhalten, ohne mich deshalb zur Abreise bewogen zu fühlen. Zuerst hatte mich die Liga durch Herrn Arthur John Evans auffordern lassen, das Land zu verlassen, widrigenfalls man für meine Sicherheit nicht einstehen könnte. Ich betrachtete diese Aufforderung als Schreckschuß, darauf berechnet, mich zur Abreise zu bewegen und schlug die Warnung in den Wind.

Bald darauf kam Herr Agostino Danusso zu mir und teilte mir mit, er habe in Erfahrung gebracht, daß man mich töten wolle, falls ich mich nicht auf dem nächsten Dampfer in Medua einschiffe. Ich wollte der Liga zeigen, daß ich sie nicht fürchte und blieb.

Aus demselben Grunde unternahm ich jetzt auch ganz allein weite Ritte von 50—60 km in die entlegensten Dörfer, wobei ich stets den Leuten Grüße an die Liga auftrug, um ihr zu zeigen, wie wenig ich mich fürchte. Obgleich ich mich wiederholt auf dem Rückweg verirrte und in so einsame Gegenden gelangte, daß ich in der finsteren Nacht leicht ermordet werden konnte, errettete mich doch ein unglaublicher Glücksstern aus allen Gefahren. Als ich einmal nach einem so glücklich abgelaufenen Abenteuer spät nachts unter meine Freunde trat, sagte mir Danusso:

— Sie werden so lange mit dem Feuer spielen, bis Sie sich ordentlich verbrannt haben. Spaßen Sie mit der Liga nicht! Ich habe heute erfahren, daß man Sie

auf dem Wege nach Antivari ermorden lassen will. Aus diesem Grunde rate ich Ihnen über Medua zu reisen.

Ich dankte meinem Freunde für seine Mitteilung, meinte jedoch, daß ich nicht gewohnt sei, mir von Andern Vorschriften geben zu lassen; ich würde daher, ob es der Liga genehm sei oder nicht, über Antivari abreisen. Dann vervollständigte ich meine Bewaffnung durch einen Winchester-Karabiner, über dessen aufsehenerregende Einschießung ich im 4. Kapitel Näheres mitteilen werde.

Am selben Tag kam Evans zu mir und bat mich, ja nicht über Antivari zu reiten, weil er erfahren habe, daß der Weg seitens der Liga von 200 Mohammedanern besetzt sei, welche mit mir wenig Federlesens machen würden. Er fügte hinzu, daß ich mich mutwillig ins Verderben stürzen würde, wenn ich auf meinem Vorhaben bestünde.

Diese Worte machten mich schwankend. Aber noch sträubte sich mein Stolz dagegen, nachzugeben, da man glauben würde, es geschähe aus Furcht.

Anfänglich wollte ich den Umweg über Ulcin (Dulcigno) machen, aber auf Geheiß der Liga weigerte sich Jedermann, mich zu begleiten oder mir Pferde zu vermieten. Ich wählte daher den Weg über Antivari. Die Liga ließ aber aussprengen, man werde mich nicht hinreiten lassen. Dem Postverwalter Nikolić, welcher mir dies mitteilte, gab ich zur Antwort, die Liga würde sich dadurch nur selbst im Wege stehen, denn wenn sie mich aufhielte, würde ich gezwungen sein, noch eine Woche länger in Škodra zu bleiben.

Da es so nicht ging, versuchte man es mit Drohungen: wenn ich halsstarrig auf meiner Absicht beharre, könne man bei der Erbitterung, welche gegen mich herrsche, für mein Leben nicht einstehen! Ich belachte solche „Warnungen" und mietete Pferde nach Antivari. Dabei stieß ich jedoch auf ein unerwartetes Hindernis. Der Generalkonsul Lippich fürchtete durch meine Ermordung blosgestellt zu werden und verweigerte mir den erbetenen Postiere. Außerdem verlangte er von mir eine

schriftliche Erklärung, daß er mich von den meiner harrenden Gefahren in Kenntnis gesetzt und davor gewarnt habe, daß ich aber eigensinnig darauf bestanden sei, nach Antivari zu reiten. Ich erklärte mich zur Unterzeichnung bereit.

Schon war Alles geordnet, als plötzlich atemlos Arthur John Evans zu mir stürzte und mir zurief:

„Soeben komme ich aus dem Bazar, wo ich Ohrenzeuge einer Unterredung war, die mich mit dem größten Entsetzen erfüllt hat. Hören Sie nur: Übermorgen sollen Sie niedergemetzelt werden!"

An solche Botschaften gewöhnt, antwortete ich nur durch ungläubiges Lächeln. Mein Freund bemerkte es und rief außer sich:

„Sie zweifeln? Gut, so vernehmen und glauben Sie! Ich feilschte eben im Bazar mit einem Verkäufer, als ich hinter mir in der gegenüberliegenden Bude Ihren Namen flüstern hörte. Während ich daher die zu kaufenden Gegenstände prüfte und hin und wieder mit dem Eigentümer handelte, horchte ich, ohne mich umzudrehen und wurde auf diese Art Ohrenzeuge eines schändlichen Anschlags.

Morgen werden Sie nach Antivari reiten. Bei Kodrokol liegen 200 Mohammedaner im Hinterhalt, denen Sie von der Liga als montenegrinischer Spion bezeichnet wurden. Sie haben Auftrag, Sie aufzuhalten. Wenn Sie sich als österreichischer Staatsbürger bekennen und Ihren Paß zeigen, wird man rufen: „Du also bist der schändliche Korrespondent, welcher die Liga in Mißkredit gebracht hat?" und auf Sie losschlagen. Greifen Sie auf das hin zur Waffe, so wird man Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen. Lassen Sie sich hingegen alles gefallen oder kehren Sie sofort nach der ersten Aufforderung um, so wird man Sie von rückwärts erschießen. In jedem Falle beabsichtigt jedoch die Liga, sich die Hände in Unschuld zu waschen, indem sie behaupten wird, die Mohammedaner hätten ohne ihr Wissen gehandelt und seien durch Sie herausgefordert worden, indem Sie zuerst auf die Albanesen das Feuer

eröffnet hätten. Da dies bei Ihrer Entschlossenheit einen Schein von Wahrscheinlichkeit für sich hätte und ein Gegenbeweis unmöglich wäre, könnte die österreichische Regierung Sie nicht einmal rächen."

Ich blickte meinen Freund betroffen an. So gefährlich hatte ich mir die Sache bisher nicht vorgestellt. Ich überlegte eine Weile.

Dann hielt ich mit Herrn Schmucker Rücksprache. Ich teilte ihm mit, daß ich durch eine Nachricht bestimmt worden sei, den Weg nach Medua zu wählen. Mehr sagte ich vorläufig nicht, da mein Freund mir das Wort abgenommen hatte, ihn nicht zu verraten. Wurde seine Warnung bekannt, so war er der Rache der Liga preisgegeben.

Am Abend desselben Tages verbreitete sich die Nachricht, die Liga beabsichtige 300 Mann auf die Straße nach Medua zu senden, um die erwartete Friedens-Kommission der Pforte zur Einschiffung zu zwingen. Diese Nachricht brachte mich aus dem Regen in die Traufe. Wenn die Liga erfuhr, daß ich meinen Reiseplan geändert hatte, so war hundert gegen eins zu verwetten, daß sie der Abteilung auf der Medua-Straße einen gleichen Auftrag zukommen ließ, wie jener bei Kodrokol. Ich begann nun zu zweifeln, ob es mir unter diesen Umständen gelingen würde, Albanien mit heiler Haut zu verlassen.

Der Generalkonsul war sehr erfreut, als er erfuhr, ich habe mich entschlossen, über Medua abzureisen (er wußte nämlich nicht weshalb und glaubte, es geschehe auf seine Vorstellungen hin) und bewilligte mir einen kaiserlichen Postiere als Führer. Dieser erhielt den Befehl, mich dorthin zu begleiten, wohin ich zu reiten wünsche.

Um die Liga zu täuschen, ließ ich Alle, selbst meine besten Freunde bei dem Glauben, daß ich über Antivari reiten würde.

Am 7. Juli um 4 Uhr morgens schwang ich mich in den Sattel. Außer meinem Wirte bemerkte ich noch einige fremde Gesichter.

„Wohin soll ich Sie bringen?" frug mich der Postiere. Ein flüchtiger Blick zeigte mir, daß sämtliche Augen mit Spannung an meinen Lippen hingen. Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete ich ruhig: „Nach Antivari!"

Alle blickten sich gegenseitig an. Welche gemischte Gefühle drückten sich auf den verschiedenen Gesichtern aus. Ruhig ritt ich ab.

Vor mir im Sattel ruhte mein trefflicher Winchester-Karabiner*), aus der offenen Satteltasche blickte der Kolben eines sechsschüssigen Revolvers hervor und aus meinem hohen Reitstiefel sah man den Schaft eines zwölfzölligen Messers ragen. Auch mein Begleiter trug in seinem Gürtel ein Arsenal von Waffen zur Schau.

„Wohin geht es?" frug hin und wieder ein Vorübergehender.

„Tivari!" antwortete immer lakonisch der Postiere.

Der gute Mann glaubte dies wirklich. Deshalb wollte er über die Bojana-Brücke setzen. Ich aber flüsterte ihm zu:

„Hajdemo šiper Kiri-ure". (Gehen wir über die Kiri-Brücke.)

Er sah mich erstaunt an; da ihm jedoch befohlen war, sich ganz nach meinen Weisungen zu richten, gehorchte er. Erst nachdem wir die jenseits des Kiri liegende Vorstadt Bačelek hinter uns hatten, teilte ich ihm mit, daß ich mittlerweile meine Absicht geändert hätte und den Weg nach Medua einschlagen werde.

Dem Postiere schien jetzt ein Licht aufzugehen, denn aus eigenem Antriebe führte er mich auf einem Seitenwege nach Medua, so daß ich der albanischen Abteilung

*) Erst einige Monate nach meiner Rückkehr nach Wien machte mein Vetter (Oberstleutnant von Bisenius) zufällig die Entdeckung, daß der ganze Lauf desselben mit Erde verstopft worden war. Diesen Schurkenstreich hat offenbar der Albanese, dem ich am Abend vor meiner Abreise das Gewehr zum Putzen gab, auf Anweisung der Liga ausgeführt. Ein neuer Beweis für den Ernst der Absicht, mich unschädlich zu machen.

gar nicht begegnete. Aber noch in Medua hatte der Lloydagent Gergomilla große Sorge wegen mir und richtete alles so her, daß ich beim etwaigen Eintreffen der Albanesen versteckt werden konnte.

Noch bevor ich Albanien verließ, hatte ich Gladstone über alles berichtet, ihm mitgeteilt, daß die Albanesen viel zu dumm seien, als daß sie Sinn für höhere Ideen hätten und die Liga von solchen Schafsköpfen geleitet werde, daß es aussichtslos sei, mit ihr etwas zu machen. Ich schlüge daher vor, man solle den Montenegrinern das (ohnehin im letzten Krieg von ihnen eroberte) Bojana-Gebiet zurückgeben, als Ersatz für Tuzi und das Sem-Gebiet, welches die Albanesen nicht räumen wollen. Für Montenegro hätte das Bojana-Gebiet mit dem Hafen Ulcin (Dulcigno) ohnehin viel größeren Wert.

Infolgedessen wurde tatsächlich von den Mächten beschlossen, Montenegro solle das Bojana-Gebiet anstatt des Sem-Gebietes bekommen. Allein die Albanesen weigerten sich auch Ulcin zu räumen. Da schrieb ich an Gladstone, er möge sie durch eine Flottendemonstration dazu zwingen. Eine solche wurde nun veranstaltet, hatte aber zunächst keinen Erfolg. Da schrieb ich Gladstone, er könnte leicht die Sache dadurch beschleunigen, daß er 8—10 seichtgehende Flußkanonenboote vom Typ „Dee" nach Albanien sende, wo sie auf der Bojana und im Škodra-See auf- und abfahren und jeden Zuzug aus Albanien verhindern, auch die im Bojana-Gebiete stehenden Albanesen aushungern könnten, wenn dessen Küste gleichzeitig vom Geschwader blockiert blieb. Am 23. August dankte mir Gladstone für meinen guten Rat, sagte, daß er ihn der Admiralität übermittelt habe, diese jedoch erklärt hätte, gegenwärtig sei der Wasserstand in der Bojana so niedrig, daß die Kanonenboote nicht einlaufen könnten. Er hoffe jedoch auch ohne dies in der Lage zu sein, Montenegro zu dem ihm gebührenden Gebiete zu verhelfen. In dieser Beziehung hätte ich seine Zusage und diese werde er halten.

Tatsächlich geschah dies und am 29. November schrieb mir Gladstone u. a. folgendes:

„Es ist viel Zeit verflossen, seit es Euer Exzellenz gefallen hat, mir Ihre schmeichelhaften Briefe vom 21. August und 13. September zu senden. Ich hoffe, daß Sie in Ihrer Güte mein Schweigen seiner wahren Ursache zugeschrieben haben. Die Briefe wurden von mir sorgfältig aufgehoben, damit ich darauf am ersten Tag nach der Übergabe von Dulcigno und seines Gebiets antworten könne. . . . .

„Gestern hatte ich die Ehre an diesem Orte die authentischeste Versicherung der Übergabe durch ein Telegramm zu erhalten, das vom Fürsten von Montenegro an mich gerichtet war, dem Sie noch einmal meine schuldigen und ehrfurchtsvollen Komplimente übermitteln wollen."

„Ich freue mich, daß die Besitzergreifung durch die montenegrinischen Streitkräfte ohne das geringste Blutvergießen erfolgte, während ich andrerseits bedauere, daß das Blut von Türken und Albanesen in einem Konflikt verspritzt wurde, welcher nie stattgefunden hätte, wenn man anders vorgegangen wäre." (Folgen noch einige Seiten mit anderen Mitteilungen.)

Nach der Übergabe von Ulcin (Dulcigno) war die Liga, als gegenstandslos und im Gegenteil für die Pforte gefährlich, von dieser aufgelöst worden. Albanien fiel in die alten kläglichen Verhältnisse zurück. Das gab natürlich wieder zu wiederholten Unruhen und Aufständen Anlaß. 1911 war es so arg geworden, daß die Maljisoren und Mirediten sich gegen die Pforte erhoben und mit Montenegro in Verbindung traten, wohin sich auch alle Albanesen und ihre Führer flüchteten, als es schief ging. Die Folge des ihnen zu teil gewordenen Schutzes durch Montenegro (dem ihre Verpflegung große Kosten auferlegte) war, daß die Maljisoren zu Beginn des letzten Krieges (1912) an der Seite Montenegros gegen die Türken kämpften, was seit 1478 nicht mehr der Fall gewesen war. Bei einiger Schlauheit hätte wohl König

Nikola aus der Waffenbrüderschaft eine dauernde Verbrüderung machen können. Er hätte nur den Maljisoren vorschlagen sollen, daß sie unter montenegrinischer Herrschaft vollständige Autonomie behalten würden, also ihre Sprache, Religion, gesellschaftlichen Einrichtungen &c. Stattdem sprach er undiplomatisch ganz offen von einer einfachen Einverleibung des Malj-i-zij (= „Schwarzer Berg") in Montenegro, was zur Folge hatte, daß ihn die Maljisoren verließen und er Škodra allein weiterbelagern konnte. Er brachte zwar diese, durch den Taraboš nunmehr sehr stark gewordene Festung trotzdem zu Fall (auch nachdem die serbischen Hilfstruppen infolge österreichischen Ultimatums ihn verlassen hatten), allein Österreich und Italien zwangen ihn zur Zurückgabe seiner Eroberungen.

Auch die Miriditen leisteten dem serbischen Einfall 1912—13 gar keinen Widerstand und ließen ruhig ihre Hauptstadt Oroši bis vor kurzem noch von den Serben besetzt halten, ohne Einsprache zu erheben oder sich irgendwie gewaltsam zu widersetzen, und dies ist mir sehr rätselhaft. Nachdem sie überaus tapfer und freiheitsliebend sind, scheint es, als ob sie entweder durch Geld gewonnen wurden oder daß sie vielleicht von den Serben solche Zusagen erhielten, wie jene, von denen ich oben erwähnt habe, daß sie den Maljisoren von den Montenegrinern hätten gemacht werden sollen. Jedenfalls gibt dieses Verhalten der Miriditen zu denken. Möglich (wenn auch wenig wahrscheinlich) ist es auch, daß sie in Erinnerung an ihre serbische Abkunft sich so verhielten. Denn diese Erinnerung scheint doch nicht überall vollständig erloschen zu sein. Abgesehen von dem erwähnten Vorhandensein der 20 000 Kryptoserben, kann man darauf auch aus den Bittschriften schließen, die 1878 aus Albanien dem Berliner Kongreß übergeben wurden. Unter den in meinem „Makedonien und Altserbien" auf Seite 325—344 mitgeteilten Bittschriften der Bevölkerung von Makedonien und Altserbien um Vereinigung mit den

„serbischen Stammesgenossen" befinden sich nämlich auch solche aus Debar und Elbasán. Debar (Dibra) allerdings liegt an der Grenze, und wenn auch die Dibraner stets als „Albanesen" angesehen wurden, fand ich doch 1888, daß sie nicht albanisch, sondern serbisch sprachen. Elbasán aber liegt im Innern von Mittelalbanien am Škumbi, welcher der Grenzfluß zwischen Ober- und Unteralbanien ist! Daß die Leute dort sich als Serben bezeichneten und ebenso um Einverleibung in Serbien baten, wie alle übrigen Serben von Makedonien (die sogenannten „Bulgaren"), Altserbien und Braničevo (das heutige Westbulgarien westlich des Isker mit Sófija, dessen Bevölkerung 1878 ebenfalls nicht bulgarisch, sondern serbisch sprach), das gibt zu denken! Vielleicht waren es aber eben jene Kryptoserben.

Noch sonderbarer erscheint es mir, daß nicht einmal die sonst so christenfeindlichen albanesischen Mohammedaner den Serben Widerstand leisteten. Die einzige Erklärung wäre der Umstand, daß vielleicht ihre ganze waffenfähige Bevölkerung in den Reihen der türkischen Armee kämpfte und in deren Niederlage verwickelt wurde. Daß die katholischen Städter sich nicht am Widerstand beteiligten, erklärt sich aus ihrer großen Feigheit.

---

4. Die Maljisoren.

Schon aus dem bisher Gesagten konnte der Leser entnehmen, daß die Albanesen kein einheitliches Volk sind. In Oberalbanien sind die Maljisoren, Mirediten, Katholiken der Ebenen und Städte, Mohammedaner und Orthodoxen von einander ebensosehr in jeder Beziehung verschieden, wie in Unteralbanien die Mohammedaner, orthodoxen und gräcisierten Tosken und die Zinzaren. Deshalb muß jede dieser Spielarten besonders behandelt werden. Dann erst ist der Leser

imstande, die grenzenlose — Schlauheit der Diplomaten zu würdigen, welche so heterogene Elemente in einen Staat zusammengeschweißt haben und sich dessen in ihren Rechtfertigungsberichten vor den Parlamenten noch brüsten!

Unter dem Namen der Maljisoren (eigentlich Malj-i-sori) versteht man alle Bergbewohner nördlich des Drin. Einen eigenen Stamm namens Malisori gibt es nicht. Maljisor heißt aber „Bergbewohner". Die Maljisoren bilden keinen geordneten Staat, wie die Mirediten, sondern jeder Stamm ist selbständig und von dem anderen unabhängig. Man kann kühn die Behauptung aufstellen, daß alle Maljisoren-Stämme sich stets in tatsächlicher Unabhängigkeit von der Pforte befanden. Kein einziger türkischer Soldat durfte es wagen, sich in ihren Bergen sehen zu lassen. Kein türkischer Steuereintreiber ließ sich blicken, keine Rekrutierungskommission, kein Beamter oder sonstiger Vertreter der türkischen Regierung. Jeder Stamm tat, was ihm recht und billig dünkte, und wenn er den anderen bekriegen wollte, geschah es, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Die Pforte bildete sich freilich ein, daß die Maljisoren ihre Untertanen seien, weil sie sich selbst für solche ausgaben; das ändert aber Nichts an der Tatsache, daß die Maljisoren tatsächlich vollkommen unabhängig waren. Der beste Beweis hierfür liegt darin, daß die Pforte vor jedem Kriege mit Montenegro bei den Maljisoren um freien Durchzug bitten mußte. Als sie dies einmal nicht tat, fühlten sich die Hoti beleidigt, verwehrten dem türkischen Heere mit Waffengewalt den Durchzug und zwangen es zur Rückkehr.

Die Maljisoren sind in ihrem Charakter von den Katholiken der Städte und Ebenen gänzlich verschieden und gleichen mehr den Montenegrinern, von denen sie ja teilweise abstammen. Sie sind stolz, freiheitsliebend, kühn, tapfer, aber auch prahlerisch und theatralisch. Sie schätzen und achten sich gegenseitig und behandeln sich demgemäß mit Höflichkeit, weil jede Beleidigung böse Folgen nach sich ziehen würde. Schimpf-

worte sind bei ihnen so wenig im Gebrauch als bei den Montenegrinern; nicht einmal im Scherz. Sie sind sehr brüderlich und kameradschaftlich gesinnt und stehen Einer dem Andern im Unglück bei. Ihr gegebenes Wort, die Bessa, halten sie unverbrüchlich. Die Gastfreundschaft ist so entwickelt wie in Montenegro; nur erwartet der Maljisor gleich dem Araber von einem fränkischen Gaste ein entsprechendes Geschenk.

Die Weiber stehen in höherer Achtung als dies sonst im Orient der Fall ist. Der Fremdling, welcher unter dem Schutze eines Weibes reist (diese streifen überall allein und gefahrlos umher), ist vollkommen sicher. Selbst wenn er den Vater dessen begegnen würde, den er soeben getötet, würde er für den Augenblick von der Blutrache nichts zu befürchten haben.

Die Maljisorin hält nichts auf ihre (allerdings selten vorhandene) Schönheit, sondern nur auf ihre Kinder. Sie wird auch von diesen fast mehr verehrt als der Vater. Je mehr Kinder sie gebar, desto höher steht sie in Achtung, denn da die Kinder bei Lebzeiten der Eltern, auch wenn verheiratet, sich nicht aus dem Elternhause entfernen dürfen, so ist den Eltern ein sorgenfreies Alter gesichert, was bekanntlich bei den „zivilisierten" Westeuropäern nur sehr selten der Fall ist. Bei uns kann man täglich sehen, wie Eltern sich für ihre Kinder verbluten und umgekehrt diese alle Opfer in späteren Jahren mit dem schwärzesten Undank lohnen. (Die „Wilden" sind doch manchmal „bessere" Leute!) Die Weiber stehen täglich als die ersten auf und gehen als die letzten schlafen. Ihre Beschäftigungen sind Feldarbeit, Viehhüten, Spinnen und Verfertigen der Kleider.

Wenn der Mann verreist, darf er von seiner Frau keinen Abschied nehmen. Sie darf ebensowenig seiner Abreise beiwohnen, noch sich bei seiner Rückkehr sehen lassen. Wie lang auch seine Reise sei, sie darf niemals Nachrichten von ihm verlangen, noch ihn um das Reiseziel fragen, noch um die Dauer seiner Abwesenheit. Der

Mann kommt und verschwindet, ohne daß die Frau es merken lassen darf, daß sie hierdurch berührt wird. Kommt er zurück, so ist es ihr nicht gestattet, ihm entgegenzugehen. Sie muß Gleichgültigkeit heucheln und tun, als ob sie seine Abwesenheit gar nicht bemerkt hätte.

Die Maljisoren sind große Freunde von öffentlichen Reden und legen großes Gewicht auf einen schönen „speech“. In den Volksversammlungen hat Jeder das Recht, seine Meinung zu äußern, seine Rede muß jedoch möglichst lakonisch und trotzdem kernig sein. Er darf nicht schreien, da dies die Achtung gegen die Zuhörer verletzen*), noch leise sprechen, weil er damit seine Zuhörer ermüden würde. Wenn er humoristisch spricht und schöne Bilder anwendet, erntet er noch reichlicheren Beifall. Kriechender Byzantinismus ist gottlob verbannt, daher darf jeder ungescheut sagen, was er sich denkt, und in dieser Beziehung hätten wir alle Ursache, die Maljisoren zu beneiden.

Das wichtigste Fest der Maljisoren ist dasjenige des Hauspatrons**) Des Morgens wird gebetet, Abends geschmaust und gezecht. Der Hausherr setzt einen gewissen Stolz hinein, mehr Gäste bei sich zu haben als sein Nachbar.

Nach dem Frühstück begeben sich die Weiber, an deren Spitze die Hausmutter schreitet, und die in ihre besten Kleider gehüllten Männer, waffengeschmückt und den Hausvater an der Spitze, in die Kirche. Nach der Messe schreiten Alle dreimal um die Kirche, die Altäre

---

*) Also das gerade Gegenteil dessen, was in Nordamerika Sitte ist; je mehr dort der Redner brüllt und mit den Fäusten herumfuchtelt, desto mehr imponiert er, wenn er auch den größten Unsinn schwatzen wollte. (Man vergleiche, was ich darüber in meinem Werke „U S A. Aus dem Dollarlande“ [Leipzig 1913, Eduard Heinr. Mayer] sagte).

**) Diese Feierlichkeit allein schon, dem ‚Krsno ime‘ oder der ‚Slava‘ der Serben entsprechend, ist ein vollgiltiger Beweis dafür, daß die Maljisoren nur albanisierte Serben sind, denn nur die Serben allein feiern die Slava, weshalb auch das Sprichwort sagt: „Wo die Slava, dort der Serbe!“ Deshalb können auch die angeblichen makedonischen „Bulgaren“ ihr Serbentum nicht verleugnen.

und die Ecken inbrünstig küssend. Die Frauen, welche Gelübde getan haben, wandeln barfüßig und schlagen sich reumütig an die Brust. Hierauf kehrt Alles in derselben Ordnung in das Haus zurück und wäscht sich ab. Dann setzt man sich zur Tafel. Nach dem Pilav werden die Kämpfe des Dorfes mit dem Feinde besungen und jede Strophe durch eine Pistolensalve begleitet. Später versammeln sich die Gäste außerhalb des Dorfes zu Kampfspielen und dergleichen.

Zu solchen Festen kommen gewöhnlich auch zahlreiche Skodranerinnen, denn da sie sehr strenge gehalten werden, bietet ihnen der Vorwand, ein Gelübde zu dem betreffenden Heiligen gemacht zu haben, fast immer Gelegenheit, vom Gemahl die Erlaubnis zur Wallfahrt zu erhalten. Wie sich die bösen Zungen zuzischeln, sollen auch die Folgen derselben ähnliche sein, wie jene bei der „frommen Helene" von Wilh. Busch. („Wo kriegten wir die Kinder her, wenn Meister Klapperstorch nicht wär'?")

Die Nahrung der Maljisoren ist für gewöhnlich überaus armselig. Das köstliche Maisbrot (im Geschmack der Polenta ähnlich), Milchspeisen und Kräuter bilden fast ausschließlich die Speise. Nur wenn Gäste kommen, wird ein Hammel oder Schaf geschlachtet und mit Reis gekocht. Wein kommt nur an Festtagen auf den Tisch, dafür wird der Raki literweise getrunken.

Die Hütten der Maljisoren sind ungemein ärmlich und bescheiden. Alle haben nur Erdgeschoß und sind aus Stein, Holz oder Stroh hergestellt. Im Innern starrt alles vor Schmutz. Ich habe es nie länger als fünf Minuten darinnen ausgehalten und zog es stets vor, im Freien zu schlafen, wie dies auch die Maljisoren selbst im Sommer tun. Im Winter hüllen sie sich in eine Wolldecke und legen sich auf dem mit einem Teppich bedeckten Estrich nieder. Einrichtungsstücke gibt es nur sehr wenige. Weder Tisch noch Stuhl, höchstens eine Kiste. Ein Stein vertritt den Herd. Gegessen wird natürlich mit der Hand. Nur zu Flüssigkeiten benutzt man Blech- oder Holzlöffel.

Das Maljisoren-Gebiet wird im Süden durch den Škodra-See, den Drinazi und den Drin begrenzt, von dessen jenseitigem Ufer nur der nördliche Winkel mit den Stämmen Marturi und Tači als zu den Maljisoren gehörig gerechnet werden darf. Im Osten bilden die Dečanska planina und die Ebene Bituć, im Westen die Sem-Ebene, im Norden das montenegrinische Gebiet der Kuči Drekalovići und der, die slavische Landschaft Gusinje einschließende Teil der nordalbanesischen Alpen die Grenze. Nach oberflächlicher Schätzung beträgt der Umfang dieses von Maljisoren bewohnten Gebietes ungefähr 2670 qkm mit einer Bevölkerung von über 63 500 Seelen. Davon sind 34 400 Katholiken, 20 000 Mohammedaner und 9000 Orthodoxe.

Genaue Ziffern festzusetzen ist nicht möglich, weil es keine Zählungen gibt, und je nachdem man eine andere für maßgebend gehaltene Persönlichkeit fragt, erhält man eine andere Angabe. Daraus erklärt es sich, daß über manche Stämme die Stärkeangaben sehr abweichen.

Die Maljisoren lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die erste umfaßt die sogenannten sechs Berge von Škodra, d. i. die größten und angesehensten der 20 Stämme; die zweite die kleineren oder weniger berühmten Stämme nördlich von Škodra, die dritte die im Osten dieser Stadt gegen Gusinje und Peć (Ipek) zu gelegenen entfernteren Stämme.

Unter den sechs Bergen von Škodra nehmen die Hoti den ersten Rang ein, obwohl sie der Zahl nach von vielen anderen Stämmen bedeutend übertroffen werden. Diese Vorherrschaft haben sie sich durch verschiedene Heldentaten erworben, welche sie in den Kriegen gegen die Türkei, Montenegro und Venedig vollführt haben. Sie genossen auch seit langer Zeit die Vorrechte, auf dem linken türkischen Flügel stehen zu dürfen, dreifache Ration zu fassen und vor allen anderen Stämmen den Vortritt zu haben.

Nach den Bestimmungen des Londoner Friedens sollen die Hoti, ebenso wie die angrenzenden Gruda, Kočaj und Trjepši, an Montenegro fallen.

Ob dies aber tatsächlich geschehen wird, muß erst abgewartet werden, denn jene Stämme haben nachdrücklich dagegen Verwahrung eingelegt und erklärt, sich der Einverleibung in Montenegro bis aufs äußerste widersetzen zu wollen. Deshalb berücksichtige ich die vier Stämme hier für alle Fälle. Denn nachdem die österreichische Regierung gegen alles Serbische gehässig auftritt und es als Gipfelpunkt diplomatischer Klugheit betrachtet, Serbien und Montenegro auf jede Weise zu reizen und zu erbittern, darf man auch erwarten, daß sie schließlich irgend einen Vorwand finden werde, Montenegro auch um das obenerwähnte Gebiet zu verkürzen.

Das Hoti-Gebiet nimmt den westlichen Ausläufer der nordalbanesischen Alpen ein und grenzt im Norden an Gruda und Klementi, im Süden an Búsahujt und den Hoti-See (Ličeni Hoti), im Osten an Škreli und im Westen an die Sem-Ebene. Auf 120 qkm leben da 3000 Katholiken und höchstens 40 Mohammedaner. Diese stammen von ein paar Familien, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Islam übergetreten sind, um vom Pašá die Begünstigung zu erhalten, daß der Bulukbaší aus ihrer Mitte gewählt werde. Dies geschah auch und Hasán Agá bekam die Vertretung der hotischen Interessen bei Ibrahím Pašá. Aber schon nach 50 Jahren wurde sein gleichnamiger Enkel von Mustafá Pašá wegen Empörung abgesetzt und seither blieb die Stelle eines Bulukbaší unbesetzt. Übrigens leben hier, wie in den anderen Maljisoren-Distrikten, Katholiken und Mohammedaner in der besten Eintracht unter sich, weil es keine verhetzenden Geistlichen gibt.

Die Hoti nähren sich größtenteils von Viehzucht, Ackerbau (da ihnen ein Teil der Sem-Ebene gehört) und Fischfang, welch letzteren sie in den Seebuchten betreiben.

Die Hoti bildeten im Kriege drei Barjaks: Hot, Trabojni und Arapšia, von denen das erstgenannte das leitende war. Bei einer Versammlung mehrerer Stämme hatte stets der Bajaktar von Hoti den Vortritt und den Oberbefehl.

In Hoti gibt es eine Mission der Franciscaner und eine Pfarrkirche. Deren Leiter werden vom Stamm durch Naturalabgaben erhalten.

Über die Abstammung der Hoti gibt es zwei Lesarten. Nach der einen (wahrscheinlicheren) würden sie, gleich den Trjepši, von dem Montenegriner Keči abstammen, bezw. seinem Sohn Hoto; die andere ist lediglich eine Volkssage, die folgendes wissen will:

Ein junger Albanese, namens Hot, liebte ein Mädchen, dessen Name Traboj war. Von dem Verdacht erfaßt, daß sie ihm untreu sei, floh er und irrte in den Bergen umher, welche heute Malj Hotit heißen. Der Gram verzehrte ihn fast und die Geliebte konnte er nicht vergessen.

Eines Tages schlief er ein und träumte, die Vila*) erscheine ihm in Gestalt eines jungen Mädchens. Sie gab ihm die heilige Versicherung, daß er der armen Traboj Unrecht tue und riet ihm, sich mit ihr auszusöhnen. Hot, darüber erfreut, antwortete, er wünsche nichts sehnlicher, als daß sein Verdacht unbegründet sei, und wenn seine Geliebte sich entschließen könnte, mit ihm in dieser Einsamkeit zu bleiben, wo er keinen Hausfreund zu fürchten habe, wäre er bereit ihr zu verzeihen.

Die Vila verschwand, Hot erwachte und war nicht wenig überrascht, Traboj an seiner Seite knien zu sehen. Sie beschwor ihn, wieder gut zu werden und Hot, noch unter dem frischen Eindruck des Traumes, willfahrte ihren Bitten. Beide blieben an Ort und Stelle und gründeten die Dörfer Hot und Trabojna. Ihre Nachkommen sind eben die Hoti.

Aus der Geschichte der Hoti sind zwei Heldentaten bemerkenswert. Im Jahre 1696 erschien Geronimo Delfino mit einer venezianischen Flotte vor Ulcin (Dulcigno) um es zu belagern. An sechs Stellen legte er Bresche, und schon war er nahe daran, sich der Festung zu bemächtigen, als der Pašá von Škodra mit 5000 Mann und 600 Reitern zum Entsatze heranrückte.

*) Eine serbische Waldfee.

Delfino warf ihn in der ersten Schlacht und wollte dann die Belagerung fortführen, allein sein Sturm wurde abgeschlagen, zudem kehrte die türkische Hilfstruppe der Hoti plötzlich zurück, und deren Barjaktar erstürmte mit großem Mut eine venezianische Schanze, in welcher sich die Hoti hielten, bis der Pašá mit den Türken herbeigekommen war. Infolge dieser kühnen Tat mußte sich Delfino wieder einsch'ffen, und die Hoti erhielten seit jenem Tage das Vorrecht, auf dem linken türkischen Flügel stehen zu dürfen.

Infolge der Niederlage, welche die 16 Maljisoren-Barjaks beim Entsatzversuch von Škodra erlitten (1831), ergrimmten die Hoti gegen die Škodraner und Türken und liehen den Einflüsterungen des montenegrinischen Agenten Vukotić willig Gehör. Hasán Nika, der Barjaktar von Trabojna, stimmte für Bündnis mit Montenegro und infolge seines Einflusses waren auch die Klementi und Zetaner damit einverstanden. Der Kajmakám von Podgorica, der davon Wind bekam, bat Meheméd Rešíd Pašá um Verstärkung. Dieser sandte 1500 Mann ab, welche sich bei ihrem Durchzug durch Hoti plötzlich von 1000 Maljisoren aufgehalten sahen. Der türkische Befehlshaber erinnerte an die Gastfreundschaft der Hoti und schon wollten diese den Weg frei geben, als Hasán Nika erklärte, er habe seinen vor Škodra hingerichteten Bruder zu rächen und werde mit seinen 300 Mann den Kampf allein aufnehmen. Gleichzeitig befahl er den Seinigen eine volle Ladung zu geben, welche 15 Türken niederstreckte. Die übrigen Hoti taten desgleichen und die türkische Abteilung wurde fast gänzlich aufgerieben.

Trotzdem gelang es später den Valí, die Hoti zu versöhnen und vom montenegrinischen Bündnis abzuziehen. Darüber entrüstet, machten die Montenegriner 1839 einen Einfall in Hoti und metzelten 600 nieder. Von dieser furchtbaren Niederlage hat sich Hoti nicht mehr erholen können. Früher der zahlreichste Stamm (er konnte 1200 Mann stellen), ist er jetzt — besonders

infolge der Verluste der letzten Kriege — auf kaum 600 Mann gesunken.

Die Klementi sind der zweite Berg von Škodra und nicht weniger berühmt als die Hoti, deren treueste Bundesgenossen sie stets waren, besonders in den Kriegen gegen Montenegro. Ihr Gebiet grenzt im Norden an dieses Königreich und ist durch die Cijevna (Sem) vom Trjepši- und Gruda-Gebiet, durch die nordalbanischen Alpen von Hoti und Škreli getrennt. Im Osten grenzt es an Gusinje. Auch Klementi stellt drei Barjaks: Vukli, Nikši und Selce*) Außer diesen Unter-Stämmen gibt es noch zwei andere: Honasi und Nik Martinaj. Da Selce mehr als die Hälfte der Klementi ausmacht, wollte dieses Barjak eine vorherrschende Stellung über die anderen beanspruchen, wie dies in Hoti der Fall ist. Aber weder Vukli und Nikši wollten sich dies gefallen lassen, und so entstand zwischen den drei Barjaks eine Spannung, welche zu einer Art Trennung führte. Dem „Ausland", d. h. den anderen Stämmen gegenüber, bildet zwar Klementi ein Ganzes, unter sich aber regiert sich ein Barjak ganz unabhängig von dem anderen. Außerdem wurde Klementi noch durch Abfall des kleinen Stammes Boga**) geschwächt, welcher seine Lage (am jenseitigen Abhang der Alpen) als Vorwand benutzte, sich an Škreli anzuschließen.

Die Klementi leben ausschließlich von der Viehzucht, denn ihr Land ist so trostlos öde und steinig, wie Montenegro. Da sie hierdurch zu fortwährenden Raubzügen gezwungen waren, erlaubte ihnen Osmán Pašá 1847, ihre Herden in die Ebene Bregu Mati (südlich von Lješ) zu treiben. Seitdem haben die Räubereien aufgehört.

Die Klementi lassen ihr Vieh jetzt vom September bis Juni in der genannten Ebene weiden. Außerdem haben sie seit 50 Jahren angefangen, die brachen Strecken daselbst zu bebauen und zwar mit bestem Erfolg.

---

*) Serbischer Name = Dörfchen.

**) Serbischer Name = Gottes.

Sie arbeiten dort bereits mit 300 Ochsenpaaren, welche von Pachtbauern geführt werden. Man gibt die durchschnittliche Ernte des reichsten Klementers auf jährlich 400 Ochsenlasten Getreide zu je 80 Oke (90 kg) an.

Die Klementi sind ungemein kriegerisch und haben in früheren Jahrhunderten blutige und endlose Fehden mit der Türkei ausgefochten. Deshalb hatte diese ihre Taktik zum Schlusse geändert. Sie begnügte sich mit der nominellen Anerkennung ihrer Oberhoheit und gewann dadurch die Hilfe der Klementi gegen Montenegro. Im Kriege 1876—78 litten sie hierdurch gewaltig, da sie in die meisten türkischen Niederlagen verwickelt wurden und $^3/_8$ ihrer Streitkräfte verloren.

Das Gebiet der Klementi (300 qkm mit 3900 Katholiken und 100 Mohammedanern) ist eines der ärmsten Albaniens mit ausgeprägt montenegrinischem Charakter. Einige Tannen ausgenommen, erblickt man blos nackte Felsen. Die den Sem bildenden Bäche bewässern den Sitz der Selce. Unterhalb ihrer Vereinigung sieht man eine hübsche Steinbrücke über den Sem, erbaut von Mahmúd Pašá Beaj. Die Franziskaner unterhalten in Vukli und Selce Missionäre.

Die Klementi leiten ihren Ursprung von einem gemeinsamen Stammvater namens Klement ab, während einige Wenige auch der Ansicht sind, er habe Kol mendi (Nikolaus der Scharfsinnige) geheißen. Nach der gewöhnlichen Annahme war Klement ein Venezianer, der sich in die Berge geflüchtet hatte und „Abbate" gewesen war. Über ihn gibt es folgende Sage:

Abbate Klement stand bei einem Pfarrer der Palabaren-Berge (Montenegro) im Dienst, entfloh wegen schlechter Behandlung und wollte nach Škodra gehen. Bei Jamara im heutigen Klementi begegnete er einem Trjepši, der ihn um seine Geschichte befragte und dann einlud mit ihm zu gehen, falls er es zufrieden sei, seine Herden zu hüten.

Klement nahm an. Sein neuer Dienst brachte ihn

häufig mit der Tochter seines Herrn, Bubce*) genannt, in Berührung. Bubce war häßlich und hinkte, Klement schön und kräftig. Bubce verliebte sich in ihn und gab ihm dies auf jede Weise zu verstehen. Klement spielte lange den keuschen Josef, weil sie ihm zu häßlich war, aber sie gab ihm keine Ruhe. Als er einmal in einer Grotte ausruhte und gut gelaunt war, brachte ihm Bubce das Essen, setzte sich möglichst verführerisch neben ihn, wurde immer zärtlicher und brachte es endlich dahin, daß Klement sich ihrer erbarmte. Sie heirateten sich ohne kirchlichen Segen und ohne an die Folgen zu denken.

Diese zeigten sich bald so deutlich an Bubce, daß ihre Mutter sie darüber zur Rede stellte. Das Mädchen legte ein Geständnis ab. Die Mutter nahm die Sache nicht so tragisch, doch fürchtete sie, daß ihr Mann weniger freie Anschauungen haben dürfte. Sie suchte ihn daher zu überreden, er möge die Liebenden heiraten lassen. Da sie allzu beredsam wurde, schöpfte der Vater Argwohn und lockte endlich das Geheimnis heraus.

Anfänglich schäumte er vor Wut und wollte Klement umbringen. Als sich aber Bubce als die Verführerin bekannte und die Mutter ihre Fürsprache einlegte, ließ er sich erweichen, gab Klement den ihm zustehenden Lohn in Schafen und jagte ihn samt Bubce zum Tempel hinaus.

Beide siedelten sich in einer Grotte an, wo Bubce bald einen Sohn gebar, der Ndovi Abate (Abbé Clemens) getauft wurde. Der zweite Sohn hieß Boga und ist Stammvater der Bewohner des gleichnamigen Dorfes. Der Erstgeborene hatte drei Söhne: Zek Ndovi von dem die Selce, Džon Ndovi von dem die Vukli**) und Nik Ndovi, von dem die Nikši abstammen.

Als Klement starb, hinterließ er eine beträchtliche Familie, die sich immer stärker vermehrte. Sie begann daher ihre Nachbarn zu bekriegen und ihr Gebiet auszudehnen. Besonders Plava und Kuči hatten von ihnen

*) Serbischer Name = Würmchen.

**) Serbischer Name von Vuk = Wolf.

zu leiden. 1389 machten sie sich nach dem Kosovopolje auf, um sich die Kriegführenden näher anzusehen. Sie kamen eben zur Schlacht zurecht. Der Sultan, welcher sie gewahrte, lud sie ein, in seine Reihen zu treten, was sie auch taten. Zur Belohnung für ihre während der Schlacht bewiesene Tapferkeit erhielten sie die Erlaubnis, am Kosovopolje und Umgebung die Steuer (Porez) einzuheben. Als sich Plava einmal dessen weigerte, begannen die Feindseligkeiten. Mustafá Agá begab sich deshalb nach Stambul, um Beschwerde zu führen, wurde jedoch auf 3 Monate ins Gefängnis geworfen. Redžéb Agá, dessen Bruder, grub nun mehrere Leichen aus und zerstückelte sie, dann nahm er nach Stambul einige Säcke mit eingesalzenen Weiberbrüsten, Ohren, Nasen, Arme und dergl. mit, wartete den Moment ab, da der Sultan am Freitag die Moschee besuchte, und breitete den ekelhaften Inhalt der Säcke vor dem Sultan auf dem Boden aus, behauptend, dies seien die Zeugen Klementischer Grausamkeit.

Der Sultan glaubte, übergab den beiden Brüdern ein Heer und befahl ihnen die Grausamkeiten zu rächen.

Nach Plava zurückgekehrt, erbauten die Brüder ein Fort und rüsteten sich zum Kampf. Als dann im nächsten Frühjahre die Klementi wiederkamen und die Veränderungen bemerkten, hielten sie Kriegsrat. Man sandte eine Abordnung an Redžéb Agá und schlug einen Ausgleich vor. Dieser aber wollte die Klementi züchtigen und lehnte trotzig ab. Jetzt wurde der Krieg beschlossen und Dukl Vuka führte die Klementi gegen den Feind. Es kam zu mehrtägigen Kämpfen, in welchen sie Sieger blieben und die Türken auf Plava zurückwarfen. Dann besetzten sie den Paß von Gagraja, um diese Festung zu blockieren.

Nach mehreren Monaten nahte sich eine türkische Reiterschar zum Entsatz und wurde von den Klementi bis auf den letzten Mann vernichtet. Dadurch begeistert und wegen des herannahenden Winters vor die Notwendigkeit gestellt, heimkehren zu müssen, beschlossen die Klementi einen unmittelbaren Angriff auf das Fort. Zu

diesem Zwecke errichteten sie bewegliche Schanzkörbe, welche die Weiber immer näher an die Mauern schoben, so daß die Klementi nicht mehr weit davon entfernt waren.

Den Belagerten wurde schwül, und um das Fort räumen zu können, verlangten sie einen Waffenstillstand von 3 Tagen. Während desselben entzweite sich ein tapferer Klementi Namens Džon Balla mit den Andern über das zu verteilende Gebiet und seinem Rachegefühl folgend, wurde er zum Verräter. Er gab Redžéb Agá gegen Abtretung der fraglichen Grundstücke den Rat, in die Erde zahlreiche Pflöcke zu schlagen, welche einen Teil der vorrückenden Schanzkörbe aufhalten würden, während die andern im Vordringen wären. Wenn auf diese Weise die Linie gebrochen war, solle die Reiterei durch die Zwischenräume dringen und die Klementi niedermachen. So geschah es auch und die Klementi erlitten eine furchtbare Niederlage.

Trotzdem setzten sie ihre Čete (Streifzüge oder Razzias) fort, oft bis nach Bulgarien, und machten ihren Namen überall gefürchtet. Mustafá Agá von Gusinje und der Pašá von Peć vereinigten ihre Streitkräfte, um die Klementi auszurotten. Diese aber brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei und trieben ihr Unwesen nur noch ärger.

Die Škreli bilden den dritten Berg von Škodra. Sie sind unter den nördlichen Maljisoren-Stämmen der zahlreichste, bilden aber dessenungeachtet nur ein einziges Barjak. Dasselbe umfaßt fünf Unter-Stämme, deren jeder ein riesig ausgedehntes Dorf bildet. Auf 150 qkm wohnen etwa 5000 Katholiken und 700 Mohammedaner. Waffenfähige gibt es etwa 950 Mann.

Die Škreli bewohnen den Südabhang der nordalbanischen Alpen und zwar die Oberläufer des Prolifar (Peroni idzati) und des Banaš. Ihr Gebiet ist so trostlos und wüste, wie jenes der Klementi, daher haben auch sie vom Valí die Erlaubnis erhalten, ihr Vieh während des Winters in die Ebene längs der Bojana treiben

zu dürfen. Viehzucht ist nämlich ihre einzige Beschäftigung. Blos die Dörfer Zagora*) und Dedaj besitzen etwas Ackerland. Doch mißraten im Sonnenbrand sehr oft die ohnehin schmalen Maisernten, so daß die Škreli endlich dem Beispiele der Klementi folgten und die bis dahin brachen Strecken zwischen Reči**) und S. Giorgio einerseits, S. Nicoló und Pulaj andererseits zu bebauen begannen. Auch die Küstenstriche zwischen Medua und dem Mat, Talia oder Bregu-Mati***) genannt, suchen sie nach und nach zu bebauen. Im Sommer ackern sie, im Winter lassen sie ihre Herden dort weiden.

Die Mohammedaner des Stammes rühren von einigen Familien her, welche seinerzeit aus materiellen Gründen den Islam angenommen haben. Trotzdem haben sie eine gewisse Anhänglichkeit an die katholische Religion bewahrt, denn sie zahlen (allerdings hauptsächlich aus abergläubischer Furcht) gleich ihren katholischen Brüdern den Pfarrern ihren Zehent und zünden an den Festtagen des heiligen Nikolaus und Georg geweihte Kerzen an.

Den vierten Berg von Škodra bilden die Kastrati, etwa 2400 Katholiken, 200 Mohammedanern und 170 Orthodoxe, welche auf ungefähr 80 qkm wohnen. Waffenfähige etwa 550.

Die **Kastrati** beanspruchen unter den südlichen Maljisoren-Stämmen dieselbe Stellung, welche Hoti bei den nördlichen einnimmt. In der Tat genießt dieser Stamm bei seinen benachbarten schwächeren Landsleuten großes Ansehen.

Kastrati stellt zwei Barjaks, eines der Gebirgsdörfer, das andere von jenen der Ebene Bajza.

Die Kastrati teilen sich in neun Geschlechter, welche sich nach den Männern benennen, von welchen sie abstammen, nämlich: Onas (oder Petrović), Pali, Ivan, Alija, Ndoka, Jero, Gori, Lek, Kačja. Die erstgenannte

---

*) Serbisch „hinter dem Berge“.

**) Serbisch „Wörter“.

***) „Breg“ serbisch Rain.

Familie stammt von den serbischen Ureinwohnern, welche durch Dedali, den Vater der übrigen Stammgründer, aus ihrem Gebiete vertrieben wurden. Die Onas bestanden ursprünglich aus drei slavischen Stämmen; doch waren zwei derselben: Pelaj und Tutović schon nach der Eroberung ausgewandert. Die Kastrati wohnen an der Südgrenze der Škreli und ihr Gebiet erstreckt sich vom Ličeni Kastrati über den Prolifar bis an den Banaš und an den Velečik-Berg. Die fruchtbare Ebene Bajza gewährt den Kastrati die Möglichkeit, auch Ackerbau, und die Seebuchten den Fischfang zu betreiben.

Bajza gehörte früher als herrenloses Land dem Pašá von Škodra. Die Kastrati nahmen daher anfangs die Ebene in Pacht und erbauten sich daselbst Hütten, welche sie im Winter bewohnten, im Sommer in die heimatlichen Berge zurückgehend. Dieser fortwährende Wohnungswechsel langweilte einige Kastrati und sie ließen sich gänzlich in der Ebene nieder. Andere folgten ihrem Beispiele und so geschah es, daß sich bald ganz Bajza in den Händen der Kastrati befand, welche sich nun nicht mehr vertreiben ließen. Nur sieben Dörfer sind jetzt im Gebirge bewohnt, dagegen dreizehn in der Ebene.

Über die Abstammung der Kastrati geht folgende Sage:

Zur Zeit als die Türken Nordalbanien in Besitz nahmen, wohnte an den Abhängen des Velečik eine serbische Niederlassung, bestehend aus 100 Häusern, die in drei Dörfer verteilt waren: Petrović, Tutović und Pelaj. Ein Albanese Namens Dedali wurde ihr Verderben.

Derselbe hatte sich vor den Türken nach Kuči geflüchtet, wo er in die Dienste eines Mannes trat, der außer zahlreichen Herden eine Tochter Namens Kata besaß. Dedali, der mit der ebenso schwierigen als interessanten Aufgabe betraut war, die Herden zu hüten, fand nebenbei Gelegenheit auch Kata seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, obschon dies eigentlich nicht in sein Dienstbereich gehörte. Kata war häßlich und schon, was

man (mit Respekt zu sagen) eine alte Jungfer nennt. Sie kränkte sich auch nicht wenig darüber. Jünger konnte sie freilich nicht mehr werden, aber in bezug auf den zweiten Punkt ließ sich schon abhelfen, wenn sich ein aufopfernder Mann fand. Kata faßte deshalb Dedali ins Auge und gab ihm rührende Beweise ihres Zutrauens, indem sie sich beim Überbringen der Mahlzeit gerne von der Dunkelheit überraschen ließ und dann bei Dedali übernachtete. Ihr Vater fand dies ganz unbedenklich, denn er mutete Dedali keinen so schlechten Geschmack zu, um für die Unschuld seiner häßlichen Tochter zu fürchten. Er vergaß dabei, daß in der Not der Teufel mit Fliegen vorlieb nimmt. Dedali gewöhnte sich nach und nach so sehr an das Häßliche, daß er es schön fand und — das Unglück war fertig!

Als Kata ihren Vater mit der angenehmen Enthüllung überraschte, daß sie sich immer interessanter zu fühlen beginne, raste dieser erst und wollte Dedali töten. Aber Kata meinte stoisch, daß sich Geschehenes nicht mehr ändern lasse und — vielleicht die „Fledermaus" vorahnend — sang sie dem Vater vor: „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist!" Infolge dieses Trostes begnügte sich der Vater damit, beide zu verstoßen.

Sie wandten sich erst nach Hoti, verirrten sich bei Arapšija und fanden dann auf dem Wege nach Velečik eine geräumige Höhle, die noch heute als „Viehhöhle" (Špela e baktive) bekannt ist. Hier schlugen sie ihre neue Wohnung auf, für deren Bevölkerung sie so fleißig sorgten, daß schon 40 Jahre später alles von Kindern wimmelte.

Kata hatte nämlich während dieser Zeit acht Söhne geboren: Pali, Ivan (Jelaši), Vuk (Alia), Ndoka, Kača, Leka, Gori und Jero. Über die immer mehr zunehmende Macht und den Reichtum dieser Familie beunruhigt, berieten sich die benachbarten Stämme Petrovići, Tutovići und Pelaj, was zu tun sei. Da man sich nicht einigen konnte, beschloß man, den Ältesten, einen schwachsinnigen Greis von mehr als 100 Jahren, um Rat zu

fragen. Dieser gab auch das geistreiche Orakel kund, die ganze Sache hänge nur von einem Tische ab. Man möge die Familie Dedali zum Mahle laden und den Tisch sehr weit von ihr stellen. Wenn sich die Gäste erheben und näher zum Tisch rücken sollten, wäre dies ein Beweis, daß sie von Gott verlassen seien (!). Man möge sie dann sofort niedermetzeln, denn sie würden in diesem Falle keinen Widerstand wagen. Anders verhalte sich jedoch die Sache, wenn die Gäste den Tisch zu sich heranschieben würden. Dann könnten die drei Stämme nichts Klügeres tun, als vor den neun Personen schnell die Flucht ergreifen. (!)

Diese wunderbare Logik machte auf die Zuhörer Eindruck. Sie luden die Familie Dedali zum Speisen und stellten den Tisch in die Mitte. Der alte Dedali saß aber so bequem, daß seine Söhne es für ihre Pflicht hielten, den Tisch an ihn heranzurücken. Dies erfüllte die drei Stämme mit Schrecken. Sie holten sich abermals bei ihrem geistreichen Ältesten Rat und dieses Kamel bat sie, so schnell als möglich zu fliehen. Zum Knalleffekt brachte er sich dann um. In der Tat zogen die drei Stämme ab, teils nach Peć, teils nach Gusinje und Žabljak. Nur ein kleiner Teil der Petrovići blieb in der Heimat, zog sich aber an das See-Ufer, wo er sich im Dorfe Jubica (wahrscheinlich richtiger Ljubica = Veilchen) ansiedelte.

Die Dedalis, über die unbegründete Flucht ihrer Nachbarn erstaunt, nahmen deren Gebiet in Besitz und ließen sich daselbst häuslich nieder. In der Folge vermehrten sie sich rasch, nahmen aus unbekannten Gründen den Namen Kastrati an*) und bekriegten teils ihre Nachbarn, teils den Pašá von Škodra. Diesem riß endlich die Geduld und er sandte Tahír Bej Bušatlija mit einem beträchtlichen Heere gegen die Kastrati, um den Harač (Kopfsteuer) zu verlangen. Der Enkel Dedali's Ul Ujka erwartete das Heer allein, denn bei seinem Alter hatte er nichts zu fürchten. Die übrigen Kastrati hin-

*) Siehe hingegen die Fußnote auf S. 62.

gegen zogen sich in die Berge und leisteten heftigen Widerstand. Tahir Bej und Ul Ujka sahen mitsammen dem Gefechte zu. Letzterer machte heimlich das Gelübde, dem heiligen Marko eine Kirche zu bauen, wenn die Seinigen siegen sollten. Als er dann sah, wie die Türken geschlagen davonliefen, zog er heimlich ein Messer, stach Tahir Bej nieder und erbaute seinem Gelübde gemäß die Kirche, welche nebst Tahirs Grab heute noch zu sehen ist.

Seit diesem Siege blieben die Kastrati seitens der Türken in Ruhe.

Der fünfte Berg von Škodra wird durch die Púlati gebildet, welche in drei gesonderte Teile zerfallen: die eigentlichen Púlati und die Stämme Šala und Šoši.

Die Púlati bildeten nämlich früher fünf Barjaks, doch betrachten sich Šala und Šoši ganz als getrennte Stämme, so daß das eigentliche Púlati nur noch drei Barjaks umfaßt: Dzoáni, Kiri und Planti, welche auf 130 qkm 2650 Katholiken und 250 Mohammedaner zählen (500 Waffenfähige). Die Grenzen von Púlati sind: im Süden der Maranaj und Tukali*), im Osten Šala- und Šoši-Gebiet, im Westen Ríoli.

Die Púlati sind ein sehr verwahrloster und wilder, dabei sehr armer Stamm, welcher nebst seinen Zweigen Šala und Šoši der Blutrache schrecklichere Opfer bringt als irgend ein anderer Maljisoren-Stamm. Trotzdem die Bevölkerung ganz roh und unwissend ist, läßt sich doch an ihr natürlicher Verstand wahrnehmen.

Die Šala und Šoši, welche je ein Barjak bilden, sind, wie schon erwähnt, nur Zweige der Púlati. Die Šala bewohnen 150 qkm und zählen 4100 Katholiken, die Šoši umfassen 1800 Katholiken auf 90 qkm. Waffenfähige zusammen 1200 Mann. Ihr Gebiet erstreckt sich bis zur Šala-Quelle an dem Nambuna (Pro-

---

*) Ob wohl dieser Berg seinen Namen vom griechischen τσουκάλι (= Nachttopf) hat? Unmöglich wäre es nicht, da ja auch z. B. Santiago de Compostela den Beinamen „elorinal de Galicia“ führt und Salzburg der „Nachttopf des Salzkammerguts“ genannt wird.

kljeta)-Gebirge und den Trojica Vrh.*) Im Osten wird es von den Stämmen Marturi und Nikaj begrenzt, die in kirchlicher Beziehung ebenfalls zur Diözese Púlati gehören.

Die Šala und Šoši sind fanatische Katholiken und dulden unter sich keinen Abtrünnigen. Sie zeichnen sich ebenso durch ungestüme Tapferkeit wie durch Wildheit und Roheit aus. Die Trostlosigkeit ihres Gebietes, welches zu ihrem Unterhalt nicht hinreicht, zwingt sie oft zum Stehlen und Rauben. Während ich in Škodra war, kam der Vorstand von Púlati, um von der österreichischen Regierung Unterstützung zu verlangen, „da sonst alle fünf hungernden Barjaks gezwungen wären, Räuber zu werden."

Trotzdem steht die Gastfreundschaft daselbst auf hoher Stufe und die Púlati sind so stolz, daß sie die „Kanuni e Lek Dukadžinit" in ihrer strengsten Auslegung befolgen. In der Blutrache sind sie unerbittlicher als ihre Landsleute.

In Džoáni wohnt der Bischof von Púlati. Die Pfarren sind durch die Franziskaner-Mission besorgt.

Eigentlich spricht man gewöhnlich nur von den fünf Bergen von Škodra, indes müssen doch die Pósripa, wenngleich wenig berühmt, wegen ihrer beträchtlichen Stärke als sechster Berg von Škodra betrachtet werden.

Die Pósripa nehmen das ganze Temáli- und Jubáni-Gebirge bei Škodra ein. Der Drin bildet im Süden und Osten, der Kiri im Westen und der Berg Cukáli im Norden die Grenze. Die Pósripa bilden sechs Barjaks, ohne deshalb besonders in Ansehen zu stehen. Sie zählen 5400 Katholiken und 4200 Mohammedaner, die zusammen 1900 Mann stellen können. Ihr Gebiet (360 qkm) zeigt ein freundlicheres Aussehen als jenes der bisher angeführten Stämme. Die Berge sind größtenteils mit Wäldern bedeckt und enthalten romantische Gegenden, welche zur Anlage einsamer Sommerwohnungen geeignet wären. Weizen kommt zwar nicht fort,

*) „Prokljeta" serbisch „die Verfluchte"; „Trojica Vrh" serbisch „Dreifaltigkeitshügel".

wohl aber Gerste, Wein und Ölbäume. Die Bewohner leben teils vom Ertrag der Pflanzungen und der Viehwirtschaften, teils von dem des Holzes der Wälder, teils von Kalk- und Holzkohlenausfuhr.

Unter allen Maljisoren sind die Pósripa die am wenigsten kriegerischen. Sonderbar ist, daß die Barjaks Toplana*) und Dušmani*) eigentlich zu Púlati gehören, aber mit diesen bloß durch kirchliche Bande verbunden sind, dagegen in politischer Beziehung stets mit Pósripa gehen.

Bemerkenswert sind noch drei alte Kirchen; die eine Sveti Jovan von Dušman wurde vor 60 Jahren durch einen Franziskaner erneut und stammt aus der serbischen Kaiserzeit. Byzantinischer Abstammung sind dagegen St. Alexis von Šlaku und St. Andreas von Temali; so läßt sich wenigstens aus den noch erhaltenen byzantinischen Bildern schließen.

Unter den kleineren Stämmen nehmen den Ehrenplatz die Rioli ein, im Osten an die Kastrati angrenzend und von ihnen durch den Banaš-Bach getrennt. Sie bilden nebst den Cohej-Reči zwei Barjaks: das katholische Rioli und das mohammedanische Cohej-Reči.

Das Gebiet der Ríoli (50 qkm mit 1800 Mohammedanern und 1200 Katholiken) erstreckt sich im Süden bis an den Malj Covčit und Máranaj, im Osten grenzt es an Púlati, im Westen an Kastrati. Gegen Norden verläuft sich die Spitze dieses Dreiecks gegen den Velečik**). Das katholische Barjak besitzt in Ríoli eine schöne Kirche mit viereckigem Glockenturm aus dem 13. Jahrhundert, im Bache Ríoli mehrere Mühlen und an den Abhängen des Bergrückens gute Weideplätze. Der Stamm soll von zwei Drivastenser Familien abstammen, kann jedoch nicht alt sein, weil er von Bolizza (richtiger Bulić) 1614 nicht erwähnt wird.

Das mohammedanische Barjak zeichnet sich gleich dem katholischen durch Tapferkeit aus. (Die Zahl der

*) Serbische Namen; topla = warme; dušmani = Feinde.

**) Serbische Namen; vele = groß; lov = Jagd.

Waffenfähigen beträgt 600). Da seine Maispflanzungen gewöhnlich durch die allzugroße Dürre zu Grunde gehen, ist es lediglich auf die Viehzucht angewiesen. Man rühmt diesem Stamme besonderen Verstand nach und versichert, daß die anderen Maljisoren gerne bei den Plekjte (Ältesten) der Rioli sich Rates erholen. Der Pfarrer von Rioli lebt vom Zehent, den ihm seine Pfarrkinder zahlen. Eine andere Pfarre befindet sich im Barjak Lohej-Reči und ist von einem Eingeborenen bestellt. Die Mohammedaner besitzen daselbst Moscheen und Hodža, jene des Barjaks Rioli hingegen ziehen es vor, die nähere Moschee von Koplik zu besuchen. Das mohammedanische Barjak soll von zwei katholischen Familien aus Reči an der Bojana abstammen und erst später zum Islam übergetreten sein. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Reči noch heute mit ihren katholischen Brüdern gut auskommen und verschiedene christliche Gebräuche beobachten. So z. B. feiern sie Weihnachten, Ostern, den Georgs- und den Nikolaus-Tag. Auch wenden sie sich bei Erkrankungen an katholische Priester um Gebete für baldige Genesung. Offenbar denken sie sich dabei: Nützt's nichts, so schadet's nichts, und hilft die eine Religion nicht, dann vielleicht die andere.

Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß der Rioli-Bach einen sehr feinen weißen Sand enthält, dessen sich die Anwohner zum Bleichen des Reis und zum Bräunen der Waffen und anderer Eisenarbeiten bedienen.

Im Süden der Kastrati und Rioli und nördlich von Škodra wohnen die K ó p l i k i, welche mit den Grizi und Krumira zusammen drei Barjaks stellen: Koplik-šiper, Koplik-pošt und Grizi-Krumira. Das Gebiet umfaßt 130 qkm mit 1800 Mohammedanern, 800 Katholiken und 400 Orthodoxen. (Waffenfähig etwa 600 Mann). In ihren Dörfern Brč, Boriš und Basić fand ich jedoch gleichwie in dem ganz serbischen Dorfe Vraka genug Leute, welche serbisch sprachen und orthodoxer Religion waren. Die Kópliki scheinen daher nicht a l l e i n alle diese Dörfer zu bewohnen oder die Al-

banisierung der ursprünglichen Serben ist nicht allgemein. Ebenso sollen die am Seeufer liegenden Dörfer Sterbec und Kadrum von orthodoxen Serben bewohnt sein.

Das Barjak Koplik šiper ist das zahlreichste und beansprucht daher die Vorherrschaft über die anderen. Die Mohammedaner sind in der Überzahl, sie besitzen in Koplik šiper eine Moschee, welche auch von den Rioli besucht wird. Da jedoch andererseits die Katholiken keine Kirche haben (jene entlegene von Vraka ausgenommen), so gehen diese ihrerseits nach Rioli in die Kirche. Anhänger beider Religionen wohnen in der besten Eintracht mitsammen, weil es weder Geistliche noch Hodžás gibt, welche durch fanatische Hetzereien den Frieden stören könnten.

Da die Kópliki den größten Teil der großen Ebene am Seeufer einnehmen, erklärt es sich, daß sie sich bei diesem fruchtbaren Gelände mehr mit Ackerbau als mit Viehzucht beschäftigen. Dennoch muß ich gestehen, daß ich es lebhaft bedauerte, als ich sah, wie so große Strecken in der Ebene unbebaut waren. Hier, wie auf der Ebene Fuša Stoj vor Škodra begnügen sich nämlich die Bewohner mit dem Abmähen der wild wachsenden Gebüsche und Kräuter, statt lachende Felder herzustellen, welche herrlich prangen könnten; so fruchtbar ist das Erdreich.

Das Dorf Vraka wurde von montenegrinischen Auswanderern gegründet. Als ich deshalb auf meinen Ritten durch Albanien auch nach Vraka kam, frug ich die Leute, ob hier herum lauter Serben wohnten. Diese versetzten befremdet, daß es hier lediglich Albanesen gäbe.

— Aber ihr seid doch keine Škjipetaren, sondern Montenegriner! rief ich aus.

— Was, wir sind Montenegriner? Wer sagt das? schrieen mich die Versammelten entrüstet an.

— Nun, sprecht ihr nicht mit mir serbisch? frug ich verdutzt.

— To nije srpski; mi govorimo „n a š k i“! (Das ist nicht serbisch; wir sprechen „das unsrige“) gab man mir zur Antwort.

— Aber das ist doch ganz dasselbe! suchte ich meine Zuhörer zu belehren. In Dalmatien nennen es die Slaven „naški" oder „ilirski", es ist jedoch trotzdem „srpski" und dieselbe Sprache, welche die Montenegriner reden, ohne daß es ihnen deshalb einfällt zu sagen: Wir reden ‚crnogorski'.

Als meine Zuhörer dies nicht begreifen wollten, fügte ich hinzu:

— Auch ihr seid ja eigentlich Montenegriner, denn, so viel ich weiß, wurde Vraka ungefähr vor einem halben Jahrhundert durch montenegrinische Auswanderer gegründet.

— Wer hat das gesagt? riefen meine Zuhörer entrüstet.

— Ich habe es in einem Buche gelesen, meinte ich etwas verlegen.

— Wo ist der Verfasser desselben? Er soll seine Lügen teuer bezahlen!

Ich sah ein, daß die guten Vrakaner im Laufe der Zeit ihr ganzes Nationalitätsgefühl verloren hatten und jetzt gut albanesisch gesinnt waren: ein schlagender Beweis dafür, wie schnell die Serben in Albanien albanisiert wurden und noch werden!

Bei Vraka befindet sich auch die alte Kirche von Raši. Lange stand sie unbenützt, bis endlich 1855 die Vrakaner von ihr Besitz ergriffen, behauptend, sie habe die griechische Form und sei von den serbischen Kaisern erbaut worden. Von einem fanatischen Pfarrer aufgehetzt eilten jedoch 300 Kópliki mit demselben herbei, bemächtigten sich der so lange unbenützt gelassenen Kirche und segneten sie nach katholischem Ritus ein. Es kam zum Zwist und schon drohte ein Blutvergießen, als es in Folge Einschreitens des französischen Botschafters gelang, den griechischen Patriarchen zum Aufgeben der Ansprüche der Vrakaner zu bewegen. Seither ist die Kirche wieder katholisch und den Orthodoxen untersagt, ihre Toten, wie früher, bei derselben zu begraben. Übri-

gens zeugt es genügend für die pfäffische Bosheit, daß trotzdem die Kirche wegen ihrer zu großen Entfernung gar nicht benützt wird; nur am Johannistag wird daselbst eine Messe gelesen.

Im Westen, dicht am Rande der beiden Seebuchten (Ličeni Hoti und Kastrati), liegen noch drei Dörfer des kleinen Stammes Busahujt: Jubica, Flaka und Kamenica, welche zusammen ein Barjak bilden. Der Überlieferung nach stammen die Busahujt (oder Busanite) von 30 serbischen Auswanderern aus dem Sem-Gebiet, welche sich an den Seebuchten niederließen. Sie sprechen indes jetzt albanesisch, obwohl der Name ihres Häuptlings von 1614 (bei Bolizza erwähnt), Meso Vuka, für ihre serbische Abstammung zeugt und ebenso die Namen ihrer Dörfer. (Jubica, richtiger Ljubica = Veilchen; Flaka, richtiger Vlaka = geschleppter Baum; Kamenica = Steinbecken.) Die Busahujt zählen 600 Katholiken, 300 Mohammedaner und 60 Orthodoxe mit zusammen 180 Waffenfähigen auf 20 qkm.

Andere kleine Stämme sind die Kočaj und die an dieselben grenzenden Trjepši.

Das Gebiet der Kočaj (10 qkm mit 550 Seelen*)) erstreckt sich östlich von Podgorica zwischen Trjepši, Gruda und Montenegro, an welches es jetzt ebenfalls fallen soll. Die Bewohner können höchstens 100 Bewaffnete stellen und gingen in den meisten Fragen mit den benachbarten

Trjepši. Diese sind etwas stärker an Zahl*) und wohnen zwischen den Klementi, Kočaj, und Kuči. Gleich den vorigen bilden sie ein einziges Barjak. Sie sind durchgehends Katholiken und stammen gleich den Hoti von dem Montenegriner Keči.

Dieser wohnte nämlich im heutigen Piperi und hatte

---

*) Bis auf 25 Mohammedaner und 40 Orthodoxe lauter Katholiken.

*) 720 Katholiken auf 30 qkm. Nach dem Londoner Frieden sollen sie (ebenso wie die Hoti, Gruda und Kočaj) in Montenegro einverleibt werden.

6 Söhne: Lazar, Ban, Mrkot, Kaster, Vaso und Piper. Diese erschlugen eines Tages einen Eingeborenen und sollten sich deshalb flüchten. Die Nachbarn gestatteten jedoch Keči in Anbetracht seines Alters, Piper bei sich zu behalten; dieser wurde Stammvater der Piperi.

Die andern Söhne ließen sich in Trjepši nieder, Mrkot verließ jedoch seine Brüder bald und siedelte sich zwei Stunden westlich von Podgorica an, wo er das Dorf Mrkotaj gründete. Als dann Hungersnot ausbrach, gingen Vaso und Kaster nach Peć (Ipek), Getreide einzukaufen. In einem Han übernachteten sie mit zwei jungen Mädchen, die sehr „amerikanisch" gewesen sein müssen, da sie allein reisten und mit fremden jungen Männern in einem Zimmer übernachteten. (Über die Freiheiten der Amerikanerinnen siehe mein Werk „U. S. A. Aus dem Dollarlande"**). Meine Vermutung findet eine Bestäti-

**) Bei dieser Gelegenheit sei mir vergönnt, ein Wort in eigener Sache zu reden, da mir sonst dazu jede andere Gelegenheit fehlt. Es ist eine bekannte beschämende Tatsache, daß der Deutsche das Ausländische immer höher stellt als das Einheimische und daß er von Völkern und Einrichtungen schwärmt, die ihm nur durch einseitige oder falsche Überlieferungen bekannt sind. Dies gilt namentlich von den Vereinigten Staaten, deren finanzieller oder volkswirtschaftlicher Aufschwung so imponiert, daß man darüber alle Schattenseiten übersieht. Ich habe es deshalb für eine verdienstliche Tat gehalten, dem deutschen Leserkreis in dem erwähnten Werke einmal die Kehrseite der Medaille zu zeigen: die fürchterliche Verderbtheit in der Union auf allen Gebieten, die moralische Fäulnis, die Unkultur und Bildungsfeindlichkeit, die militärische und politische Ohnmacht des Kolosses auf tönernen Füßen 2c. und dies sagte ich nicht nur ausdrücklich im Vorwort, sondern ich bemerkte auch, daß mein Werk nur die Ergänzung der landläufigen Werke sei, welche blos das im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" wirklich Großartige und Bewundernswerte schildern. Trotz dieser ausdrücklichen Erklärung hat der servile Teil der Presse das Werk totgeschwiegen, um dem Götzen nicht nahezutreten (nebenbei erwähnt, eine Unanständigkeit, denn anständigerweise sollte eine Schriftleitung ein Werk, daß sie nicht besprechen will, dem Verleger zurückstellen), während andere Blätter nicht nur den (nach dem Vorgesagten unberechtigten) Vorwurf machten, ich hätte die Lichtseiten verschwiegen, sondern sogar teilweise so infam waren, durch Weglassen einiger Stellen aus meinen Worten das Gegen-

gung, indem die Sage weiter erzählt, daß die Mädchen den Jünglingen den Vorschlag machten, sie zu heiraten, was diese auch ohne Umschweife annahmen. Dann gab man sich im selben Han Stelldichein für das nächste Mal.

Zurückgekehrt erzählten die Brüder ihr Abenteuer und erklärten ihren Entschluß, die emanzipierten Mädchen zu heiraten. Lazar und Ban wollten ihnen diese Dummheit ausreden, aber, wie dies bei Verliebten schon der Fall ist, sie beharrten jetzt erst recht auf ihrer Absicht, nahmen von ihrem Vater Abschied und begaben sich in den interessanten Han, wo ihrer richtig schon die beiden (ebenfalls schon interessant gewordenen) Mädchen harrten. Diese hatten nämlich unter den obwaltenden Umständen von ihren Eltern recht schnell die Einwilligung erhalten.

Lazar und Ban waren jetzt allein in Trjepši geblieben, da ihnen jedoch dieses Gebiet ebenfalls zu enge wurde, trennten sie sich, und zwar begab sich Lazar nach Hoti, wo er nach der einen Überlieferung Stammvater derselben wurde, während Ban's Nachkommen die Trjepši sind.*)

---

teil dessen zu folgern, was ich gesagt habe. Ein Kritiker war außer sich, daß ich dem „Wohltäter der Menschheit", Carnegie, die Larve vom scheinheiligen Gesicht gerissen und ihn als den größten Gauner gebrandmarkt habe, den die Welt bisher gesehen. Daß ich meine Behauptungen durch die Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen bewiesen hatte, wurde verschwiegen! Alle von mir aus Gerichtsverhandlungen oder sonst unanfechtbaren Quellen angeführten Beweise wurden von manchen Kritikern als „unbewiesener Zeitungsklatsch" hingestellt. Der Schriftleiter einer großen Berliner Zeitung erklärte, er wolle das Buch nicht besprechen, „weil es ihm gehässig erscheine". Also, wenn jemand die blanke Wahrheit schreibt (und keine der von mir angeführten Tatsachen kann irgendwie bestritten werden!) diese aber nicht dem Idealbild entspricht, welches sich ein die Union nicht selbst durch längeren Aufenthalt kennender Schriftleiter gebildet hat, so erscheint dies „gehässig" und das genügt dem Herrn, zwar das Buch zu behalten, es aber totzuschweigen! Nach alledem ist mir klar, daß man in Deutschland vor dem lächerlichen Popanz der Vereinigten Staaten ebenso auf dem Bauch liegt, wie man bis 1904 vor Rußland eine Riesenehrfurcht hatte.

*) Diese Überlieferung hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich und ich glaube, daß man nicht irren wird, wenn man auch in Kaster

Es wird noch erzählt, daß bei der Trennung der beiden Brüder Lazar einen Halfter des Ban mitnahm. Dieser rief ihm nach, er solle ihn zurückbringen, aber Lazar antwortete, er sei dazu viel zu faul; statt des Halfters möge sich Ban die Grundstücke nehmen, welche zwischen beiden lägen. Ban war es zufrieden, nicht aber seine Nachkommen, welche sich dieses Gebiet beständig von den Hoti streitig gemacht sahen. Diese boten, um den ewigen Fehden ein Ende zu setzen, ihren Nachbarn einen *goldenen* Halfter an, wenn sie den Sem als Grenze betrachten wollten, doch die Trjepši gingen darauf nicht ein. In Folge dessen kam es noch 1849 zum Krieg. In zwei Gefechten hatten die Hoti 26 Tote und doppelt so viele Verwundete, die Trjepši 10 Tote und 10 Verwundete. Dies kühlte beide Stämme ab, aber ganz einig in der fast 600jährigen Halftergeschichte sind sie noch immer nicht.

Die *Gruda* bilden ebenfalls nur ein einziges Barjak und bewohnen das Cijevna-Tal von der Brücke bis gegen Zatrjebac*) Sie sind von den Hoti, Klementi und Kočaj eingeschlossen. Ihr Hauptort ist Dinoši mit 200 mohammedanischen Häusern und 1200 Seelen, sowie drei katholischen Häusern und 20 Seelen. Im Ganzen zählen sie 1350 Mohammedaner und 1200 Katholiken, (250 Waffenfähige) auf 70 qkm.

Die Gruda sind ebenfalls serbischer Abstammung und sprechen sogar teilweise diese Sprache noch neben der albanesischen, was ihren Widerstand gegen ihre im Londoner Frieden beschlossene Einverleibung in Montenegro umso sonderbarer macht. Auch sie haben im Kriege von 1876—78 gegen Montenegro furchtbar gelitten. Man glaubt, daß sie von 500 Waffenfähigen damals 300 verloren haben. Sie bebauen einen Teil der Sem-Ebene und leben außerdem noch von der Viehzucht.

---

den Stammvater der *Kastrati* sieht; zum mindesten könnte er jener des Geschlechts der Onas (Petrović) sein, das vielleicht als *Ureinwohner* dem ganzen Stamm den Namen gab.

*) Vom serbischen „zatrjebati“ nötig sein.

Die Martúri bilden ein einziges Barjak und zählen in 240 Häusern (davon 7 mohammedanische) 4200 Köpfe (davon 120 Mohammedaner). Sie bewohnen im nördlichsten Winkel des Drin an dessen beiden Ufern ein Gebiet von etwa 130 qkm. Auf dem rechten grenzen sie an Šoši, Nikaj und Krasnići, auf dem linken an Dukadžín und Tači. Die Zahl der Wehrfähigen beläuft sich auf 850 Mann.

Stromaufwärts wohnen längs des Drin die Tači, welche in 4 Hauptfamilien zerfallen: Bučaj, Gegaj, Pobi und Brengači, die jedoch zusammen nur 1 Barjak bilden. Sie wohnen von Gur-i-Marturi bis Uda madh am linken Drin-Ufer, besitzen aber auch am rechten einige Weiler. Sie zählen 3000 Katholiken und 350 Mohammedaner auf 120 qkm.

Der berühmte, wild-tapfere christliche Stamm Nikaj, der zur Diözese Púlati gehört, bildet sein eigenes Barjak. Er bewohnt auf 250 qkm den Oberlauf des Suraj-Baches zwischen dem Nambúna (Próklјeta)- und Ndermajna-Gebirge und zählt 2200 Seelen, Waffenfähige gibt es 430.

Der Stamm Krasnići bewohnt das an Marturi und Tači stoßende Gebiet nördlich des Drin (240 qkm) und grenzt im Westen an der Ndermajna mit Nikaj, im Osten bei dem Gruma-Bach mit Haši zusammen. Dieser mohammedanische Stamm zerfällt gleich den Tači in vier Unterstämme, welche jedoch zusammen nur ein einziges Barjak bilden. Die Krasnići stammen nach der Überlieferung vom Montenegriner Kraso ab und sind mit den Vasojevići, Piperi und Ozrinići in Montenegro stammverwandt. Von 3400 Seelen sind nur 170 katholisch. Die Zahl der Waffenfähigen beträgt etwa 650 Mann.

Die Gaši grenzen nördlich an die Krasnići, mit denen sie sich als Brüder fühlen. Der Überlieferung nach stammen nämlich beide Stämme von dem Ahnherrn der Nikaj, Nik, ab, welcher zwei Söhne namens Kras und Vas oder Gaš gehabt*). Die Gaši bilden zwei Barjaks:

*) Serbische Wörter: kras=spitziger Fels; vas=euch; gašenje=Löschen.

Šipšaj und Bardhaj. Zusammen zählen die Gaši 4000 Seelen, durchweg Mohammedaner. Sie können 800 Bewaffnete ins Feld stellen. Ihr Gebiet umfaßt etwa 240 qkm.

Die im Knie des Drin, an dessen rechtem Ufer die Abhänge des Paštrik bewohnenden Hasi sind solche Maljisoren, welche sich größtenteils noch ihre serbische Muttersprache bewahrt haben, denn in 50 Dörfern zählen sie unter 4500 Seelen 200 orthodoxe und 2400 mohammedanische Serben, 750 katholische und 1550 mohammedanische „Albanesen" d. h. albanesisch sprechende und fühlende Serben.

Ich habe schon erwähnt, daß die Maljisoren tatsächlich immer nur dem Namen nach den Türken unterworfen waren. In Wirklichkeit bildete jeder Stamm eine kleine Republik für sich, die sich nach ihren eigenen Gesetzen regierte und freiwillig weder Steuern zahlte, noch Rekruten stellte — außer gegen gute Bezahlung. Nur eine zeitlang zahlten die Kastrati und die Škreli eine freiwillige Steuer von durchschnittlich 50 Piaster (7½ Mark) pro Haus. Die Reichsten erlegten 200 (30 Mark), die Ärmsten 10 Piaster (1½ Mark). Die Hoti zahlten nur die Pacht (Kiasím) für die in der Ebene benutzten türkischen Ländereien. Da aber alle anderen Stämme nicht die geringste Steuer zahlten, so hörten auch diese drei Stämme seit 40 Jahren damit auf. Die Pforte zog somit keinen Nutzen aus dem Maljisoren-Gebiet, außer während eines Krieges mit Montenegro durch die Freiwilligen, welche indes gut bezahlt werden mußten.

Die Autorität des türkischen Generalgouverneurs (Valí) von Škodra war nur eine scheinbare, denn in Wirklichkeit regierte sich jeder Stamm selbst nach dem alten Herkommen (Adet) oder den „Kanuni e Lek Dukadžinit". Mit dem Valí standen nur einige Stämme durch den „Bulukbaší" in Verbindung, welcher gewissermaßen die Rolle eines Gesandten der Stämme beim Pašá spielte, Mohammedaner war und in Škodra wohnte. Der

Bulúkbaši hatte außerdem noch die Aufgabe, bei einem Feldzuge die Rationen für einen Stamm in Empfang zu nehmen und zu verteilen, sowie dem Valí die Stammesmitglieder vorzustellen, wenn sie nach Škodra kamen, bei Blutrache-Angelegenheiten zu vermitteln und die Schuldigen zu strafen. Später unterdrückten die meisten Stämme diese Würde teils selbst, teils wurde sie es durch den Valí. Der Bulúkbaši unterhielt mehrere Kavassen oder Čauše, welche seine Aufträge vollzogen und in die Berge gingen. Denn er selbst zeigte sich dort selten und nur dann, wenn ihm der Stamm die Erlaubnis hierzu gegeben hatte. Dieser Bulúkbaší wurde allerdings vom Valí selbst ernannt, doch mußte seine Wahl durch den betreffenden Stamm bestätigt werden.

Jeder Stamm bildet noch heute eine kleine für sich bestehende aristokratische Republik, deren Präsident Barjaktar („Fahnenträger") heißt und die Verpflichtung hat, im Krieg den Oberbefehl über die Truppen zu führen. Der Barjaktar ist gewöhnlich in seiner Stellung erblich, ebenso wie die aus den vornehmsten Familien gewählten Vojvode*) (Gemeindevorstände). Die Vojvode (welchen Titel sich auch die Ratsmitglieder beigelegt haben), erhielten dem Herkommen nach, obschon ihre Würde erblich ist, doch vom Valí eigene Bestallungsscheine (Bujurdís) welche in Albanien den sonderbaren Namen Škop (Stab) führten.

Die Vojvode werden indes bei den meisten Stämmen durch die Gjobari ersetzt. Diese heißen so, weil sie die Aufgabe haben, das einzuziehende Vieh der Verurteilten auszuwählen (Gjoba = Strafgeld**). Sie sind nach dem Barjaktar die Vornehmsten und Einflußreichsten; (nur in Pulati haben sie weniger Ansehen). Gewöhnlich wählt man zu den Gjobari die Tapfersten, Kühnsten, daher ist es auch begreiflich, daß man vor ihnen solche Achtung hat. Wenn sie in der Volksversammlung Vor-

*) Serbisches Wort, das genau dem lateinischen „dux" entspricht, also ebensogut „Heerführer" als „Herzog" bedeutet.

**) Offenbar vom serbischen „globa".

schläge machen, werden diese von der Menge gewöhnlich angenommen. Nach ihnen kamen die (bisher vom Vali ernannten) Dovrani oder Dorsani, d. h. Bürgen, so genannt, weil sie beim Vali für die gute Aufführung des Stammes haften mußten. Das war aber nicht so schlimm, denn der Pašá wagte es niemals, sich an ihrer Person zu vergreifen, und wenn der Stamm irgend ein großes Verbrechen beging, hatte der Dovran gewöhnlich nur eine Sühne zu vermitteln.

Barjaktar, Vojvoda, Dovran und Gjobar gehören zu den Plekjte, d. h. Ältesten, welche den Rat (Plečenia) bilden und über alle Dinge von nicht allgemeiner Wichtigkeit entscheiden. Übrigens liegen die „Ältesten", weil deren Würde erblich ist, oft noch in den Windeln. Barjaktari und Vojvode sind im Allgemeinen mit der Regierung betraut, doch dürfen sie keine Neuerungen einführen und nichts gegen das alte Herkommen tun.

Angelegenheiten, die das Wohl des ganzen Stammes betreffen, als: Entscheidung über Krieg und Frieden, Erlaß oder Aufhebung eines Gesetzes (Suret), Änderung alter Gebräuche u. dgl. können nicht vom Rat allein entschieden, sondern müssen der Volksversammlung (Kuvént)*) vorgelegt werden, zu welcher jedes Haus einen Vertreter sendet. Zwei solcher Versammlungen finden regelmäßig im Frühjahr und Herbst statt, um über den Zeitpunkt zu entscheiden, wo die Herden auf die Weide getrieben und wieder heimgeführt werden sollen. Bei Generalversammlungen aller Stämme führt stets der Barjaktar von Hoti den Vorsitz.

Die Volksversammlungen werden durch arme Leute angesagt, welche Čauš (eigentlich „Feldwebel") heißen und Botendienst versehen, wofür sie von den Steuern befreit sind. In der Volksversammlung führt, wie schon erwähnt, der Barjaktar den Vorsitz. Um ihn stellen sich die Ältesten im Kreise und draußen herum stehen die

*) Offenbar vom italienischen „convento".

stimmberechtigten Krieger. Zuerst legt der Vorsitzende die Ursache der Beratung vor, dann beginnt die Erörterung, an welcher jeder teilnehmen kann. Die Gjobari ziehen sich hierauf zurück, beraten nochmals unter sich und legen dem Volke ihre Ansicht dar. Dieses entscheidet dann durch allgemeine Abstimmung.

Außer diesen Volksversammlungen gibt es noch solche von einem einzelnen Barjak, Gemeinde, Dorf oder mehreren Familien veranstaltete, um über Privatfragen zu beraten; dann genügt die Gegenwart eines Dovran, um beschlußfähig zu werden.

Verletzungen des herkömmlichen Gesetzes werden gewöhnlich mit Geldstrafen oder Vieheinziehungen geahndet. Ebenso zieht das Nichterscheinen bei einer Volksversammlung Strafe nach sich (meistens 2—4 Schafe). Von dem Erträgnis dieser Strafen wird dann von Zeit zu Zeit ein Fest veranstaltet, an dem jedes Haus durch einen Vertreter teilnimmt. Wenn sich Jemand gegen den Pfarrer oder die Gemeinde etwas zu Schulden kommen läßt, muß das strafweise eingezogene Vieh in den Kirchhof getrieben werden, wo es geschlachtet und unter die Einwohner des beleidigten Dorfes verteilt wird. Privatstreitigkeiten werden gewöhnlich durch Obmänner ausgeglichen. Ist der eine Teil nicht zufrieden, so kann er an den Rat appellieren. Wenn die Sache wichtig war und der Kläger den mächtigen Gegner fürchtete, wendete er sich an den Bulúkbaší, welcher die Klage dem Valí übergab. Dieser ernannte dann Richter aus anderen Stämmen. Doch war dieser Vorgang so schleppend, daß sich die Streitenden gewöhnlich schon vor Beendigung des Prozesses ausglichen. Meistens nimmt das Volk die Vorschläge an, welche ihm von den Gjobari gemacht werden.

Privatzwistigkeiten werden durch Schiedsrichter geschlichtet, welche von beiden Parteien ernannt sind. Wenn diese sich nicht einigen können, erwählen sie einen Obmann. Glaubte die eine Partei wegen des Einflusses der Gegenpartei kein gerechtes Urteil erwarten zu dürfen,

wendete sie sich an den Bulúkbaši, welcher seinerseits dem Valí hierüber berichtete. Dieser ernannte dann zwei Richter aus anderen Stämmen. Dieser Vorgang hatte nur den Nachteil, daß der mit dem Urteil unzufriedene Teil so lange die Austragung des Prozesses durch seine Einsprache verschleppen konnte, bis der Gegner müde und zu einem Vergleiche geneigt war, der dann durch einen beiderseitigen Freund herbeigeführt wurde.

Diebstahl wird nur dann bestraft, wenn er im „Inland" d. h. im Stammesgebiet verübt wird; jener im „Ausland" wird gebilligt, da er zur Bereicherung des Nationalwohlstandes beiträgt. Nur darf der Bestohlene nicht die Bessa („Treue", Friede, Sicherheitsgeleite, Bürgschaft) eines Stammesmitgliedes gehabt haben, weil er sonst als Gast des Stammes betrachtet werden müßte. Einen solchen zu bestehlen wäre aber ein furchtbares Vergehen.

Diebstahl im Inland wird also bestraft und zwar durch Rückgabe des Gestohlenen und eine Geldstrafe, welche den vierfachen (manchmal achtfachen, selbst zwölffachen) Wert desselben ausmacht. Mord, wenn er unabsichtlich geschah, zieht eine Geldentschädigung von 1500 Piastern (225 Mark) nach sich — vorsätzlicher jedoch die Blutrache. Desgleichen Entführung, Verführung, Schändung und Ehebruch; oft auch Verleumdung, Verletzung eines Versprechens, Beleidigung oder ungünstige Zeugenschaft vor Gericht, denn der Albanese ist ungemein rachsüchtig.

Totschlag, Raub, Diebstahl und Gewalt, während des Krieges begangen, sind von jeder Entschädigungsforderung frei und für die im Kriege Gefallenen besteht keine Blutrache.

Die Maljisoren sind ebenso engherzig als rückständig. Dies zeigen schon ihre gesellschaftlichen Einrichtungen. In Bezug auf Kauf und Verkauf von Grundstücken und Häusern gelten dieselben Gesetze, wie in Montenegro. Darnach darf nichts an einen Fremden verkauft werden, bevor der Verkäufer nicht alle Mitglieder seiner Familie

(Familie im albanesischen Sinne, also oft mehrere hundert Köpfe stark) nach der Reihe gefragt hat, ob sie den Verkaufsgegenstand zu dem entsprechenden Preise kaufen wollen. Erst wenn alle abgelehnt haben, darf er es einem Fremden verkaufen. Um zu verhindern, daß der Verkäufer dabei einen höheren Preis herausschwindle, behauptend, ihm sei so viel von einem Fremden geboten worden, ist die Verfügung getroffen, daß die Familie das Recht hat, einen Schiedsrichter zu ernennen, welcher den wirklichen Wert des Kaufgegenstandes abschätzt. Da die Maljisoren sehr zum Partikularismus hinneigen, sehen sie es sogar ungern, wenn das Mitglied eines anderen Stammes sich in ihrer Mitte niederläßt. Um daher einem fremden Stammesgenossen ein Grundstück oder Haus zu verkaufen, muß vorerst die Zustimmung der Volksversammlung eingeholt werden.

Wie bei den Mirediten, so sind auch bei den Maljisoren die Weiber erbunfähig. Nur wenn die einzige Tochter nach dem Tode des Vaters erklärt, nie heiraten zu wollen, müssen ihr des letzteren Brüder einen entsprechenden Jahresbeitrag auszahlen. Stirbt dagegen der Maljisor, ohne Kinder zu hinterlassen, so nehmen die männlichen Verwandten sein ganzes Vermögen an sich und sind nur zur Erhaltung der Witwe verpflichtet, welche übrigens sonst vollkommene Freiheit genießt. Die Brüder des Verstorbenen haben außerdem das Recht, die Witwe zu heiraten, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen und ohne daß ihre Familie sich dem widersetzen darf. Als Hochzeitsgeschenk muß sie dann von ihrem Schwager (bezw. Gatten) einen Ochsen oder vier Ziegen erhalten. Wollen die Brüder sie nicht heiraten, so steht es ihr frei, sich einen anderen Gatten zu suchen (was übrigens nur selten vorkommt). In diesem Falle ist sie jedoch verpflichtet, die Hälfte des Kaufschillings, den sie von ihrem neuen Gemahl für sich bekommt, der Familie ihres ersten Mannes abzuliefern. Übrigens bedarf die Witwe, um einen Bewohner desselben Dorfes zu heiraten,

die Erlaubnis der Familie ihres ersten Gemahls, welche nicht immer (bei den Púlati niemals) gegeben wird.

Den Montenegrinern ist ein Gebrauch entlehnt, welcher auch mitunter bei den Türken vorkommen soll, nämlich die Verbrüderung (Pobratimstvo). Gleichwie in Montenegro schließen zwei Männer diese Verbindung, indem sie nach angehörter Messe in ein Glas Wasser ihr beiderseitiges Blut aus einer Armwunde tropfen lassen und das Glas dann leeren. Nur ist es in Albanien nicht auch Sitte, Salz und Brot zu essen. Die Pflichten des „Pobratim" sind jedoch dieselben: den Blutsfreund so zu verteidigen und so zu lieben wie sich selbst.

Testamente sind unbekannt, doch kommt es vor, daß der Sterbende vor seinem Tode gewisse Wünsche ausspricht, die gewöhnlich erfüllt werden.

Sind Söhne vorhanden, so haben die Töchter keinerlei Erbrecht weder an fahrender noch an liegender Habe. Hat aber ein Haus nur Töchter, so fällt diesen beim Tode des Vaters die Einrichtung, das liegende Gut hingegen den nächsten männlichen Verwandten des Vaters zu und ständen sie im Grade auch noch so ferne.

Bei Grenzstreitigkeiten ereignet es sich mitunter, daß eine Partei einen Handžar als Grenzlinie in die Erde steckt und die andere auffordert, sie aus dem Besitze des bestrittenen Stückes zu vertreiben. Geschieht dies dann und bemächtigt sich die letztere des Handžars, so erobert sie zugleich den streitigen Boden als ihr Eigentum. Bei Friedensunterhandlungen wird in der Regel durch eine Frauenbotschaft Zeit und Ort der Zusammenkunft festgesetzt, bei welcher die gesamte Wehrmannschaft der streitenden Teile erscheint. Die Haufen bleiben außer Schußweite stehen und ordnen eine gleiche Zahl Bevollmächtigter (20—40) ab, welche sich in der Mitte zwischen beiden Heerhaufen treffen. Die von diesen festgesetzten Bedingungen müssen jedoch von den beiden Heeren genehmigt werden. Geschieht dies nicht, so wird gekämpft oder weiter unterhandelt.

Der Zweikampf ist bei den Maljisoren nicht unbekannt, doch hat er gewöhnlich nur in der Nebenbuhlerschaft seinen Grund. Da selbst ein Dorf für zwei Cäsars zu eng ist, müssen die beiden Ehrgeizigen ihre Kräfte messen. Als Zeichen der Herausforderung wird nächtlicherweile ein Wollrocken nebst Spindel vor das Haus des Rivalen gepflanzt. Kann oder will dieser nicht annehmen, steht es jedem aus seinem Geschlechte frei, für ihn einzutreten. Die Zeugen bestimmen dann Ort und Zeit des Zweikampfes. Die Duellanten kommen indes nicht allein, sondern mit ihren Freunden, welche gewöhnlich, von der Kampfeslust fortgerissen, sich gegenseitig zu beschießen beginnen, wodurch der Zweikampf sich in ein förmliches Gefecht auflöst. Solche Zweikämpfe ereignen sich aber so selten, daß man auf jede Generation einen Fall findet.

Eine eigentümliche Sitte bei den Maljisoren ist der Haarschnitt der Kinder. Derselbe findet oft erst 1—2 Jahre nach Geburt des Kindes statt. Für Knaben wird dabei der zunehmende, für Mädchen der abnehmende Mond gewählt. Die Mutter bäckt zwei große und so viele kleine Weizenbrote, als die Familie des Gevatters Mitglieder zählt, und begibt sich mit ihrem Kinde und in Begleitung einer anderen Frau, welche die Brote und das für den Gevatter bestimmte Geschenk (ein Hemd, einen Gürtel oder ein Paar Strümpfe) trägt, nach dessen Haus. Der Gevatter geht ihr eine Strecke entgegen und führt sie in seine Wohnung. Dort wird gemeinsam zu Abend gegessen und am anderen Morgen schneidet der Gevatter dem Kinde die Haare ab und macht der Mutter ein Geldgeschenk. Dabei geht es drei Tage lang lustig zu. Die abgeschnittenen Haare werden nebst dem Patenpfennig während dieser Zeit in einem Beutel aufbewahrt und nach drei Tagen verbrannt. Das Patenkind wird der „heilige Johann" genannt. Diese Gevatterschaft wird bei den Mohammedanern ebenso hoch gehalten, wie bei den Christen die Taufpatenschaft.

Überhaupt ist das Rasieren des Kopfes eine lächerliche

Sitte der Albanesen, welche sie offenbar den Türken entnommen haben und die höchstens der leichteren Reinhaltung des Kopfes von Läusen ihre Berechtigung verdankt. Denn verlaust sind fast alle Albanesen und in dieser Beziehung könnte der künftige Fürst von Albanien dem Mephistopheles den Titel als „Fürst der Läuse“ streitig machen. Unter zehn Maljisoren hat gewiß die Hälfte einen ganz kahlen Schädel, dessen Farbe durch die hervorsprossenden Stoppeln gesprenkelt erscheint. Um sich nicht zu erkälten, wird der Schädel mit einem anliegenden Käppchen, nach Art der Pfarrerhauskäppchen, bedeckt, über das der Fes gesetzt wird. Von der anderen Hälfte der Maljisoren tragen mindestens vier einen halbgeschorenen Kopf und höchstens einer ist „Reform-Maljisor!“ Die Halbgeschorenen sind besonders komisch anzusehen. Entweder ist der Schädel bis auf eine am Wirbel stehende Skalplocke glatt abrasiert, oder von den Haaren ist nur eine Raupe in der Mitte stehen geblieben (nach Art des bayrischen Raupenhelms), oder der Schädel ist gerade in der Mitte glattrasiert und die Haarbüschel stehen oberhalb der Ohren. Wenn sich die Maljisoren in der Kirche entblößten und niederknieten, glaubte ich, auf eine Sammlung polynesischer Schädel hinabzusehen. Früher war diese Sitte allgemein, jetzt aber haben sich doch schon moderne Anschauungen Eingang verschafft und die Städter sowie dort erzogene Maljisoren weigern sich zum Ärger und Anstoß der Alten, ihre Kopfzier verstümmeln zu lassen.

Die Maljisoren gleichen in vielem den Montenegrinern. Gleich diesen sind sie außerordentlich tapfer, kühn und stolz. Sie schätzen sich gegenseitig und behandeln einander mit ausgesuchter Hochachtung, um jede Beleidigung hintanzuhalten. Ihre Ansichten von Ehre sind ebenfalls stark entwickelt. Ehe er sich (nach seinem Begriff) entehren läßt, gibt der Maljisor sich lieber den Tod. Daher sind auch alle Versuche der Türken, sie ganz an sich zu ziehen und zu unterwerfen, mißglückt. Unter sich mildtätig, unterstützen sie sich gegenseitig im

Unglück, achten ihre Vorgesetzten und halten mit unerschütterlicher Redlichkeit das einmal gegebene Wort. Wenn ein Vater dem Mörder seines Kindes die Bessa gegeben hätte und dieser sich zu ihm flüchtete, so würde er sich lieber in Stücke reißen lassen, als den Mörder seines teuren Kindes ausliefern, solange die Bessa währt und jener sich als Gast (Mnore) unter seinem Dache befindet. Unter der Bessa des Geringsten kann der Fremde in Sicherheit durch das ganze Land reisen, denn jeder weiß, daß eine Kränkung des Fremden von dem ganzen Stamme des Bessa-Gebers mit Blutrache vergolten würde. Die Gastfreundschaft steht demgemäß auf derselben hohen Stufe wie in Montenegro. Man mag in der kleinsten Hütte einkehren, man ist sicher, daß der Maljisor sein Möglichstes tun wird, sich dem Gast angenehm zu machen. Leider ist der Wille gewöhnlich besser als die vorgesetzten Gerichte, und ich mußte meine ganze Erfindungsgabe aufbieten, um in den zahlreichen Hütten, welche ich besuchte, dem Essen der mir vorgesetzten Gerichte zu entgehen, ohne den Gastgeber zu beleidigen. Von den Franken erwartet der bereits verwöhnte Maljisor allerdings ein entsprechendes Trinkgeld, aber von seinen Landsleuten nimmt er nichts an. Oft bleibt ein Maljisor bei dem andern so lange zu Gaste, bis dieser nichts mehr hat; dann lacht er aber nur, hängt die Flinte über die Schulter und geht selbst mit seinem Gaste in die nächste Hütte, wo er sich so lange füttern läßt, als es ihm gefällt.

Die Männer sind im Allgemeinen starke wohlgewachsene Gestalten, stehen aber den Montenegrinern in körperlicher Entwicklung doch bedeutend nach. Ich sah auch keine besonders großen Leute unter ihnen. Die Frauen sind klein und untersetzt, wie in Montenegro, da sie, gleich den Montenegrinerinnen, von früher Jugend auf arbeiten müssen. Doch findet man hübsche Gesichter unter ihnen. Ihre Körperformen sind im Allgemeinen gut entwickelt. Die Mädchen hingegen sind mager und von eckigen Formen, doch mit angenehmen Zügen.

Die Tracht der Maljisoren ist lange nicht so malerisch und prächtig wie die montenegrinische. Nur die wenigen Vornehmen und Reichen, als Barjaktari, Bulúkbaši 2c., erlauben sich Üppigkeit in der Kleidung. Gewöhnlich trägt der Maljisor einfache Leinwand- oder Tuchhosen von weiß sein sollender (gewöhnlich graugelber) Farbe, mit schwarzen Schnüren verziert. Diese Hosen sind um die Waden eng, gleich den ungarischen, oben jedoch weit nach Art jener der französischen Arbeiter; im ganzen sehr geschmacklos. Dann folgt um die Lenden ein roter Gürtel, welcher das Waffenleder in sich schließt, das ein paar Pistolen, Pfeifenstopfer, Messer u. dgl. enthält. Über diesen Gürtel wird ein lederner mit drei bis sechs daran befestigten Metallpatrontaschen getragen. Im Sommer trägt der Maljisor entweder nur ein Hemd auf dem Oberkörper oder statt dessen eine ärmellose Weste nach Schnitt des montenegrinischen Džamadan; doch sind die kreuzweis über die Brust sich legenden Flügel nicht gerade, sondern wellenförmig ausgeschnitten. Der Džamadan ist entweder grau oder rot mit schwarzer Einfassung. Viele tragen aber auch statt des Džamadan die D ž u r d i n j e, eine dicke, schwarze ärmellose Wolljacke mit viereckiger Kapuze. Sie soll noch aus Skanderbegs Zeiten stammen und ihre Farbe die Trauer um diesen Helden andeuten. Als Kopfbedeckung dient ein roter Fes oder eine weiße Schaffellkappe nach Art des bulgarischen Kalpak. Die Fußbekleidung besteht aus Opanken, wie in Montenegro. Im Winter tragen die Maljisoren über dem Džamadan ein Jelek: ärmellose Jacke von grauem oder rotem Untergrunde mit schwarzer reicher Stickerei und darüber die Džurdinje oder die Kapóta, einen groben, dicken, braunen Kotzenmantel mit Kapuze, der aber blos bis in die Hüften reicht. Ich fand ihn jedoch unpraktisch und wenig warm.

Niemals wird man einen Maljisoren unbewaffnet außer Hause sehen. Wenn er nicht seine lange Flinte mit sich schleppt — was gewöhnlich der Fall ist — so

wird er wenigstens seine Pistolen im Gürtel tragen. Die Gewehre sind größtenteils alte Steinschloßflinten, welche prächtig gearbeitet sind und stets blank geputzt wie Silber glänzen. Hinterlader gelangten erst vor 40 Jahren zur Verteilung, doch wurden sie den Albanesen von den Türken vor einigen Jahren größtenteils wieder weggenommen. Die Pistolen sind entweder den Gewehren ähnlich und bisweilen mit Edelsteinen besetzt, oder sie sind einfach, von Holz und mit Messing beschlagen. Revolver waren früher selten. Ebenso vermißte ich sehr den Handžar. Auffallend war mir, daß die Albanesen im Allgemeinen keine hervorragenden Schützen sind, wie z. B. die Montenegriner oder Tiroler. Ich erfuhr, daß die Maljisoren mit gezogenen Gewehren nicht so gut umzugehen verständen wie mit ihren langen Flinten.

Aus diesem Grunde erregte ich in Škodra ungeheures Aufsehen. Wie ich nämlich schon auf Seite 28 erzählte, kaufte ich von einem türkischen Gendarmen (Zaptjé) seinen Winchester-Repetierkarabiner, mit dem ich in 12 Sekunden 18 Schüsse abgeben konnte, und ging dann mit Freunden und zahlreichen neugierig folgenden Albanesen, in Begleitung eines Jungen, der die Scheibe trug — ein gemalter Soldat in Lebensgröße — die Waffe zu versuchen. Ich begann das Einschießen auf 150 Schritte, ging dann auf 300, 500, 700, 1000 und 1200 Schritt über. Das Ergebnis verursachte allgemeine Aufregung. Auf die ersten 3 Entfernungen ging keine Kugel fehl und die Zuschauer gerieten in besonderes Erstaunen, als ich auf 300 Schritte lauter Zentrumsschüsse tat. Auf 700 Schritte trafen von 40 Schüssen 37 die Scheibe, darunter 5 in Herz und Kopf. Dagegen schienen die weiten Distanzen (1000 und 1200 Schritt) nicht mehr der Tragweite der Waffe zu entsprechen, denn wir konnten nicht wahrnehmen, wo die Kugeln einschlugen. Herzlich lachen mußte ich über das Vertrauen des Scheibenjungen in meine Geschicklichkeit. Als ich ihm nämlich auftrug, die Scheibe um 200 Schritte weiter

zu tragen, stellte er sich auf 700 Schritte von mir auf und hielt das Brett ganz ruhig neben sich. Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, den Tell zu spielen.

Wie alle Albanesen sind auch die Maljisoren sehr abergläubisch; sie glauben an Hexen, Zauberer, bösen Blick, Geister, Vampyre u. dergl. So sehr sie vor der Geistlichkeit Ehrfurcht haben, so hindert sie dies nicht, den Besuch eines Priesters als Unglück zu betrachten, das nur durch in die Luftschleudern heißer Asche beschworen werden kann.*) Wasser, welches in der Nacht des Andreastages in einem Flaschenkürbis vor dem Hausaltar gestanden, wird nach ihrer Ansicht Allheilmittel. Wenn bei der Mahlzeit das Brot fehlt, nimmt der Maljisor den linken Zeigefinger in die rechte Hand, bis es gebracht worden; sonst würde ihn Unglück treffen. Samstag darf keine Arbeit begonnen und Freitag nicht gesäet werden. Eine Katze zu töten, wird als unglückliches Ereignis betrachtet.

Noch möchte ich einige Worte über die Maljisorinnen sagen. Von dem Augenblicke an, da sie Frau geworden ist, wird sie von allen geehrt und zwar desto mehr, je mehr Kinder sie ihrem Manne schenkt. Diese bilden ihren einzigen Stolz, denn auf Schönheit scheint man nicht so viel zu halten, wie auch die Liebe nur eine untergeordnete Rolle bei den Maljisoren spielt. Eheliche Untreue würde mir unmöglich erscheinen, wenn ich nicht wüßte, daß der österreichische Vicekonsul Schmucker, der damals ein sehr hübscher junger Mann war, einige Eroberungen machte. In dieser Beziehung stand früher (vor 1880) die Montenegrinerin über allem Verdacht erhaben da. Sonst finde ich aber zwischen beiden mehrfache Aehnlichkeiten. Gleich der Montenegrinerin läßt sich auch die Maljisorin nicht außer Hause sehen, es sei denn, daß sie in die Kirche oder zum Markt geht. Mit dem Manne erscheint sie nirgends öffentlich. Nur in den

*) Wer denkt nicht dabei an die bigotten Neapolitaner, welche vor dem Geistlichen in Ehrfurcht ersterben, ihn aber ins Meer werfen, wenn er sich an Bord befindet und Unwetter eintritt!

Kampf zieht sie mit ihm, gleichwie dies in Montenegro der Fall ist, um den Troß zu besorgen und die Verwundeten zu pflegen. Nebenbei beschäftigen sich die Weiber mit dem Plündern, Abschneiden der Köpfe der gefallenen Feinde und dem Schleudern von Steinen. Nicht selten kämpfen sie auch mit den Waffen der Gefallenen. Es ist bisweilen vorgekommen, daß die Maljisorinnen ihre Söhne und Gatten, wenn diese flohen, in den Kampf zurückgeführt und die Feigen mit Scheltworten gedemütigt haben. Ja manche sollen sich sogar von ihren Männern haben scheiden lassen, wenn diese sich nicht tapfer genug zeigten. Früher bestand auch der Brauch, daß die Albanesinnen, wenn im Kampfe mit den Montenegrinern, in erster Linie standen und gegen diese ihre Röcke aufhoben, weil sie glaubten dadurch den Sieg an ihre Fahnen fesseln zu können*). Da jedoch die Montenegriner in diesem Fall die sonst als unverletzlich betrachteten Weiber niederschossen und trotz noch so hohen Aufhebens der Röcke gewöhnlich den Montenegrinern der Sieg blieb, verging den Albanesinnen die Lust zu ähnlichen Auftritten.

Die Frau besorgt Haus- und Feldarbeit, und wenn sie auch vom Manne stets geachtet wird, nimmt sie doch, gleichwie in Montenegro, eine sehr untergeordnete Stellung ein. Wenn der Gatte verreist, darf sie ihn weder um sein Ziel noch um die Zeit seiner Rückkehr fragen, noch ihn begleiten; solange er ausbleiben mag, es wäre unschicklich von ihr, nach ihm zu fragen, und wenn er heimkehrt, darf sie ihm nicht entgegengehen, sondern sie muß sich so gleichgültig stellen, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Sonderbar ist die Tracht der Maljisorinnen. Hemd und Unterhosen fehlen bei ihnen wie bei den Männern fast gänzlich. Die Füße stecken in Opanken, rote Gamaschen mit schwarzen Schnüren bedecken die meist magern, aber sehnigen Waden; ein rotes Röckchen (Džubé) mit schwarzen Schnurverzierungen reicht nur bis an die Knie

*) Oder vielleicht wollten sie sich auch nur als Weiber zu erkennen geben, hoffend, die Montenegriner würden auf solche nicht schießen.

und ist so eng, daß die Frauen kaum ordentlich ausschreiten können. Noch komischer nimmt sich der Frack aus, welchen die meisten Maljisorinnen tragen. Er ist ebenfalls rot und schwarz, vorn offen oder geschlossen, je nachdem die Frau noch ein Hemd und eine Art Mieder trägt oder nicht. Im ersteren Falle liegt das Hemd (welches indes nur wenige Vornehme tragen) so eng an wie ein nasses Schwimmkleid. Um die Lenden tragen die Frauen eine rote Schärpe und einen metallenen Gürtel, an dem allerlei Zierraten hängen. Die Haare werden kurz getragen und glatt zu beiden Seiten über die Ohren gestrichen. Da auch selbst die mohammedanischen Maljisorinnen keinen Jašmák tragen, ist die ganze Tracht nach türkischen Begriffen sehr unanständig; nach unsern allerdings ebensowenig anständig. Bei den Armen ist das rote Tuch durch grobe Sackleinwand oder grauen Wollstoff ersetzt.

Die Mädchen sind größtenteils schmächtig und mager, aber doch stark und kräftig. Ihre Gesichtszüge sind nicht unangenehm, aber gewissermaßen eckig. Die Frauen haben etwas üppigere Formen (ohne jedoch darin die Schönheit der christlichen Škodranerinnen zu erreichen), sind oft recht hübsch, aber wie gesagt, unrein. Die Maljisorenmänner sind von Natur den Weibern nicht besonders überlegen und lange nicht so herkulische Gestalten wie die Mehrzahl der Montenegriner.

Die Mädchen beschäftigen sich mit dem Weiden der Herden, dem Spinnen der Wolle und Weben der groben Stoffe, welche den Maljisoren zur Kleidung dienen. Sie gehen unverschleiert, dürfen mit den Knaben spielen, treiben allein die beladenen Esel auf den Markt und haben nichts zu fürchten, denn im ganzen Maljisorengebiete werden die Weiber geachtet und ihre Bessa gilt mehr als jene der Männer.

Sowie früher in Montenegro, so herrscht auch jetzt noch bei den Maljisoren die Unsitte, die Kinder schon in der Wiege zu verloben und unter keiner Bedingung von diesem Verlöbnis abzuweichen. Die Geistlichkeit sträubte

sich stets gegen diese Unsitte und bot alles auf, die Ehe von der beiderseitigen Zustimmung des Brautpaares abhängig zu machen, aber lange konnte sie keinen vollständigen Erfolg erringen, wenngleich es anzuerkennen ist, daß jetzt schon sehr viele Familien sich des Verlobens in der Wiege enthalten. Die Geistlichkeit ging sogar gewaltsam vor, indem sie sich an die Behörden wandte und auf Ungültigkeitserklärung der Verlobungen in der Wiege und Rückerstattung der bereits gezahlten Summen drang. Die Folge davon war indes nur ein verstärktes Wüten der Blutrache, die nunmehr in einen förmlichen Krieg zwischen den einzelnen Dörfern ausartete. Ebenso eiferte die Geistlichkeit gegen die in vielen Dörfern und Stämmen häufigen Mischehen zwischen Mohammedanern und Katholiken, eine ganz überflüssige Hetzerei, weil in den albanischen Mischehen beide Teile ihre Religion unbeirrt ausüben dürfen.

Da die Maljisorinnen unverschleiert gehen (auch die mohammedanischen), wäre es dem Jüngling leicht möglich, eine Liebesheirat zu schließen, wenn er nicht schon durch das „sejés" (Treueversprechen, Verlobung) gebunden wäre, welches seine Eltern für ihn in der Wiege gaben. Ein solches Verlöbnis wird aber von den Maljisoren als unverletzlich betrachtet. Wollte sich das einmal verlobte Mädchen an einen Andern verheiraten, so hätte dies die Blutrache seitens der Familie des Verschmähten gegen jene der abtrünnigen Braut und ihres Mannes zur Folge. Ist schon dieser Umstand sehr unangenehm, so wird die Lage eines Mädchens noch verhängnisvoller, wenn ihr Bräutigam keinen Gefallen an ihr findet. Neben anderen unsinnigen Gesetzen haben nämlich die Maljisoren auch eines, welches anordnet, daß die Kinder einer Familie nur in der Reihenfolge ihres Alters heiraten dürfen. Dadurch wird es zur Unmöglichkeit, ein jüngeres Kind zu heiraten, so lange noch dessen ältere Geschwister unvermählt sind. Wenn nun ein Jüngling seine Verlobte durchaus nicht heiraten will, so bleibt ihm, um der Blutrache vorzubeugen, nur das Mittel, aus-

zuwandern oder einen mehrjährigen Urlaub zu nehmen. Beides ist aber für die Familie seiner Braut verhängnisvoll, denn so lange nicht sichere Kunde vom Tode des Verschollenen eingetroffen ist, darf die verlassene Ariadne (und demnach auch ihre jüngeren Geschwister) nicht heiraten.

Die Mädchen bekommen in Albanien überhaupt keine Mitgift, sondern nur eine Ausstattung. Letztere besteht aus Wäsche, gestickten Kleidern, Geschmeide und dergleichen und ist durch Gesetze nach den Vermögensklassen genau festgesetzt. An dem Bräutigam ist es, für seine Frau an deren Familie einen Kaufschilling zu entrichten, der zwischen 300 bis 4000 Piaster (45 bis 600 Mark) beträgt. Stirbt der Bräutigam, bevor er sein Ehegelöbnis erfüllen konnte, so steht es seinen Brüdern frei, dessen Braut zu heiraten, ohne dieselbe oder deren Familie um Erlaubnis zu fragen. Er muß dann jedoch 150 Piaster mehr zahlen, als sein Bruder sich zu zahlen anheischig gemacht hatte.

Es ist selbstverständlich, daß die Verlobung für ungültig erklärt wird, wenn sich nachträglich das Vorhandensein eines gesetzlichen Ehehindernisses herausstellt. Ein solches ist hauptsächlich nahe Verwandtschaft. Über diese haben indes die Maljisoren ähnlich ausgedehnte Begriffe, wie die Mohammedaner. Sie gehen dann oft so weit, den ganzen Stamm für Verwandte anzusehen. Die Škreli, Hoti und das Barjak Džoani suchen sich daher ihre Frauen stets bei anderen Stämmen.

Wenn der Bräutigam den Kaufschilling für die Braut entrichtet hat, schickt er seinen Vater, diese abzuholen. Gewöhnlich geschieht dies, wenn sie das 12. bis 14. Jahr erreicht hat. Sie älter werden zu lassen ist gefährlich, weil, wie erwähnt, ihre jüngeren Geschwister nicht heiraten dürfen, bevor sie nicht an den Mann gebracht ist.

Der Vater des Bräutigams bringt auch der Braut den „Dunti", d. i. das Hochzeitsgeschenk, mit. Er hat schon einige Tage vorher ihre Eltern von seiner Ankunft benachrichtigt. Diese findet stets an einem Donnerstag statt, weil die Hochzeit nur an einem Montag zulässig ist.

Der Dunti besteht aus einem eleganten Kistchen, das verschiedene Toilettengegenstände, den „Selman", Schuhe, gelblederne, goldgestickte Babuschen (Pantoffeln), Zuckerbrot, Kaffee und andere Kleinigkeiten enthält. Der Selman ist das Diadem, welches die christlichen Albanesinnen auf dem Kopfe tragen. Es besteht aus einem mit Seide überzogenen und mit Korallen, Perlen und Stickereien besetzten Holzgestell.

Zwei der nächsten Anverwandten des Bräutigams überbringen den Dunti. Bei der Türe des Hauses der Braut werden sie von deren Familie erwartet, begrüßt und in das Empfangszimmer geleitet, wo der Dunti auf einen Tisch oder Kasten niedergesetzt wird. Im Augenblick, da dies geschieht, rufen alle Anwesenden: „Per heir!" d. i. zum Wohlsein*)! Nachdem dies geschehen, werden die Überbringer eingeladen, sich auf dem Ehrenplatze niederzulassen, der ihnen den ganzen Tag über gewahrt bleibt. Die Verwandten der Braut hingegen stehen gelangweilt in feierlichem Stillschweigen umher. Der unvermeidliche Kaffee, Rosensyrup, Raki, Mastig, Bäckereien und dergleichen machen zweimal die Runde. Überhaupt bietet die Familie der Braut Alles auf, den Dunti-Überbringern durch Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit eine gute Meinung von dem Tone beizubringen, der in dem Hause der Braut herrscht.

Nachdem man sich mehrere Stunden auf diese Weise und durch fade beglückwünschende Redensarten gelangweilt hat, werden endlich die Gäste hinausbegleitet.

Nach deren Entfernung setzen sich die besonderen Bekannten und Verwandten der Braut, welche sämtlich

*) Über den Gesang, welcher während der Überreichung des Dunti angestimmt wird, entnehme ich der Hecquard'schen Übersetzung Folgendes: „Weißer Flachs, weißer als das Drinwasser (dieses sah ich immer nur sehr schmutzig gelb! S. G.), N. N. (der Bräutigam) schickt den Dunti in einem vergoldeten Kästchen. O weh! sagt der Gatte, meine Kleider sind noch beim Schneider! Lauft, lauft, sagt ihm, daß er sich spute, und da wir Gevattern sind, wird er sich beeilen und sie mir umsonst machen."

eingeladen werden, zu einem Gelage zusammen, das die ganze Nacht hindurch währt. Es wird da geprahlt, gesungen, getanzt und musiziert, vornehmlich aber gegessen und getrunken, denn alle Albanesen sind besondere Freunde von Schmausereien und Gelagen. (So wie vordem auch die Montenegriner.) Die gleichen Schwelgereien finden um dieselbe Zeit im Hause des Bräutigams statt, der seine Freunde und Verwandten zu sich geladen hat.

Wenn der Morgen graut, ziehen sich die Männer zurück und nur die Weiber bleiben zum Schwatzen beisammen, von dem sie ebensowenig je genug bekommen können, wie alle anderen Weiber der Welt.

Andern Tags, d. i. Freitag, wird die Braut von ihren Freundinnen gewaschen, gebadet, gekämmt und geschminkt, kurz so schön als möglich gemacht. Die arme Braut muß sich widerstandslos und schweigsam kneten, treten, abreiben und malen lassen, denn Haare und Augenbrauen dürfen keine andere Farbe als schwarz aufweisen. Andere weibliche Verwandte stellen die Ausstattung zusammen und beschäftigen sich mit den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten.

An diesem wie an den vorhergehenden Tagen durchläuft ein junger Mann die Straßen und besorgt die Einladungen; und zwar Donnerstag für Rechnung des Bräutigams, Freitag für jene der Braut. Da er von jedem Eingeladenen ein bis zwei Piaster erhält, und die Zahl derselben bei Vornehmen oft fünf bis sechs Hundert beträgt, so hat der Schreier eine ganz hübsche Einnahme zu verzeichnen. Seine Einladung lautet: „N. N. verheiratet sich und bittet euch, Montag mit dem ganzen Hause zur Hochzeit zu kommen“. Soll nur der Hausherr allein erscheinen, so muß dies eigens bemerkt werden.

Samstag darf sich die Braut etwas erholen und für die Quälereien stärken, die ihrer an den folgenden Tagen harren.

Sonntag kommen wieder die Freundinnen, welche die Braut am Freitag gewaschen haben und schmücken

sie abermals auf das Beste. Je reicher die Familie, desto größer der Aufwand, welcher in den Brautkleidern entfaltet wird. Ist die Familie arm, so leiht sie sich Kleider und Schmuck von reichen Nachbarinnen aus, denn am Hochzeitstag darf der Braut nichts mangeln. Sobald die Toilette beendet ist, wird die Braut in das Empfangszimmer geführt und den Frauen des Hauses vorgestellt. Diese begucken das Mädchen von allen Seiten und suchen Mängel an der Toilette zu entdecken, ob deren die freiwilligen Zofen zu schelten wären. Die Braut hingegen darf kein unschönes oder tadelndes Wort vernehmen.

Abends treten dann der Vater und die Brüder ein. Sofort muß sich das Mädchen ihnen zu Füßen werfen, wohl oder übel Tränen vergießen und schluchzend um Verzeihung für alle seit der Geburt begangenen Unarten bitten. Die Braut wird unter tröstlichen Versicherungen aufgehoben, dagegen verlangt es die Sitte, daß jetzt sämtliche weibliche Verwandte in ein Geheul mit obligatem Tränenvergießen ausbrechen, seufzen und schluchzen. Dadurch soll der Schmerz angedeutet werden, den alle über die bevorstehende Trennung empfinden.

Das Gejammer muß eine volle Glockenstunde dauern. Sobald diese abgelaufen, verstummt wie mit einem Zauberschlage jedes Gewinsel, sämtliche Anwesende greifen in die Tasche, ziehen ihre Schnupftücher, schneuzen sich und trocknen die Tränen. Ohne weiteren Übergang werden alle wieder lustig und stimmen Gesänge an*).

Am nächsten Morgen (Montag, dem eigentlichen Hochzeitstage) rücken sämtliche Eingeladenen vor die Häuser der beiden Brautleute. Jeder bringt sein Hochzeitsgeschenk mit, das für den Gemahl in einer

*) Nach Hecquardts Übersetzung lauten diese: Senkt euch, ihr Berge, senkt euch, damit der Mond hervorkommen und diesen schönen Abend beleuchten kann. Unsere Braut wurde durch die Mutter unterwiesen. Sie sagte ihr: „Meiner Treu, teure Tochter, achte und liebe deinen Schwiegervater.“ — „Meiner Seele, teure Mutter, sei ruhig, ich werde ihn achten und lieben, denn er ist es, welcher mir einen so schönen und guten Jungen zum Gemahl gibt.“

Oka ($2^1/_4$ Pfund) Zucker und einer Oka Kaffee, für die Braut jedoch in einem Seidentuche und einem Goldstück besteht. Gewöhnlich wird ein Dukaten gegeben, doch schenken nähere Verwandte oder Reichere auch einen Napoleon oder eine türkische Lira, Ärmere oder bloße Bekannte einen Halben- oder Viertelnapoleon. Vierfache Dukaten können sich nur Geldprotzen erlauben. Die Braut wählt sich die schönsten Goldstücke zur Herstellung von Stirn- und Halsketten aus und verwendet den Rest zur Ergänzung ihrer Ausstattung. Von den Seidentüchern behält sie sich auch nur soviel, als ihr gefällt, die anderen verkauft ihr Gemahl später heimlich. Dasselbe tut er auch mitunter mit dem Kaffee, wenn er mehrere Zentner von diesem erhalten hat; dagegen läßt er sich durch den Zucker die Bitterkeiten des Ehestandes versüßen.

Beim Morgengrauen ist bereits die Braut geweckt worden. Ihre Freundinnen besorgen wieder ihre Toilette, schmücken sie schön und schminken sie frisch. Bei Sonnenaufgang muß jedoch das Opfer mit der Toilette fertig sein. Es wird sodann in das Empfangszimmer geführt, wo man es in eine Ecke stellt. Hier muß nun das arme Mädchen gleich einer Marmorstatue bis gegen Mittag stehen bleiben. Seine Augen hat es züchtig auf den Boden geheftet, seine Arme über die Brust gekreuzt, deren Wogen so viel als möglich verbergend. Rechts und links stehen zwei Weiber als Wache, während die übrigen Weiber auf den längs den Wänden laufenden Ottomanen und Polsterbänken sitzen und starr die Braut angaffen, um festzustellen, ob sich diese „anständig" (d. i. regungslos) verhält.

Das ist übrigens noch gar nichts! Auch während der ersten drei Tage nach Eintritt in die Wohnung ihres Gemahls muß die junge Frau vom Morgen bis zum Abend in dieser Weise gleich einer Bildsäule im Winkel stehen, sie darf sich weder regen, noch sprechen, noch die Augen erheben, noch einschlafen. Niedersetzen darf sie sich nur zum Speisen, bei welcher Gelegenheit sie den

Blicken der anwesenden Frauen durch einen Schleier entzogen wird. Doch will es der Anstand, daß ein gut erzogenes Mädchen nicht ißt, es sei denn, daß man es mit Gewalt dazu nötigt. Der ganze Schwindel soll den Zweck haben, den Schmerz der jungen Gattin über das Verlassen des Vaterhauses auszudrücken. Die Sache wird mit tiefem Ernst behandelt und aufgeführt, weil die Eingeladenen die Erziehung der Braut nach ihrem Verhalten bei dieser Quälerei beurteilen.

Während die Braut im Empfangszimmer „winkelsteht", lassen es sich die Gäste in den anderen Gemächern, im Hof und vor dem Hause wohlsein. Die Musikanten kratzen ihre Instrumente, daß diese vor Schmerz laut aufheulen, und sogenannte „Sänger" geben gleichfalls schreckliche Töne von sich. Die geistigen Getränke machen natürlich wiederholt die Runde. Blos die Frauen stecken leise flüsternd die Köpfe zusammen, sich mit dem Ausrichten der Nachbarinnen beschäftigend und häufig durch einen Schluck Kaffee oder Schnaps die vom Klatsch trocken gewordene Kehle anfeuchtend.

Endlich schlägt es zehn Uhr, ein Albanese zeigt sich, der ein Maultier mit sich führt und vor dem Hause Halt macht. Der Bräutigam hat beide geschickt, die Ausstattung seiner Frau abzuholen. Sie ist in einer großen, plump mit Blumen und Verzierungen bemalten Kiste eingeschlossen. Unter Weihwasserbesprengung und Gebetableiern wird der Koffer auf das Maultier geladen, welches sich unter dem donnernden „Per-heir"-Rufe der Gäste wieder in Bewegung setzt.

Sobald das Maultier mit seinem Schatz zum Bräutigam zurückgekommen ist, schickt dieser seinen Vater mit den geladenen Gästen ab, die Braut zu holen. Dem Zuge voran wird ein weißer Zelter mit prächtiger Aufzäumung geführt. Vor dem Hause der Braut angelangt, stellen sich alle in Schlachtordnung auf. Der Hausherr schickt einige seiner Verwandten oder Freunde mit Rosensyrup, Raki, Mastig, Bäckereien und dergleichen hinab, um die

neuen Ankömmlinge entsprechend zu bewirten. Diese lassen sich nicht erst bitten, sondern langen tapfer zu, so daß oft eine volle Stunde damit vergeht.

Endlich erscheint die Braut, geführt von zwei Freundinnen. Sie wird wie ein Stück Holz auf den Zelter gesetzt, denn sie muß Gliedersteife heucheln (so will es der Anstand), dann setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Voran marschieren die Gäste des Bräutigams, dann folgt die Braut, zu deren beiden Seiten zwei Verwandte reiten, von denen sie an den Armen im Sattel festgehalten wird; dann folgen die Musikanten und Sänger, den Schluß bilden die Gäste der Braut. Letztere muß sich vor dem Verlassen des väterlichen Hauses und bei jeder Straßenecke dreimal verneigen, um dem Heim ihrer Kindheit das letzte Lebewohl zu sagen.

Vor dem Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den sie bereits erwartenden Frauen des Hauses aus dem Sattel gehoben und in das Brautgemach geleitet. Als wohlerzogenes Mädchen darf sie sich jedoch nur mit Gewalt dorthin ziehen und stoßen lassen. Im Brautgemach nimmt sie auf einem schwellenden Kissen Platz, um sie herum stellen sich die nächsten Verwandten auf. Es wird Kaffee herumgereicht, worauf sich die Gäste der Braut zurückziehen. Deren Ältester gibt noch vorher folgende Erklärung ab: „Bis hierher gehörte sie uns und Gott; von jetzt an und in der Zukunft gehört sie aber euch und Gott, welcher über sie wachen möge."

Die Gesänge, welche während des ganzen Zuges angestimmt wurden, sind dieselben, welche ich unten für die mohammedanischen Heiraten geben werde. Nur einmal kommt darin eine Abweichung vor, indem der Älteste aufgefordert wird, sich zu bekreuzen.

Nach der Entfernung der Verwandten der Braut begibt sich der Zug zur Einsegnung in die Kirche, oder, da es nicht viel Kirchen in den Maljisoren-Dörfern gibt, in ein eigenes Gemach, in dem ein Altar errichtet worden ist. Religiöse Maljisoren haben übrigens beständig einen

Hausaltar, vorausgesetzt, daß es ihre Räumlichkeiten gestatten. Gewöhnlich befindet sich der Traualtar in dem Brautgemache. Der Trauung wohnen nur die Familienmitglieder bei. Zuerst tritt die Braut vor den Altar und kniet daselbst nieder. Dann wird der Bräutigam von seinen zwei Beiständen, scheinbar mit Gewalt, hereingeschleppt und zum Niederknieen gezwungen. Seine Beistände, eine Kerze in der Hand, stehen neben ihm. Vorerst liest der Priester eine Messe, dann wendet er sich an die Braut, welche er dreimal fragt, ob sie gesonnen sei, den neben ihr knieenden Bräutigam zu ehelichen. Die Sitte will es, daß die Braut, welche den ganzen Tag über die Lippen nicht öffnen darf, auch jetzt stumm bleibt, und, wie bisher, den Holzklotz spielt. Die zustimmende Antwort wird daher gegeben, indem die Kranzjungfer nach der dritten Frage der Braut mit Gewalt den Kopf tief hinabstößt. Hierauf wird der Bräutigam befragt; ihm ist es gestattet, entschieden und kräftig „Popo!" (Ja, ja) zu sagen.

Nach Beendigung der Trauung entfernt sich der Gemahl, um sich für die ausgestandene Pein durch ein Glas Schnaps zu entschädigen. Die arme Braut muß jedoch noch verweilen und sich von den nunmehr eingelassenen Weibern besingen lassen. Sei sie auch noch so häßlich, ihre eingebildeten Reize werden da überschwenglich verhimmelt, ohne daß sie sich durch diesen blutigen Hohn gekränkt fühlen darf.

Nachdem auch dies überstanden, setzt man sich zur Tafel und zwar die weiblichen Gäste in dem einen, die männlichen in dem andern Zimmer. Wenn die Zahl der Gäste sehr groß ist, müssen selbstverständlich mehrere Zimmer, oft auch noch der Hof und Garten in Anspruch genommen werden. Die Gäste sitzen dabei zu zehn bis zwölf an viereckigen Tischen. In der Mitte der männlichen Tafeln befindet sich der Bräutigamstisch, dessen Ehrenplatz der Gemahl einnimmt; ihm zur Seite sitzen der Pfarrer und die Beistände. Der Gemahl erscheint

übrigens erst zum Nachtisch, wenn die Schnapsflaschen aufgefahren werden. Die Beistände stoßen ihn dabei mit Gewalt vor sich in das Zimmer, nötigen ihn zum Niedersetzen und stopfen ihm scheinbar gegen seinen Willen die Bissen in den Mund. Aus eigenem Antrieb zu essen, fällt keinem anständigen Bräutigam ein. Das gleiche geschieht im andern Zimmer bei den Weibern mit der Gattin. Nach der Tafel beginnen die Männer zu spielen, rauchen, tanzen und scherzen; die Weiber geben sich dem beseligenden Klatsch hin, wobei natürlich die Kaffeeschale unaufhörlich klappert.

Bei Anbruch der Nacht wiederholt sich das Gelage. Gegen Mitternacht wird dann die Braut in ihr Gemach geleitet und der Gemahl hiervon heimlich benachrichtigt. Er benutzt einen günstigen Moment, da alles mit den Schwelgereien beschäftigt ist und sich um ihn nicht kümmert, um sich heimlich und ungesehen fortzuschleichen. Er stiehlt sich in das Gemach seiner Braut, bleibt daselbst einige Stunden und kehrt dann in den Kreis seiner zechenden Freunde zurück, seine Abwesenheit mit der Notwendigkeit nach dem Wetter zu sehen und dergleichen entschuldigend. Auch an den folgenden Tagen hütet er sich wohl, beim Besuchen seiner Gattin gesehen oder beim Verlassen ihres Gemaches ertappt zu werden, weil dies für ihn eine große Schande wäre. Wenn daher bei armen oder zahlreichen Familien das neue Ehepaar nicht sein eigenes Gemach hat, ist es Sitte, daß sich die Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes nur heimlich an abgelegenen Orten sehen. (Eigentlich raffiniert, da verbotene Früchte desto süßer schmecken).

Die ersten drei Tage nach der Hochzeit muß die Frau, wie schon erwähnt, im Winkel stehen, ohne sich rühren oder sprechen zu dürfen. Wenn die Weiber des Morgens das Brautgemach betreten, finden sie bereits die junge Frau in dieser Stellung. Nur muß sie sich noch mit den Händen das Gesicht bedecken, als ob sie sich schämte. Diese drei Tage sind von tötlicher Langweile

und Pein für die arme Frau, denn sie muß die Besuche aller Weiber über sich ergehen lassen und dabei die Bildsäule vorstellen. Von weit und breit ziehen nämlich die neugierigen Weiber herbei, um die Braut anzugaffen. Kein Mann darf sich dabei im Hause blicken lassen und dem Gemahl ist es überlassen, sich im Freien oder wo er sonst will herumzutreiben. Erst mit dem dritten Tage haben die Possen ihr Ende erreicht und die Frau tritt in ihre häuslichen Rechte ein.

Erwähnt sei noch, daß der Mann kein Recht auf das Eigentum seiner Frau hat, bestehend aus den Geschenken, die sie vor und nach der Heirat von ihren Verwandten bekommen hat. Er darf sie züchtigen, aber nicht mißhandeln, denn die geringste sichtbare Verletzung würde eine Klage seiner Frau zur Folge haben. Die Plekjte müßte ihn dann zu einer starken Geldstrafe verurteilen.

---

5. Die Mirediten.

Unter den mittelalbanesischen Stämmen sind die Mirediten der vornehmste. Sie haben in den letzten Jahrhunderten eine größere Rolle gespielt als die anderen, bilden ein festeres Gemeinwesen und stehen unter einem erblichen Fürsten. Sie sind auch an Zahl der mächtigste aller oberalbanischen Stämme.

Wenn ich von Miredita spreche, meine ich stets das ganze Gebiet, welches der Fahne von Miredita folgt, also auch die 3 neuen Barjaks.

Das heutige Miredita grenzt im Süden an die Berge von Kruja, die Barjaks Oloman und Zógolj (von Matija), im Osten bildet die Valmor-Kette, das Dorf Diodia (zwischen Oróši und Lurja) und der Malj Kumula bis zum Čjafa Malit die Grenze, im Norden die Landschaft Dukadžin bis zum Dorfe Gojani, im Westen die Bergkette, welche von Gojani gegen Lješ (Alessio) streicht, und die Gebirgsknoten von Bulkjeri und Čjafa Drvén.

Die Mirediten stehen seit Beginn des 18. Jahrhunderts unter eigenen erblichen Fürsten, eigentlich blos „Capitäns" genannt, deren Gründer Džon Marku war. Wenigstens wird die Dynastie des jetzigen Capitäns Prenk Bib Doda vom Volke als „Dera e Džon Markut" (Geschlecht des Johann, des Sohnes Marko's) bezeichnet. Das Ansehen der Mirediten in Mittelalbanien ist so groß, daß die beiden anderen Hauptstämme, Dukadžini und Matija, gerne mit Miredita gehen, wenn dieses sie zur gemeinsamen Wahrung ihrer Vorrechte zu den Waffen ruft.

Das eigentliche Miredita ist ausschließlich von Katholiken bewohnt, indem bisher keine Abtrünnigen geduldet wurden*). In den drei neuen Barjaks hingegen wohnen Mohammedaner und Katholiken friedlich neben einander. Im Barjak Selita gibt es 350, im Barjak Kthela 1200, im Barjak Biškasi 500 Mohammedaner.

Mirediten, Matija und die meisten Dukadžini tragen eine und dieselbe Volkstracht, welche von der nordalbanesischen verschieden ist und als mittelalbanesische bezeichnet werden könnte. Der Mann ist mit einer weißen Schaffellmütze vom Schnitt des Fes oder bulgarischen Kalpaks bedeckt, seine Füße sind mit den gewöhnlichen Opanken bekleidet, weiße, leinene Unterhosen und ein langer, weißer Tuch- oder Flanellrock (Dólama) bilden die Hauptbestandteile seiner Kleidung. Letzterer ist nach Art des montenegrinischen Gunj zugeschnitten, aber unten nicht so faltenreich. Auf der Brust offen und mit schwarzen Schnüren aufgeputzt, reicht er bis unter die Knie. Um die Lenden wird er durch einen roten oder bunten Gürtel zusammengehalten, in dem sich das Leder befindet, das die Pistolen, Pfeife und sonstige Dinge enthält. Im Winter tragen die Mirediten unter diesem Rocke noch einen Džámadan von grauem, selten roten

*) Es steht wohl jedem Mirediten frei, den Islam anzunehmen, doch muß er in diesem Falle das Gebiet der fünf alten Barjaks verlassen.

Tuch und mit schwarzer Einfassung. Die Waffen bestehen allgemein in der langen albanesischen Flinte, welche gewöhnlich ein prächtiges Schaustück ist und wie Silber glänzt. Der Kolben ist auffallend dünn und von massivem Metall. Diese Feuersteinflinten scheinen alle derselben Fabrik zu entstammen, denn sie haben sämtlich nur eine und dieselbe Form.

Die Pistolen entsprechen den Gewehren und sind oft im Schaft mit Korallen und Granaten verziert. Hieb- und Stichwaffen sah ich nur in vereinzelten Exemplaren, was mich sehr wunderte. Erst im Kriege 1876—78 sind einige hundert Mirediten mit Hinterladern bewaffnet worden. Gewöhnlich tragen die Mirediten gleich den andern Albanesen Schnurrbärte.

Die Tracht der Frauen setzt sich aus einem weißlichen Unterrock zusammen, welcher die leinenen Unterhosen bedeckt, statt deren indes die Reicheren auch seidene, türkische Pumphosen tragen. Darüber kommt entweder ein Hemd oder ein langer mit Ärmeln versehener Rock, der bis über die Knie reicht und auf der Brust geschlossen ist. Eine bunte Schärpe hält ihn um die Lenden zusammen. Dann kommt das hübscheste Stück, eine dem montenegrinischen Koret ähnliche Jacke, vorne offen und am Rande wie an den Ärmeln schwarz gestickt, bis an die Knie herabgehend und unten breiter, daher einige Falten machend. Bisweilen wird von den Frauen auch der Busen durch ein viereckiges buntes Tabakschnupfer-Sacktuch verhüllt, was einen komischen Anblick gewährt. Die Haare werden offen und lang getragen. Der Kopf ist mit einem schwarzen Tuche bedeckt, wie dies auch bei den montenegrinischen Frauen der Fall ist; die Füße stecken in Opanken oder Babuschen.

Die Hauptstadt von Miredita ist Oróši, eigentlich ein ärmliches Dorf von ungefähr 500 Einwohnern. Bib Doda hat sich daselbst ein großes Saráj erbaut, nach Art der türkischen Häuser von Škodra. Vor demselben liegen zwei Kanonenrohre ohne Lafetten. Übrigens

wohnte der jetzige Fürst, Prenk Bib Doda, mit seiner Familie lieber in Škodra, wo er ein ziemlich behaglich eingerichtetes Haus besitzt. Er war 1880 ein junger Mann von 22 Jahren, klug und von einer gewissen Bildung, weil er in Konstantinopel bis 1876 erzogen wurde. Der Fürstentitel wird ihm eigentlich nur der Höflichkeit halber gegeben, denn wenngleich sein Vater ganz Miredita beherrschte, so ist doch Prenks Einfluß nur beschränkt. Die Türken betrachteten ihn als Pašá und Kajmakam von Oróši, die Mirediten selbst nennen ihn ihren Kapitän.

Über die Regierungsform der Mirediten habe ich bereits erwähnt, daß dieselben seit Beginn des 18. Jahrhunderts unter erblichen Capitäns stehen, doch war die Macht des jetzigen, Prenk Bib Doda, schon 1880 bedeutend erschüttert. Er kam 1881 als Gefangener nach Stambul und sollte als „Statthalter" irgend eines Distrikts nach Asien verbannt werden. An seine Stelle wurde durch die türkische Regierung der Capitän Kola gesetzt, der jedoch aus eben diesem Grunde bei den Mirediten wenig beliebt war. Infolge der allgemeinen Unzufriedenheit wurde deshalb Prenk Bib Doda später wieder (mit dem Pašá-Titel) nach Albanien zurückgeschickt, als dort Unruhen ausbrachen.

Jedes Barjak hat einen Barjaktar an der Spitze, dessen Würde ebenfalls erblich ist und welcher während seiner eventuellen Unmündigkeit durch seine nächsten mündigen Verwandten vertreten wird. Der Barjaktar (wörtlich: „Fahnenträger") ist der Anführer im Krieg und hat eine Anzahl Vojvode zur Seite, von denen je drei als erbliche Gemeinderäte an der Spitze der einzelnen Gemeinden stehen. Auch die Vojvode sind in ihrer Würde erblich und werden im Falle geistiger oder körperlicher Unfähigkeit durch ihre nächsten Verwandten ersetzt. Die Vojvode bilden den Rat der „Ältesten" (Plečenía), können jedoch gleich dem Capitän nicht über Sachen von allgemeiner Wichtigkeit als: Krieg und Frieden, Verträge

mit der Pforte und Nachbarstämmen 2c. entscheiden. Dazu muß eine Volksversammlung einberufen werden.

Als Richtschnur im sozialen Leben gelten bei Mirediten wie Dukadžini die „Kanuni e Lek Dukadžinit", welche bereits über 400 Jahre alt sind und sich dort am reinsten bewahrt haben*) Jede Verletzung dieser Gesetze wird durch Viehentziehung bestraft. Auch zur Vergütung von benutzten Grundstücken und Gegenständen wird Vieh gegeben, wie dies nicht anders möglich ist in einem Lande, wo bares Geld zu den Seltenheiten gehört und Vieh den Hauptreichtum der Bevölkerung bildet. Daher suchen die Mirediten ihren Besitzstand durch fleißiges Stehlen zu vergrößern, und sie gelten als gefürchtete Vieh- und Pferdediebe. Diebstahl außerhalb des eigenen Gebietes ist straflos; in Miredita selbst begangen, zieht er außer Rückgabe des Gestohlenen noch eine Strafe nach sich. Das als solche eingezogene Vieh wird an alle Mitglieder der Gemeinde verteilt. Auch den Verleumder trifft eine ähnliche Strafe. Wenn ein Miredite ein Verbrechen begeht, auf das Todesstrafe steht, wird er von den Vojvode abgeurteilt und das Urteil von seinem Barjak vollstreckt. Das Vermögen des Hingerichteten wird eingezogen und zur Hälfte zwischen dem Kapitän, den Barjaktari und Vojvode geteilt.

Mord gehört jedoch nicht zu diesen Verbrechen, denn die Familie des Ermordeten würde es der Obrigkeit gewaltig schief nehmen, wenn diese sich in die Angelegenheit mengen und den Mörder aburteilen wollte. Nach der unter allen Albanesen festgewurzelten Ansicht gehört die Rache lediglich der beleidigten Familie, welche sich dann mit jener des Beleidigers, bezw. Mörders, in Blutrache befindet. Diese wird in Mittelalbanien noch strenger gehandhabt als in Nordalbanien. Aussöhnung erscheint fast un-

*) Sie unterschieden sich nur wenig von jenen, die ich schon bei den Maljisoren erwähnt habe. Bei den Mirediten, welche sich für die Nachkommen Dukadžins halten, bestehen sie unverändert. Wenn ein Fall von den „Kunúni" nicht vorgesehen ist oder sonst Zweifel walten, obliegt es dem Kapetan und den Aeltesten, den Schiedsspruch zu fällen

möglich, da die Mirediten es unter ihrer Würde finden, Geldentschädigungen anzunehmen, es sei denn, die Verletzung oder der Totschlag wäre unabsichtlich geschehen. Doch vertritt auch hier oft ein Geschenk an Waffen und Vieh die Geldsumme. Das Haus des Mörders wird nur bei Brudermord verbrannt. Sollte sich eine Blutrache endlos hinausziehen oder sonstige Gründe den beleidigten Teil versöhnlicher stimmen, darf es der Pfarrer gegebenenfalls wagen, mit Versöhnungsvorschlägen heranzutreten. Wenn diese gelingen, so erscheint der Mörder ganz allein vor dem nächsten Anverwandten des Ermordeten und überreicht ihm sein Gewehr als Geschenk, worauf dieser in die Tür des Mörderhauses ein Kreuz schneidet. Die demütigenden Gebräuche der Nordalbanesen sind nicht üblich.

Gewöhnliche Prozesse kommen vor ein Schiedsgericht zur Entscheidung. Jede der beiden Parteien ernennt einen Schiedsrichter, der mit 5—80 Piaster entlohnt wird und von seinem Klienten ein Pfand erhält, das dem Werte des streitigen Gegenstandes entspricht. Können sich die Schiedsrichter nicht einigen, so ernennen sie zwei Obmänner, welche ihrerseits abermals zwei Obmänner wählen können. Diese Obmänner sind jedoch unbesoldet. Ihr Urteilsspruch muß als bindend erachtet werden. Prozessierende Barjaks oder Dörfer ernennen je sechs Schiedsrichter, welche weitere sechs Obmänner wählen können. Gelingt es diesen nicht, sich zu einigen, muß Waffengewalt entscheiden. Die Vojvode haben keine richterliche Gewalt. Streitigkeiten innerhalb einer Familie finden gewöhnlich durch den Familienrat ihre Lösung.

Die Mirediten kennen keinen Wucher, ja nicht einmal Darlehens- oder Pfandgeschäfte. Wenn ein Miredite Geld oder sonst etwas benötigt, wendet er sich an einen Nachbar, welcher in der Lage ist, ihm zu helfen. Dieser tut es dann ohne Eigennutz. (Auch hier könnte man mit Seume rufen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Leute!“) Früher wurden nicht einmal schriftliche Urkunden gegeben, und es soll trotzdem nie vorgekommen

sein, daß ein Schuldner leugnete oder nicht zahlte, vorausgesetzt, daß er dazu in der Lage war. Jetzt kommen schon Schuldscheine vor, und bei zweifelhaften Darlehen geschieht es auch mitunter, daß Waffen als Pfand gegeben werden. Die Darlehen sind gewöhnlich unverzinslich. In den seltensten Fällen schreitet ein Miredite zum Verkauf oder Tausch eines Grundstückes, geschweige denn seines Hauses. Schriftliche Rechtstitel darüber gibt es nicht.

Das Vieh weidet im ganzen Lande, wo es Nahrung findet. Dem Eigentümer der Wiesen Entschädigung zu geben, ist nicht üblich, weil ein anderes Mal dieser selbst auch auf die Nachbarwiese treiben kann. Auch die Einrichtung der Pächter giebt es nicht; jeder Miredite besitzt sein eigenes Grundstück. Höchstens ereignet es sich, daß ein Miredite, dem sein Grundstück zu klein wird, einen Teil des nachbarlichen dazu mietet.

Die Mirediten leben durchgehends von der Viehzucht und dem Ackerbau. Der Viehstand ist bedeutend, doch kann man als Mittel einen Besitz von 300 Ziegen und Hammeln auf die Familie rechnen, Wohlhabende besitzen deren 500, Reiche 1000, Krösusse bis zu 1500 Stück. Mindestens 40 müssen jedoch auf den Kopf kommen, wenn die Familie ausschließlich von Viehzucht leben will. Trotzdem wird wenig Fleisch genossen. Gewöhnlich besteht die Nahrung aus Pflanzen, Reis, Käse, Milch und Brot. Zu letzterem ist weder der gebaute Mais, noch der Weizen ausreichend. Beides muß eingeführt werden. Maisbrot (welches mir, nebenbei erwähnt, besser schmeckte als das weiße) wird in großen Quantitäten vertilgt; Weizenbrot nur an Festtagen.

Im südlichen Miredita und Mátija wird starker Weinbau betrieben, doch kommt kein Wein zur Ausfuhr, da die Mirediten und Matijaner ihren Wein zur Stärkung selbst trinken. Jene von Oróši, Spaši und Gojani sind die besten. Das fruchtbarste Barjak ist Dibri, in welchem auch Mais und etwas Weizen gebaut wird. Letzterer dient zum Backen der Festtagsbrote, während der Mais-

Hausbrot liefert. Der fehlende Bedarf wird durch Viehausfuhr gedeckt. Die reichste Pfarre ist Kalivara. Jedes Haus muß 1 Košik Mais, 10 Oka Wein, $^{1}/_{2}$ Oka Käse und 1 Oka Fleisch liefern, so daß sich das jährliche Erträgnis auf 60 Pferdelasten Mais, 2640 Oke Wein, 240 Oke Fleisch und 120 Oke Käse stellt — der Pfarrer kann also leben! Früher befand sich Don Primo Doči auf diesem fetten Posten, weil er aber durch die Unterhandlungen mit Montenegro, welche unter seiner Vermittlung zum montenegrinisch-mireditischen Bündnis führten (Ende 1876), blosgestellt wurde, nahmen ihn die Türken gefangen. Ich weiß nicht mehr, ob er freigelassen wurde oder entsprang (ich glaube letzteres), kurz, Don Primo flüchtete sich nach Amerika, soll aber jetzt wieder in Miredita leben.

Obwohl die zahlreichen Herden den Reichtum der Mirediten ausmachen, wird doch sehr wenig Fleisch gegessen. Meist nur an Sonntagen oder bei schwerer Arbeit oder im strengen Winter. Sonderbarerweise ißt man im Sommer dreimal und im Winter nur zweimal des Tags, und zwar um 10 Uhr vormittags und 5 oder 6 Uhr abends; letztere Mahlzeit stets warm. Wehe dem Fremden, der gleich mir so unglücklich ist, im Quatember in Albanien zu reisen! In Miredita werden ihm blos Weißkohl, Kraut, in Salz gekochte Saubohnen, Zwiebeln und, wenn es gut geht, Nüsse vorgesetzt.

Mit Arbeit geben sich die Mirediten wenig ab, weil sie es für vorteilhafter halten, das ihnen Mangelnde zu stehlen. Nur wenige Söhne zahlreicher Familien, deren Viehstand oder Ackerbau zum Lebensunterhalt nicht hinreicht, lassen sich herbei, bei Geistlichen oder sehr reichen Familien in Dienst zu treten. Dann beanspruchen sie jedoch völlige Gleichstellung mit den Kindern des Hauses. Sie speisen auch mit den männlichen Familiengliedern an einem Tische, während die Frauen aufwarten und erst dann zusammen speisen. Die Familien leben unter sich ziemlich abgeschlossen. Viele kommen nur dann aus ihren Bergen, wenn sie Salz und Eisen einzukaufen haben.

Bei dem patriarchalischen Leben der Albanesen ist es nicht zu verwundern, wenn einzelne Familien sehr stark sind. Es gibt viele von 50, 100 ja sogar 200 Köpfen. Alle Mitglieder erkennen in dem Großvater oder Urgroßvater, kurz dem Ältesten, ihr gemeinsames Oberhaupt. So lange dieses lebt, wagt es Niemand, sich das geringste seiner Rechte anzumaßen. Er behält das ganze Vermögen und alle seine Gewalt bis zu seinem Tode. Wenn er vorher unzurechnungsfähig werden sollte, so übernimmt sein ältester Bruder oder Sohn die vorläufige Obergewalt, welche jedoch erst nach seinem Tode auf diesen endgiltig übergeht. Daß sich nach dem Tode eines Vaters die Brüder trennen, kommt nur in den seltensten Fällen vor. Auch Verstoßung ist fast unerhört. Nur wenn ein Sohn Geistlicher wird, tritt er aus dem Familienverbande aus und erhält gewöhnlich den ihm entsprechenden Teil der Einkünfte ausgezahlt.

Die Achtung vor dem Oberhaupt der Familie wird durch Erheben vom Sitze und Handkuß ausgedrückt; doch ist dieser Gebrauch nicht allgemein. Nur der Geistliche hat es durchzusetzen gewußt, daß ihm stets und von Allen dieser Zoll der Ehrerbietung dargebracht wird.

Im Ganzen haben die Miriditen wenig Reiselust; sie bleiben an ihre Scholle gebunden und besuchen die Städte nicht. Jedes Haus lebt für sich, arbeitet für sich, ohne sich um die Nachbarn zu kümmern, deren Hülfe nur ausnahmsweise in Anspruch genommen wird. Dann aber leistet man diese unentgeltlich. Taglohn für die Weiber gibt es nicht, denn die Mädchen dienen nie und die Jünglinge nur selten. Gearbeitet wird übrigens so wenig als möglich. Die Häuser sind gewöhnlich aus Holz oder Stein gebaut, nur die Ärmsten wohnen in Strohhütten.

Wenn eine Frau beleidigt oder getötet wird, so ist es in erster Linie nicht ihr Gemahl, sondern ihre Familie, welche sie zu rächen hat. Doch steht es auch dem ersteren frei, sich der Blutrache anzuschließen.

Untreue kommt im Ganzen selten vor; wenn ja,

dann ist es dem Manne gestattet, Frau und Verführer zu töten, ohne daß deshalb Blutrache eintreten darf. Wurde ein Mädchen verführt, so ist Tod sein Los, denn gewöhnlich wird es vom Vater oder den Brüdern umgebracht. Es nützt nichts, wenn diese verzeihen wollten, denn in diesem Falle würde das entrüstete Volk die Unglückliche steinigen oder gar verbrennen. Den Verführer trifft ebenfalls der Tod durch die Hand der Verwandten des Mädchens. Auch in diesem Falle tritt keine Blutrache ein, denn das Verführen eines Mädchens wird als das größte Verbrechen betrachtet. Die Empfindlichkeit der Mirediten geht so weit, daß sie ein Mädchen schon als entehrt betrachten würden, wenn dasselbe mit einem fremden jungen Mann plaudern sollte — selbst wenn das Gespräch ein ganz harmloses gewesen wäre. Es sind Fälle vorgekommen, daß sich Mädchen selbst den Tod gegeben haben, weil man ihnen nachsagte, daß man sie im Gespräch mit einem fremden Jüngling gesehen habe. In diesem Falle fiel dann der Verleumder der Blutrache ihrer Verwandten zum Opfer*).

So wenig wie ein solches Mädchen, findet auch eine Witwe einen Mann; es müßten denn ganz besondere Umstände obwalten.**).

Die Mirediten kommen an Tapferkeit und Kühnheit den Maljisoren gleich, übertreffen sie an Mannszucht, aber auch an Fanatismus, Heftigkeit, Rachsüchtigkeit, Stolz

---

*) Der Mireditenabt Don Zarichi erzählte, daß 1855 ein Mann aussprengte, er habe irgend ein Mädchen mit einem jungen Manne plaudern sehen. Das Mädchen wartete Ostern ab; als dann der ganze Stamm versammelt war, rief es Gott zum Zeugen seiner Unschuld an und erschoß sich vor der Kirche. Das Kind war erst 15 Jahre alt. Sein Bruder metzelte zwei Tage später den Verleumder nieder.

**) Auch hier fällt das Gegenteil der amerikanischen Sitten auf; denn in der Union kommt Jungfräulichkeit als Vorbedingung zur Ehe nicht in Betracht, weil die meisten eheschließenden Weiber geschiedene Frauen sind, wie man aus meinem auf S. 60 erwähnten Werke ersehen mag.

und — Diebessinn. Wenn nicht durch Bessa gebunden, sind die Mirediten ausgemachte Diebe und kein Pferd, kein Schaf ist vor ihnen sicher. Als sie 1880 nach langer Zeit wieder einmal in Massen nach Skodra kamen, wurde alles vor ihnen versteckt und in Sicherheit gebracht; dennoch kamen von Tuzi sehr oft Nachrichten über ihre Diebstähle.

Im Kriege, wenn die Mirediten Hülfstruppen sandten, mußten diese auf dem Ehrenplatze des rechten Flügels stehen, während die Hoti jenen des linken Flügels einnahmen. Auch mußte die Pforte jedem Manne außer der Verpflegung 60 Piaster Sold pro Monat zahlen. Während alle Albanesen, gleich den Franzosen, mit großer Begeisterung den ersten Angriff ausführen und sich ebenso leicht durch kaltblütigen Widerstand entmutigen lassen, verstehen es nur die Mirediten, sich auch dann wieder in Ordnung zurückzuziehen, wenn die Maljisoren bereits in wilder Flucht durcheinanderwogen. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der größte Teil der als Stradioten bekannten Söldner Mirediten waren. Daß die Mirediten als solche nicht besonders genannt werden, hat meiner Ansicht nach nichts zu bedeuten. Denn auch Barletius führt unter Skanderbegs Kampfgenossen die Mirediten nicht auf, ebensowenig Franciscus Blancus (1501), ja nicht einmal Mariano Bolizza (1614), obwohl die Mirediten damals schon dort gewesen sein müssen, weil über ihre spätere Einwanderung nichts bekannt ist. Aus allem diesen schließe ich, daß die Mirediten damals unter den Dukadžin inbegriffen waren, deren Gebiet ja bedeutend größer war, als es heute ist. Es umfaßte damals auch einen Teil der Pósripa und Púlati. Wann aber die Mirediten ihren heutigen Namen angenommen, läßt sich ebensowenig entscheiden, als die Ursache dieser Änderung*).

Gleich den Maljisoren zeigen sich auch die Mirediten der katholischen Religion sehr ergeben, aber nur

*) Nach der gewöhnlichen Sage rührt der Name von dem Gruße: Mir dita! (Guten Tag) her. Die Mirediten haben eine Überlieferung, nach welcher sie von Serben abstammen.

äußerlich. Von der Moral der christlichen Religion haben sie keinen Begriff, dagegen beobachten sie streng die leeren Äußerlichkeiten des katholischen Kultus, als Fasten, Prozessionen, Herunterleiern frommer Lieder u. s. w. Einen Fasttag zu verletzen, wird der Miredite mehr Bedenken tragen, als den Nächsten, von dem er sich beleidigt glaubt, umzubringen; und seinem Feinde zu verzeihen, wie dies Christus befahl, würde ihm nie einfallen. Aus diesem Grunde nehmen auch die Mirediten kein Entschädigungsgeld an, sondern wollen Blut sehen.

In kirchlicher Beziehung stehen die Mirediten unter dem Beschof von Lješ, nur zwei Pfarren (Mnela und Vigu) und die Dukadžin gehören zur Diözese Zadrima und die neuen Barjaks unterstehen dem Erzbischof von Durres. In Oróši residiert auch ein mitrirter Abt, welcher ehemals großen Einfluß besaß und eine große Rolle spielte. Heute ist er ein recht armer Teufel, denn seine Pfarrkinder sind arm und die Vornehmen geizig.

Auffallend ist, daß die Mirediten manche Gebräuche der orthodoxen Kirche besitzen. So z. B. kommunizieren sie mit Brot und Wein, in manchen ihrer Kirchen findet sich das Doppelkreuz und sogar byzantinische Bilder. Man will daraus schließen, daß die Mirediten einst der orthodoxen Kirche angehört und durch Missionäre später dem Katholizismus gewonnen wurden. Das müßte aber noch vor dem 14. Jahrhundert geschehen sein. Jedenfalls wäre es ein neuer Beweis für meine Behauptung, daß die Mirediten ebenfalls nur albanisierte Serben sind.

Die Erbfolge geht nach dem Verwandtschaftsgrade. Frauen sind jedoch davon ausgeschlossen und haben nur auf Unterhalt Anspruch. Der nächste Verwandte eines verstorbenen Vaters wird stets Vormund. Er nimmt auch den Kaufschilling in Empfang, wenn er seine Mündel verheiratet. Doch darf er nicht, gleich dem Vater, sein Kind töten, ohne belangt zu werden. Eheliche Kinder werden niemals ausgesetzt; die wenigen unehelichen sterben gleich ihrer Mutter.

Handelserzeugnisse sind Kisten, welche aus der in Kalivara wachsenden riesigen Fichte „Arneri" verfertigt werden, die man mit der Hand in 5—6 Spannen breite Bretter zersägt. Ferner Häute, Vieh, Wolle, Honig, Wachs, Seide, Harz, Pech, Pottasche, Holzkohlen und ein gelbes Farbeholz, Fustel oder Scodano genannt.

Nach Hahn sollen sich in Miredita große Kohlenlager befinden, doch verweigern die Einwohner jede Auskunft, „um in ihren Bergen nicht belästigt zu werden!"

Mais, Salz und Eisen werden hauptsächlich eingeführt, der wenigen Luxusartikel nicht zu gedenken.

Die Wohnungen der Mirediten sind so armselig, wie jene der Maljisoren oder Montenegriner. Gewöhnlich aus Stein, seltener aus Holz, Stroh oder Flechtwerk gebaut, enthalten sie meistens nur eine oder zwei Stuben ohne Einrichtung. Als Betten dienen Matten, Kissen und Strohsäcke, als Tisch ein Stein oder eine Truhe, als Herd ebenfalls ein Stein. Der Rauch zieht hinaus, wo er kann.

Was die Zahl der Mirediten betrifft, so muß man wohl unterscheiden, ob man dabei das eigentliche Gebiet von Miredita im Auge hat, oder das ganze, welches der Fahne von Miredita folgt.

Das ganze Miredita umfaßt nach oberflächlicher Schätzung etwa 1440 qkm mit einer Bevölkerung von 38 000 Einwohnern. Davon entfallen auf die 5 alten Barjaks Oróši, Fandi, Spaši, Dibri und Kušneni 29 000 Einwohner auf 930 qkm und auf die 3 neuen Barjaks Biškasi, Kthela und Selita 9000 Einwohner (darunter 1900 Mohammedaner) auf 510 qkm. Die Zahl der Waffenfähigen dürfte 7500 betragen.

Dukadžin und Matija.

Zu den Mirediten kann man ethnographisch auch die Dukažini rechnen, in deren Zahl sie im Mittelalter sicher einbegriffen waren.

Die heutige Landschaft Dukadžin wird im Norden vom Drin, im Süden von Miredita begrenzt und dürfte eine Ausdehnung von 480 qkm haben, auf denen gegen 11 000 Einwohner leben sollen, darunter 3600 Mohammedaner. Sie zerfallen in 3 Barjaks: Puka, Halja und Malj-i-zij. Halja ist das fruchtbarste und bevölkertste Barjak, während Malj-i-zij seinem Namen „der schwarze Berg" (Montenegro) Ehre macht.

Hahn gibt den Dukadžini 12 Barjaks, von denen er Puka, Ibalja und Komana namentlich aufführt; dies dürfte jedoch ein Irrtum sein, da alle darum befragten Albanesen nur von den oben erwähnten 3 wußten.

Über die Bedeutung des Wortes Dukadžin ist Hahn der Ansicht, daß es „Duka Sohn des Džin" (Johann) besage und vom Fürsten dieses Namens auf die Landschaft übertragen wurde, welche er beherrschte. Diese Erklärung kann kaum richtig sein, denn abgesehen davon, daß von einem Fürsten Duka nichts bekannt ist, würde das Wort im Albanischen richtiger „Duka Džinit" heißen. Das erste Mal wird in der Geschichte Fürst Lek oder Leš (Alexander) Dukadžin genannt, ein Zeitgenosse Skanderbegs. Über diesen, der nach den Einen in dem Halja*) Aleksit Dukadžinit am Drin, nach Andern in Ibalja gewohnt haben soll, erzählt Hahn folgende merkwürdige Sage:

Lek Dukadžin hatte zwei Brüder, namens Palil und Koka. Er fürchtete sich vor deren Nachstellungen und ließ daher beide greifen, blenden und ins Gefängnis werfen. Lange Jahre nachher brachen die Türken ins Land ein und kamen auch vor die Festung; da sahen sie, daß ihr durch Gewalt nichts anzuhaben sei, sie umstellten sie also und bemühten sich fort und fort, sie immer enger einzuschließen. Als sich nun Leš in großer Not befand, ließ er seine beiden Brüder aus dem Gefängnis vor sich bringen und befragte den Palil, der im Rufe großer Weisheit stand, wie er es anfangen müsse, um sich aus

*) „Halja bedeutet „Schloß" im Albanischen.

den Händen der Türken zu retten. Der Blinde verweigerte ihm aber jeden Rat. Da ließ Leš die beiden wieder ins Gefängnis zurück führen, stellte aber einen Lauscher neben dasselbe, und nach einer Weile fragte Koka den Palil: „Weißt du wirklich keinen Rat, oder wolltest du ihn nur nicht sagen, um dich an Leš zu rächen?" Darauf erwiderte Palil: „Er braucht nur sein Pferd verkehrt beschlagen zu lassen, so kommt er durch, aber er soll hier mit uns zu Grunde gehen." Als Leš den Rat erfuhr, befolgte er ihn, und entkam durch diese List."

Dieser Fürst ist der Gesetzgeber der Nordalbanesen, welche seine Gebote „Kanúni e Lek Dukadžinit" nennen. Ein anderer Fürst Kola (Nikolaus) Dukadžin ist aus der Geschichte bekannt, weil er 8000 Bogenschützen zum Entsatz des 1477 von den Türken belagerten Kruja herbeiführte.

In politischer Beziehung bildete Dukadžin ein Mudirlík des Vilajéts Škodra. In Puka residierte auch noch ein Bulúkbaši, welchem die Gerichtspflege oblag und der die Befehle des Valí zu übermitteln hatte. Indeß stand seine Autorität auf schwachen Füßen, denn man gehorchte ihm nur so lange als man wollte.

Dukadžins Verpflichtungen gegen die Regierung sollen bei der Unterwerfung der Landschaft geregelt worden sein und seitdem keine Veränderung erlitten haben. Jedes Haus zahlte drei Piaster im Jahre und stellte bei Aufgeboten einen halben Mann, demzufolge sich zwei Häuser über die Stellung eines Mannes zu verständigen hatten. Dem allgemeinen Brauche nach stellte das eine Haus den Mann und das andere sorgte für dessen Ausrüstung, welche gleichfalls in den einzelnen Barjaks nach altem Herkommen geregelt war. Die Aufgebotenen hatten für Kleidung und Waffen selbst zu sorgen und erhielten von der Regierung keinen Sold, sondern nur eine einfache Brotration.

Für einen Mord wurde das Sühngeld von Regierungswegen auf $4^1/_2$ Beutel (etwa 450 Mark) festgesetzt. In Wirklichkeit aber stellt sich dasselbe etwa

auf das Vierfache, denn um sich vertragsmäßig von der Blutrache der Anverwandten loszukaufen und sich dauernd mit ihnen zu versöhnen, muß der Mörder in der Regel 8- bis 10 000 Piaster (etwa 1450 bis 1800 Mark) zahlen. Ein Handži (Gastwirt), in dessen Haus ein Mord begangen wird, muß dasselbe schließen und darf sich nicht eher blicken lassen, bevor er nicht den Mörder erschossen hat. Es gibt Leute, welche das Herumziehen von einem Hofe zum andern gewerbsmäßig treiben und so lange bei einem Hauswirt bleiben, bis seine Vorräte aufgezehrt sind; dann nimmt der Wirt seine Flinte und begleitet seine Gäste zu einem Andern und wird mit ihnen dessen Gast. Denn die Gastfreundschaft steht bei den Dukadžini sehr hoch. Niemand, der um Aufnahme bittet, darf abgewiesen werden, und wenn der Gast am folgenden Tage bis zu seiner neuen Einkehr mißhandelt oder getötet wird, so ist der Hauswirt verpflichtet an den Schuldtragenden Blutrache zu üben.

Die Dukadžini sind tapfere Leute und dabei geselliger und heiterer als die Maljisoren und Miriditen. Sie lieben Gesang, Spiel und Tanz dermaßen, daß sie oft ganze Nächte damit hinbringen und darüber die Arbeit vergessen, welch letztere sie gewöhnlich singend verrichten. Auch den Schmausereien sind sie sehr geneigt, wie dies schon ihr Benehmen bei den Kirchweihfesten zeigt. Sie müssen indeß sehr abgehärtet sein, denn sie sind gegen die Kälte nur notdürftig geschützt, und die Kinder gehen selbst im Winter ganz nackt.

Haupterwerbszweig der Bevölkerung ist die Viehzucht; doch hat selten ein Reicher mehr als 100 Stück Ziegen und Schafe, da es vorkommt, daß die Berge vom November bis April fortwährend mit Eis und Schnee bedeckt sind und auch die Sommerweide karg ist. Sonst geben sich die Dukadžini noch mit dem Maisbau ab, der indeß nicht überall gleich gut gedeiht. Nur Ibalja deckt seinen Bedarf, die anderen Bezirke sind gezwungen ihre Bedürfnisse bei den Nachbarstämmen gegen ihre Herdenerträg-

nisse umzutauschen. Wenn der Mais fehlt, leben die Armen von ihren Herden, wilden Birnen und Kräutern. Doch sind Hungerjahre und Hungertod selten. Das Einkommen eines Reichen kann man auf 100 Lasten Mais, 30 Lasten Korn, 70 Oke Wolle und 150 Oke Käse veranschlagen.

Groß ist der Reichtum des Landes an Waldungen.

So wie die Dukadžini gehören eigentlich auch die Matijaner in ethnographischer Beziehung zu den Mirediten.

Nach dem Abfall der 3 sich an Miredita angeschlossen habenden Barjaks hat Matija nur noch deren 4, nämlich die Barjaks Zogolj, Čelaj, Oloman und Bogšik mit zusammen 18 000 Seelen auf 830 qkm. Bei Miredita befinden sich noch 9500 Matijaner auf 410 qkm, so daß in ethnographischer Beziehung ganz Matija 27 500 Seelen auf 1240 qkm besitzt. Waffenfähige Matijaner gibt es 3500. Die Mohammedaner scheinen in bedeutender Überzahl zu sein.

Matija grenzt im Norden an Miredita, im Osten an die dibranischen Landschaften Malj-i-zij und Bulči, im Süden an die Landschaften Bena und Kolobarda, im Westen an die Berge von Kruja.

Das vornehmste Barjak von Matija ist das von Zógolj, zugleich Sitz des Mudírs, der in Kula Matese wohnte.

Bezüglich der Einwohner des Barjaks Biškasi sei bemerkt, daß der größte Teil derselben vom Raube lebt und der Rest dieses Handwerks als „Amateure" betreibt. Christen und Mohammedaner verbinden sich zu den Streifzügen, welche sie von Zeit zu Zeit, 10—40 Köpfe stark, in die Küstenebene bis in die Umgegend von Durres unternehmen. Ihr Hauptaugenmerk ist dabei auf Weidevieh gerichtet, doch nehmen sie auch mit, was sie sonst finden. Bekenner der beiden Religionen, von welchen die Mohammedaner in beträchtlicher Minderheit sind, leben hier in voller Gleichberechtigung und ziemlicher Verträglichkeit neben einander. Von dem benachbarten katholischen Pfarrorte Pedana erzählt man, daß es früher

bei den Mischehen wohl vorgekommen sei, daß man Schweine- und Schaffleisch in demselben Topfe gekocht und dann der christliche Ehegatte das eine und der mohammedanische das andere verzehrt habe.

Auch in Matija werden die Mädchen von dem Bräutigam gekauft. Der durchschnittliche Preis für eine Jungfrau ist hier zu Lande 3000 Piaster, und eine junge Witwe kostet die Hälfte. Doch ist es dem Erzbischof Pooten nach langen Kämpfen gelungen, diesen barbarischen Brauch bei den Katholiken abzustellen. Der katholische Bräutigam hat nur den Brautanzug zu zahlen, dessen Kosten ein für allemal auf 850 Piaster festgestellt sind.

Auch gelang es ihm, nicht nur die kostbaren Totenmahle, sondern auch das Totengeheul und Zerkratzen von Gesicht und Brust bei Todesfällen abzuschaffen.

Die Braut reitet unter beständigen Gewehrsalven, bei den Mohammedanern in einen roten, bei den Christen in einen violetten Mantel gehüllt, nach dem Hause ihres künftigen Mannes, wo sie ein wahres Sklavenleben führt. Von besonderen Hochzeitsgebräuchen sei erwähnt, daß in Bišxasi nach dem Einzuge der Braut zwei Männer mit einem Brezelbrot auf das Dach des Hochzeitshauses steigen, dort unter Segenssprüchen für die neue Ehe einen Teil des Brotes verzehren und den Rest vom Dache auf die Erde werfen.

Die Frauentracht besteht in weiten dunklen Beinkleidern und Frauenschürzen, welche bei den Verheirateten rot, bei den Mädchen schwarz sind.

Der Erzbischof von Durres lobt die Frömmigkeit der Katholiken von Matija, ihre Ehrfurcht vor der Geistlichkeit und ihre Gastfreundschaft, vermöge deren die Verletzung des Gastes Blutsfeindschaft zwischen dessen Wirt und dem Verletzer erzeugt. Er rügt aber an Christ und Türke den Hang zur Faulheit, zu Raub, Diebstahl und Unmäßigkeit und führt noch für die Türken den Hang zum Wucher an, welcher den Zins für Darlehen bis auf 50 und 60 Prozent im Jahre steigert.

Für die Unverdorbenheit des Geschlechtsverhältnisses spricht außer dem erwähnten Tatbestande, daß sowohl die christlichen als mohammedanischen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung in unbedingter Sicherheit bei den Schafen bleiben. Auf den Ehebruch steht zwar nach übereinstimmender Aussage die Todesstrafe und diese soll in der Regel von den Verwandten der Schuldigen verhängt werden; allein trotz vieler Nachfragen an den verschiedensten Orten gelang es Hahn nicht, einen bestimmten Fall einer solchen Bestrafung zu erfahren.

Hauptausfuhrartikel des Landes sind: Mais, Öl, Tabak, Wolle, Käse und Häute. Früher brachte die Ausfuhr von Schiffbau- und Werkholz (meist Eichen) große Summen ins Land. Da aber im Jahre 1856 ein strenges Ausfuhrverbot dieses Artikels für das gesamte türkische Reich erfolgte, so faulte wegen mangelnder Nachfrage im Innern das Holz wie früher unbenutzt auf dem Stamme und fand sich somit das Land einer reichen Erwerbsquelle beraubt.

Die Ehe bei den Mirediten.

Die Mirediten haben viel einfachere Hochzeitsgebräuche als ihre Landsleute. Auch bei ihnen werden die Ehen auf Befehl des Vaters geschlossen, wenn der Sohn das 18. Jahr erreicht hat. Da die Mädchen und Frauen der Mirediten unverschleiert gehen, kann der Vater selbst seinem Sohne eine passende Braut suchen. Hat er eine solche gefunden, setzt er sich mit deren Vater ins Einvernehmen. Ist dieser mit der ihm angebotenen Kaufsumme einverstanden, so wird zur Verlobung geschritten. Gewöhnlich beträgt jene 500 bis 1500 Piaster (75 bis 225 Mark), bei besonders vornehmen Familien steigt jedoch der Betrag bis zu 4000 Piaster (600 Mark). Dieses ist aber der äußerste Preis, der für ein Mädchen gezahlt wird.

Nachdem der Kaufschilling festgesetzt ist, sendet der Vater des Jünglings der Mutter des Mädchens einen

in ein Tuch gewickelten Ring*). Nimmt sie ihn an, so gilt die Verlobung als besiegelt. Der Braut einen Dunti zu geben, ist nicht üblich.

Bezüglich der Ehehindernisse sei bemerkt, daß erstens kein Nichtmiredite eine Mireditin heiraten darf. Zweitens gilt Namensgemeinschaft und drittens Verwandtschaft als Ehehindernis. Nun gehen auch bei den Mirediten die Begriffe von Verwandtschaft so weit, daß die Barjaks Kušneni, Oróši und Spaši nicht unter sich heiraten dürfen, sondern die Weiber aus den andern Barjaks wählen müssen. Eine eigentümliche Sitte verlangte es bis vor 50 Jahren, daß die Häuptlinge der Mirediten ihre Frauen aus vornehmen türkischen Familien raubten und gewaltsam tauften. Auch die Fürstin Marčella, Prenks Mutter und Bib Dodas Witwe, ist die geraubte Tochter eines Bej von Kruja, was sie nicht hinderte, später die frömmste Katholikin zu sein.

Die Heiraten finden stets am Tage des Schutzpatrons*) des betreffenden Barjaks statt. Solche sind: für Oróši Šin Leš (Alexander); für Kušneni San Stefano; für Fandi Šin Marku (Markus); für Spaši Šin Kola (Nikolaus), für Dibri S. Michael.

Am Donnerstag vor diesem Festtage versammeln sich alle Bekannten des Bräutigams in dessen Hause, wo sie auf Rechnung des Vaters bis Montag zechend und schmausend verweilen.

Samstag setzen sich zwölf festlich gekleidete Freunde des Bräutigams nach dem Hause der Braut in Bewegung und holen diese im Triumphe ab. Sie wird aber nicht zuerst in das Haus ihres Zukünftigen, sondern sofort in die Kirche gebracht. Nur wo eine solche fehlen sollte, kommt die Braut gleich in das Haus des Verlobten. Dabei trägt sie ihre besten Kleider, den schönsten Schmuck und ist tief verschleiert. Von der Mutter oder Schwester wird sie sodann zum Altar geleitet.

---

*) Bei sehr armen Familien tut es auch ein Apfel.

**) Also auch hier wieder Anklang an die serbische „Slava".

Obwohl, wie schon erwähnt, die Mireditinnen keinen Schleier tragen, finden es doch die beiderseitigen Eltern selten der Mühe wert, die Verlobten schon früher einander zu zeigen. Daher sehen sie sich gewöhnlich erst bei der Trauung zum ersten Male. Wenn dann die Braut entschleiert wird und dem Jüngling mißfällt, kann er sich allerdings weigern, den Ehebund einzugehen, nur muß er dann die Blutrache gewärtigen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, vorher den Sturm zu beschwören. Indeß kommen solche Fälle fast nie vor.

Die albernen Brautquälereien der Nordalbanesen finden in Mittelalbanien nicht statt; doch muß sich die Braut während des Festes abseits bei den Frauen halten und bei dem Vorbeigehen des Gatten oder eines seiner Verwandten ehrerbietig erheben. Dadurch zeigt sie die Achtung, welche sie ihrem Manne und dessen Familie schuldet.

Am Montag Abend (oder wenn das Fest mehrere Tage dauern sollte, am Abend des letzten Tages) wird die junge Frau in das Gemach ihres Gemahls gebracht.

Nach dem ersten Monate darf sie, wenn sie will, einen 2—4-wöchentlichen Urlaub nehmen und diese Zeit im Elternhause zubringen. Ebenso hat sie das Recht vom Gatten zu verlangen, daß er ihr jährlich zu gleicher Verwendung ein paar Wochen Urlaub erteilt.

Ehemals geschah es häufig, daß die Ehen erst nach der Geburt des ersten Kindes kirchlich eingesegnet wurden; doch hat der Widerstand der Kirche diese Sitte zum Verschwinden gebracht.

Ein eigentümliches Mittel haben die mireditischen Mädchen, wenn sie der Ehe mit einem Verhaßten entgehen wollen, ohne Blutrache gegen ihre Familie heraufzubeschwören. Sie geben dann nämlich ihre Absicht kund — „M a n n" werden zu wollen. In diesem Falle bringt der Pfarrer nach der Messe zur öffentlichen Kenntnis, daß die Jungfrau N. N. von nun an den (männlichen) Namen Džon, Gjergj, Dod 2c. (oder welcher ihr sonst gefiel) annehme und daher künftig als „Mann" zu be-

trachten sei. Sie kleidet sich dann in männliche Gewänder, nimmt die Waffen ihrer Verwandten und streicht als „Mann" umher. Nur muß sich dieser neue Mann in Acht nehmen, bei seinen Herumstreifereien nicht — schwanger zu werden, denn dies hätte seinen Tod zur Folge.

Zum Schlusse einige Worte über die Erziehung der katholischen Bergalbanesen.

Bei den Mirediten und Maljisoren genießen die Knaben gar keine Erziehung. Das Kind bleibt anfangs unter der Leitung der Mutter, welche — selbst unglaublich unwissend — ihn nichts als Aberglauben lehren kann. Dann wird der Knabe mit Waffen beschenkt, in deren Gebrauch er sich fleißig übt. Auch hilft er gelegentlich auf den Feldern oder weidet das Vieh. Letztere Beschäftigung fällt jedoch gewöhnlich den Mädchen zu, welche hier (ebenso wie die Frauen) unverschleiert gehen. Sie genießen vollkommene Freiheit, ohne diese zu mißbrauchen und besuchen die Kirche, aber keine Schule. Bei den Maljisoren darf sich das Mädchen mit den Jünglingen und Männern unterhalten, dagegen sind die Mirediten, wie bemerkt, in dieser Beziehung so streng, daß ein Mädchen, in Unterhaltung mit einem jungen Mann begriffen, (und sprächen sie die harmlosesten Dinge), keinen Mann mehr finden würde. (Das wäre etwas für die Amerikanerinnen, deren Schamlosigkeit ich in meinem S. 60 erwähnten Werke zur Genüge beleuchtet habe).

Außer mit dem Viehweiden sind die Mädchen noch bei der Ernte und dem Feldbau beschäftigt. Sie lernen auch Wolle spinnen und die groben Stoffe weben, welche zu den Kleidungen verwendet werden. Bei den Maljisoren hängt das Los der Mädchen lediglich vom Vater und den Brüdern ab. Diese verfügen über sie nach ihrem Gutdünken. An sie muß sich der Freier wenden, wenn er auf ein Mädchen Absichten hat, und sie sind es, die ihm dasselbe gewähren oder abschlagen. Das Mädchen wird niemals gefragt und hat kein Recht sich

mit dem gewählten Gatten nicht einverstanden zu erklären.

---

7. Die Katholiken der Städte und Ebenen Oberalbaniens.

Sowohl ethnographisch als auch in ihrem Charakter, Sitten und Gebräuchen von den katholischen Bergalbanesen verschieden sind die katholischen Albanesen von Škodra, Lješ, Kruja, Tirana und den Ebenen von Nord- und Mittelalbanien. Dies mag davon herrühren, daß die Städter vermutlich die Nachkommen der venezianischen Kolonisten sind (daher wahrscheinlich auch der Krämergeist der Škodraner) und die Bewohner der Ebene unmittelbar das türkische Joch zu ertragen hatten.

Als Nachkommen der ehemals venezianischen Städter haben sich die Stadtalbanesen außer der albanesischen auch noch die italienische Sprache bewahrt, welche sie größtenteils mit dalmatinischer Mundart sprechen. Die Charakteristik der Stadtkatholiken (als deren Kern und Hauptrepräsentanten die Škodraner betrachtet werden müssen) entrollt uns ein düsteres Bild! Es gibt keine erbärmlicheren Krämerseelen, kein undankbareres, habsüchtigeres, geizigeres, hochmütigeres (gegen Untergebene), speichelleckerischeres (gegen Mächtigere), niedrigeres, bigotteres, egoistischeres und feigeres Gesindel als die katholischen Škodraner! Man mag sie mit Wohltaten überhäufen, ihnen gegen ihre Bedrücker beistehen, kurz alles tun, was bei einem anderen Volke unauslöschlich tiefe Dankbarkeit erzeugen würde —, sobald man die geringste Probe ihrer Erkenntlichkeit verlangt, wenden sich die Katholiken entrüstet ab und sind bereit, ihren Wohltäter zu verläumden, zu beschimpfen und als Feind zu betrachten. Was sie sind, verdanken sie lediglich den großmütigen Unterstützungen Österreichs und auch ein wenig Frankreichs wie Italiens. Was ist aber der Lohn?

Solange die katholischen Mächte sich für diese undankbaren, niedrigen Seelen interessieren, lassen letztere es sich gefallen, als ob es der ihnen gebührende Zoll sei. Die wenigen Katholiken Mittelalbaniens machen davon eine rühmliche Ausnahme, allein die Skodraner nehmen zwar jetzt noch österreichisches Geld und österreichische Geschenke, bezeugten aber ihre Dankbarkeit 1880 durch Schimpfen auf ihren Wohltäter, weil dieser sich in der montenegrinischen Grenzfrage, welche übrigens Skodra gar nicht berührte, auf Seite des Rechts geschlagen hatte und für Montenegro einstand. Wie mir scheint, hat der österreichische Generalkonsul die Aufgabe, durch reichliche Spenden österreichische Sympathien zu gewinnen. Es ist verlorene Mühe, auf albanesische Dankbarkeit zu rechnen! Die Katholiken verstehen nur eine einzige Sprache, und das ist die Sklavenpeitsche, welche die Türken so lange mit Erfolg anwandten, bis sich die Mächte der Katholiken annahmen und deren Joch milderten. Hätte Österreich Oberalbanien einverleibt, so würden die Katholiken solange äußerste Entrüstung kundgegeben haben, bis der erste österreichische Soldat erschienen wäre. Dann aber wären alle ebenso schnell zu Boden gefallen und hätten gerufen: „Es lebe die Einverleibung in Österreich!" Ganz dasselbe gilt für den Fall einer Einverleibung in Italien oder Montenegro.

Mit der Undankbarkeit gehen Habsucht und Geiz Hand in Hand. Für Geld ist der Katholik zu allem feil, was nicht mit Gefahr verbunden ist. Sein einziges Bestreben ist, Geld zusammenzuscharren, und er betrachtet jeden als seinen Feind, der ihm irgendeine Auslage zumutet. Der Geiz geht so weit, daß die Katholiken unpolitischerweise lieber die Sklaven der Mohammedaner bleiben, als sich durch Gastfreundschaft die Hülfe der Maljisoren zu sichern. Wenn diese nämlich auf den Markt und in den Bazar kommen, will sie kein Katholik aufnehmen, um ihnen nicht ein Stück Käse oder Brot geben zu müssen. Infolgedessen sind die Maljisoren ge-

zwungen, sich an die Mohammedaner zu wenden, welche sie gastfrei aufnehmen. Hierdurch, sowie durch die Achtung, welche Tapfere gegenseitig für sich haben, ist Freundschaft zwischen den Mohammedanern und den katholischen Maljisoren entstanden, die es den Katholiken unmöglich machte, eine politische Rolle zu spielen.

Die ganze Erbärmlichkeit der Katholiken zeigt sich aus ihrem Benehmen gegen ihresgleichen. Ist der Katholik wohlhabend, so läßt er die Ärmeren seine Überlegenheit gehörig fühlen und trägt einen Hochmut zur Schau, wie allenfalls der Zündhölzchenjude, wenn er Millionär geworden. Solange der Katholik aber arm ist, liegt er vor Allen im Staube, von denen er etwas erwartet. (Auch vor mir krochen mehrere katholische Albanesen, z. B. Daragiati der Schwager des k. k. Generalkonsuls Lippich, wenn sie es auf meine Börse abgesehen hatten, was sie nicht hinderte, hinter meinem Rücken gegen mich loszuziehen.)

Besonders groß sind die Katholiken im Verleumden, und was Erfindungen anbelangt, so entwickeln sie einen Phantasiereichtum, der wirklich bewunderungswürdig genannt werden müßte, wenn er nicht gar so erbärmlich wäre.

Es ist geradezu unglaublich, wie viele Verleumdungen täglich im Bazar erzählt werden, oft so handgreifliche, daß es unfaßlich ist, wie solche Lügen Glauben finden können. Natürlich richten sich diese gewöhnlich nur gegen die anständigen Personen.

Neid und Egoismus sind weitere schöne Eigenschaften der Katholiken. Für öffentliches Wohl, ja sogar für ihr eigenes gemeinsames Bestes Geld auszugeben, fällt keinem ein. Die Beiträge zur Liga, als deren eifrigste Anhänger sich die Katholiken gebärdeten, konnten immer nur durch Drohungen und Gewalt eingetrieben werden. Wie weit der Neid geht, mag man daraus ermessen, daß nächtlicherweile das Haus meines Wirtes (Papaniko) mit Petroleum übergossen und angezündet wurde, — weil das Begräbnis seiner Frau mit mehr Pomp stattgefunden hatte als das von andern!

Bei einer solchen Verkommenheit des Charakters kann es nicht wundern, wenn den Katholiken auch unsägliche Feigheit zur Last gelegt wird. Von den Mohammedanern ließen sie sich so lange mit Füßen treten, bis sich die Mächte in's Mittel legten. Bis zuletzt noch hatten sie vor ihren Unterdrückern große Scheu, und als die Montenegriner 1913 Škodra eroberten, krochen die Katholiken wie Hunde vor ihnen im Staube und taten, als wenn sie nichts sehnlicher wünschten als Einverleibung in Montenegro! Die Liga gab ihnen zwar auch Stimmen, aber sie waren nur das Echo der mohammedanischen Kollegen. Bei Leuten, die jahrhundertelang Sklaven und Hausdiener der Türken waren und mit den Waffen nicht umzugehen wissen, erklärt sich dies von selbst.

Was die Bigotterie der Katholiken betrifft, so werde ich später darüber sprechen.

Wie dies bei einem unwissenden bigotten Volke nicht anders möglich ist, herrscht unter den Škodraner Katholiken der größte Aberglaube. Sie glauben an Gespenster, Wiederauferstandene, irrende Seelen, Vampyre, Bergfeen (Vile), Džinnen (türkische böse Geister), böse Blicke, Amulette, Wahrsager, Hexen, Zauberer, Wunder u. dgl. Aus den Eingeweiden der abgestochenen Hammel wollen sie die Zukunft lesen; gegen den bösen Blick suchen sie sich durch Amulette zu schützen: aus roter Leinwand gefertigte Säckchen, mit verschiedenen Kräutern gefüllt.

Es ist ein düsteres Bild, das ich hier von den Katholiken entworfen habe, aber ich stehe damit nicht allein. Hecquard hat sich schon 1858 in gleicher Weise geäußert. Ich will zum Vergleiche sein Urteil hier anführen, das um so schwerer wiegt, als er eifriger Katholik und als französischer Konsul mit der Vertretung der katholischen Interessen betraut war. Er sagte:

„Wenn man bei den Katholiken nicht jenen Geist der Einheit und des gegenseitigen Wohlwollens findet, jene (z. B. bei den epirotischen Griechen so hervorragende) Brüderlichkeit, wie bei den Slaven und albanesischen Bergbewohnern, so kommt dies meiner Ansicht nach daher,

daß die Katholiken statt von einer freien Rasse abzustammen, welche sorgfältig die Erinnerung der Taten ihrer Ahnen und der genossenen Freiheit bewahrte, von verschiedenen Stammvätern abstammen und daher keine Homogenität haben. Da ihre Vorfahren im Dienste der Türken weder ihre eigenen Sitten noch Gebräuche bewahren konnten, nahmen sie schon im zarten Alter die Gewohnheit sklavischer Unterwürfigkeit an, verloren jeden Sinn für Unabhängigkeit und beugten sich feige unter das Joch der Mohammedaner, deren Diener schon ihre Väter gewesen waren, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß es möglich wäre, ihren Ungerechtigkeiten zu widerstehen.

„Niemals konnten die Katholiken über die gemeinsame Ausführung eines guten Werkes von allgemeinem Interesse einig werden. Neidisch, eifersüchtig auf einander, demütig und kriechend vor allen, deren sie bedürfen, hochmütig und frech gegen Untergebene oder auf sie Angewiesene; undankbar, das ihnen erwiesene Gute als eine selbstverständliche Sache betrachtend, verdienten die Katholiken nicht die Unterstützung, welche ihnen die Westmächte angedeihen lassen, wenn man es ihnen nicht zu Gute halten müßte, daß sie trotz der Verfolgungen, welche sie früher zu erdulden hatten, ihre Religion zähe bewahrt haben. Sie sind der Erkenntlichkeit unfähig. Wenn eine fremde Macht sie mit Wohltaten überhäuft hätte und dann glauben wollte, auf sie einen Einfluß erlangt zu haben, würde sie sich schwer täuschen, sobald sie von den Katholiken einen Beweis ihrer Ergebenheit verlangen wollte. Die Katholiken würden sich nämlich sogleich einer anderen Macht — gleichgültig welcher Religion — hingeben, wenn sie darin ihren Vorteil erspähten, oder wenn sie glaubten, dabei weniger Gefahr zu laufen. Habsüchtig und mißtrauisch bis zum Exzeß, verzichten sie lieber auf die Beihülfe der Glaubensgenossen in den Bergen, als sie zu beherbergen 2c. 2c."

Man sieht, daß mein Urteil nicht von Vorurteil getrübt war. Schon damals waren also die Katholiken von Škodra rechtes Gesindel; seither sind sie womöglich noch schlechter geworden. Um gerecht zu sein, darf man jedoch nicht verschweigen, daß lediglich das türkische Joch die katholische Rasse so heruntergebracht hat. Nach der Besitznahme des Landes durch die Türken traten die Katholiken in deren Dienste als Diener, Arbeiter, Faktoren 2c. Schon damals geizig, sparten sie sich ihren Lohn zusammen, mit dem sie später Kaufläden eröffneten. Je mehr sich ihre Kapitalien vergrößerten, desto unternehmender wurden sie, und bald war mit Venedig und Triest ein lebhafter Handel im Schwung. Infolge der Trägheit der Türken war es ihnen leicht möglich, billig eingekaufte Waren in Albanien teuer loszuschlagen und hierdurch Reichtümer zu sammeln, die ihnen freilich oft genug durch türkische Gewalt wieder entrissen wurden. In der Sklaverei aufgewachsen, sind die Katholiken Sklavenseelen geblieben, und nie kam es ihnen in den Sinn, sich gegen ihre türkischen Bedrücker aufzulehnen. Vom Waffenhandwerk verstehen sie nichts; sie gehen auch immer unbewaffnet umher.

Die Tracht der Katholiken ist geschmacklos, besonders jene der Weiber. Die Männer tragen schwarze bis unter die Knie reichende Pumphosen, weiße Strümpfe, welche die dünnen Waden umschließen, und Stiefletten. Um die Lenden befindet sich ein roter Gürtel (der indes manchmal fehlt); eine Art Ärmelleibchen mit schmalen, weißvioletten Streifen bedeckt das Hemd. Darüber kommt ein roter Džámadan oder eine ebensolche Jéčerma und über diese ein rotes Jelek mit schwarzen Verzierungen. Ein Fes vervollständigt die Toilette.

Die Frauen tragen eine Tracht, die jener der Türkinnen ähnlich ist, doch sind die Hosen violett und ebenso die Džubé, welche das einzig hübsche Stück an der ganzen Tracht ist. Die Hosen sind von einem steifen Glanzstoff gemacht und werden künstlich so aufgeblasen, daß sie den

Umfang eines Reifrockes erreichen. Die Pantoffeln sind so klein, daß die Fersen stets auf den Erdboden auftreten, während kaum die Zehen in der Pantoffelhöhlung Platz finden. Der ungraziöse Gang ist darauf berechnet, die Pantoffeln nicht zu verlieren. Die Haare werden zu beiden Seiten abgeschnitten, sodaß sie über den Ohren viereckige Binden bilden (wie in Wales), der Rest wird zu einem Zopfe geflochten, helmförmig über den Scheitel gelegt und mit einem Tuche bedeckt, an das sich der Selman heftet, an den sich wieder der Jašmák schließt. Denn die Katholiken sind grausam genug, ihre Weiber zum Tragen dieses unbequemen Schleiers zu zwingen. Übrigens ist er gewöhnlich so durchsichtig, daß er gar nichts verbirgt. Das Ungraziöseste jedoch ist der Japandžé, ein roter Mantel von der geschmacklosesten Form. Den Japandžé kann man nicht beschreiben, man muß ihn sehen! So angetan gleicht jede Frau, wenn sie auch noch so schön ist, einem wandelnden bäuchigen Heidelberger Faß. Es ist mir unbegreiflich, wie sich vernünftige Menschen so kleiden können! Man sagt, der rote Mantel sei von einem Pašá vor 50 Jahren eingeführt worden, um die Christinnen zu kennzeichnen. Denn er habe sich in eine Frau verliebt, ohne zu wissen, daß sie Christin sei. Die Folge davon wäre Widerstand derselben gegen Heirat mit ihm und ihr Selbstmord gewesen.

Die Frauen haben gewöhnlich sehr hübsche Gesichter, leider huldigen sie aber ebenso sehr wie die Türkinnen dem Schminken, sodaß ihr Teint früh zu Grunde geht. Die Mädchen tragen sich genau wie die mohammedanischen.

Die Tracht der Bewohnerinnen der Ebenen ist hübscher und eleganter als jene der Städterinnen. Die Bäuerinnen der Bojana tragen einen sehr kurzen blauen Rock, der unten mit zwei roten Streifen eingefaßt ist; einen roten Gürtel um die Taille; ein weißes, schwarz gesticktes, vorne offenes Tuchmieder; ein weißes Leinenhemd mit sehr weiten buntgestickten Ärmeln, Wollstrümpfe

und Opanken. Ihre nach Art der Städterinnen gekämmten Haare sind mit einem Tuche bedeckt, das durch hufeisenförmig gesteckte Nadeln festgehalten wird. Andere Bäuerinnen tragen außer dem Frack und der Weste der Maljisorinnen einen roten Gürtel, welcher nicht nur die Hüften hervortreten läßt, sondern auch zwei Schürzen mit dichten Falten festhält, deren eine aus schwarzer Wolle mit ebensolchen Fransen sich rückwärts, die andere aus weißer Baumwolle und bis an die Knie reichend, sich vorne befindet.

Die Kinder werden am Tage ihrer Geburt getauft, und zwar ist stets der Beistand Taufpate. Die Wöchnerin liegt in einem Paradebette und empfängt an diesem Tage die Besuche ihrer Bekannten und Freundinnen. Den Kopf hat sie mit dem Selman und Goldmünzenschnüren bedeckt, sowie um den Hals ihr ganzes Geschmeide. Der Gemahl hingegen muß sich (so will es die Sitte) ob der nunmehr sichtbaren Folgen seiner stillen Tätigkeit*) schämen und darf sich nicht sehen lassen. Auch darf er das Zimmer seiner Frau nicht betreten und bekommt sein Kind erst acht Tage nach der Geburt zu Gesicht. (!)

Jede Besucherin bringt Eier zum Geschenk mit, mit welchen sie das Gesicht des Neugeborenen reibt, diesem dadurch ein weißes Gesicht (Paše bardh) wünschend, ein Wunsch, der natürlich nur bildlich zu nehmen ist und sich auf den Charakter des künftigen Mannes bezieht. Früher verlangte es die Sitte, daß jede Besucherin ein kostbares Geschenk mitbringe; die geizigen Katholiken wußten jedoch den Erzbischof zu einem Ukas zu bewegen, nach welchem darauf Kirchenbann gesetzt wurde. (!)

Wenn die Mutter im Stande ist, ihr Kind zu säugen, so tut sie es; Ammen sind demnach selten. Die Eltern,

---

*) Busch sagt ja: „Tut im Stillen hocherfreut,
Das, was seine Schuldigkeit,
Und steht eines Tages da,
Als ein Vater und Papa,
Und freut sich im Herzensgrund,
Daß er es so gut gekunnt.“

besonders die Mütter, sind gegen ihre Kinder (vornehmlich gegen Knaben) von einer staunenswerten Schwäche. Sie lassen sich von den Rangen nach Herzenslust tyrannisieren, ohne daß es ihnen beifällt, selbe für Unarten zu züchtigen oder auch nur Verweise zu geben. Die Rangen dürfen sich alles ungestraft erlauben. Da nun die weitere Erziehung den Geistlichen übertragen wird, ist das Geheimnis der moralischen Verkommenheit dieses Gesindels enträtselt.

Mit der Dummheit geht Aberglaube Hand in Hand. Was die Katholiken in dieser Beziehung bieten, ist unglaublich! Ganze Nächte hindurch erzählen sie sich gegenseitig Gespenstergeschichten, an deren Wahrheit sie so wenig zweifeln wie an jener des Evangeliums. Jeder Skodraner Katholik ist fest überzeugt, daß es umherirrende arme Seelen gibt, die nur durch gewisse Worte zu erlösen sind. Wucherer, Ehrabschneider, Betrüger und dergleichen finden ebenfalls im Grabe keine Ruhe, sondern werden „Lugat", d. h. irren in Verwandlungen umher. Einige versichern steif und fest, sie hätten schon Verstorbene des Nachts auf den Feldern angetroffen, wo sie in verbranntem und geräuchertem Zustande heulend und ächzend spazieren gingen; andere behaupten, mehrere Lugat in Form einer schwarzen Katze mit glühenden Augen oder eines Schweines, Esels, Raben rc. gesehen zu haben, selbst Ölschläuche kamen schon in den Ruf „Lugat" zu sein! Ja, ein Katholik versicherte sogar ganz ernst, er habe einen Floh gesehen, der sich keuchend und heulend durchgezwängt habe, also sicher ein Lugat war!

Natürlich läßt es sich auch kein Katholik nehmen, daß es Vampyre gibt, d. i. Leichname, welche aus ihren Gräbern steigen, um den Lebenden das Blut auszusaugen. Wie dies auch in den deutschen Märchen erzählt ist, erkennt man den Leichnam eines Vampyrs an seinen roten Backen, wachsenden Haaren und Nägeln, offenen Augen und warmen Blute. Nur fügen die Albanesen noch hinzu, daß man, das Ohr auf den Grabhügel legend, auch noch die Zähne des Vampyrs deutlich klappern höre. Aus

diesem Grunde geschieht es nicht selten, daß die Albanesen das Grab eines als Vampyr Verdächtigen öffnen, seinen Leichnam köpfen und ihm einen Pfahl durch den Leib rennen. Übrigens glauben auch viele Albanesen, daß es Lebende gibt, welche ohne ihr Wissen zeitweilig (bei Vollmond) als Vampyre umhergehen (also ähnlich den deutschen Wärwölfen).

Gleich den Mohammedanern glauben auch die Katholiken an den bösen Blick und suchen sich vor ihm durch Amulette zu schützen, welche ihnen von den Geistlichen natürlich bereitwilligst verkauft werden.

Dem Aberglauben ist es auch zu verdanken, wenn die Albanesen auf Kreuzwege oder in hohle Bäume Steine setzen. Diese haben entweder den Zweck, den ruhelos umherirrenden armen Seelen zum Ruhepunkt zu dienen, oder die Mühseligkeiten jenes zu mildern, der sie gesetzt hat.

Daß die Katholiken an den Teufel, das höllische Feuer und dergleichen Unsinn glauben, ist selbstverständlich, indes verzeihlich, weil auch bei uns noch derlei Blödsinn geglaubt wird. Ebenso zweifelt kein Katholik daran, daß es Zauberer, Wahrsagerinnen und Hexen gibt. Vor letzteren haben die Weiber besondere Angst, da sie der Meinung sind, daß sie nächtlicherweile schöne Kinder oder einzige Söhne stehlen und Wechselbälge an deren Stelle setzen. Dagegen gibt es nach Ansicht der Mütter nur ein Mittel: Amulette, welche teils um den Hals des Kindes gehängt, teils in dessen Kopfpolster genäht, teils an sein Mützchen befestigt werden. Selbstverständlich ist es der Hauspfaffe, der die Amulette gegen gute Bezahlung liefert. Besonders gesucht sind Kreuzpartikel, und da es genug Wälder in der Nähe gibt, kommen die Geistlichen mit der Beistellung von solchen niemals in Verlegenheit. Nachdem es, wie berechnet, ohnehin schon so viele Kreuzpartikel auf der Welt gibt, daß man aus ihrem Holze 25 Linienschiffe bauen könnte, tragen einige Klafter mehr oder weniger nichts aus.

Um die Bevölkerung in ihrer Dummheit zu erhalten,

werden jeden Sonn- und Feiertag in albanesischer Sprache Predigten gehalten, denen die einfältigen Zuhörer andächtig lauschen, ohne einen Moment zu zweifeln, daß es die reine Wahrheit ist, was sie da vernehmen. Gebeichtet wird natürlich um die Wette, und besonders ist es da das weibliche Geschlecht, welches von den Geistlichen ausgebeutet wird.

Diese schmachvolle Wirtschaft muß einmal in die Öffentlichkeit kommen, und bei meiner Unabhängigkeit sehe ich auch gar nicht ein, weshalb ich schönfärben sollte. Die österreichische Regierung unterstützt den Klerus moralisch und mit Geld; — gut, so soll sie wenigstens auch wissen, wen und was sie unterstützt!

Feste. Weihnachten, Ostern und Pfingsten werden mit dem größtmöglichsten Pomp gefeiert. Jedes dieser Feste dauert drei Tage, während welcher sich die Katholiken gegenseitig besuchen und wegen etwaiger Beleidigungen um Verzeihung bitten. Nach diesen drei Tagen besuchen sich die Weiber und beglückwünschen sich gegenseitig.

Am heiligen Abend machen die Katholiken ein großes Feuer an und erwerben ein möglichst großes Scheit Holz. Dieses wird abends in das Haus gebracht und von der ganzen Familie mit den Worten begrüßt: „Willkommen liebes Scheit Holz! Gott befiehlt dir in's Feuer zu gehen. Möge dies für uns und unsere Herden von guter Vorbedeutung sein!" Dann wirft man das Scheit in das Feuer und läßt auch von allen auf dem Tische befindlichen Speisen und Getränken nachfolgen. Eine schlechte Vorbedeutung würde es sein, wenn während der Nacht beim Anblasen des Feuers dieses verlöschte.

Am Johannisabend (im Juni) wird in allen katholischen Häusern und auch auf der Straße ein möglichst großes Feuer angezündet, das durch Heu, Stroh und Holz fortwährend genährt wird. Dann springen die Kinder in ihren Hemdchen und Kleidchen mit nackten Beinen und bloßen Füßen über und durch das Feuer. Wir sahen uns mehrere solche Auftritte an und konnten

uns nicht genug über die bodenlose Dummheit der Eltern wundern, welche, statt den Kindern solch gefährliches Spiel zu untersagen, sie noch dazu ermunterten. Wenn wir sahen, wie die Funken unter den Tritten der Kinder umherstoben, wie ihre leichten Kleider — denn auch die Mädchen bis zu zehn Jahren sprangen durch das Feuer — wiederholt zu glimmen und brennen begannen, war es uns unbegreiflich, daß kein großes Unglück geschah. Die Kinder suchten einander an Waghalsigkeit zu überbieten und setzten, obwohl ihnen aus Schmerz wegen der verbrannten Füße die Tränen in den Augen standen, das blöde Spiel mit großem Geschrei fort. Freilich endete es schließlich mit Schmerzensgeheul.

Im Mai finden auch besondere Feste statt. Jedes Haus errichtet nämlich eine kleine Kapelle, welche möglichst schön ausgestattet wird. Jeden Morgen und Abend betet der Hausvater seiner Familie und dem Gesinde geisttötende Litaneien und dergleichen vor. Dann zieht jedes Mitglied des Hauses ein Los, auf dem eine gewisse Bußaufgabe verzeichnet steht; z. B. Gebete herzuleiern, statt des Fleisches doppelt so viel Fisch- und Mehlspeisen zu essen, Almosen zu geben 2c. Wessen Zettel die stärkste Buße enthält, der wird von den anderen (scheinbar) beneidet.

Bei weltlichen Festen vergnügen sich die Katholiken auch bei Tanz und Spiel. Erstere setzen sich aus Sprüngen und Fußverrenkungen ohne Grazie noch Leichtigkeit zusammen und haben die Anmaßung, gebärdenhafte Darstellungen aus dem Leben vorstellen zu wollen. Die Weiber tanzen unter sich, zwei zu zwei sich mit der Rechten fassend, während die Linke ein Tuch um den Kopf schwingt.

Bei den Hochzeiten hat man auch einen „Bassa“ genannten Tanz. Drei maskierte Männer stellen das Brautpaar und dessen Dienerin vor. Sie führen ein Gebärdenspiel auf, dessen Zweck es ist, die Schwäche verliebter Männer und die Untreue der Weiber darzustellen. Der Gemahl macht die verzweifeltsten Grimassen, wenn er sieht, wie sich seine Frau einem Gast nach dem andern in die Arme

wirft. Da erscheint die moralische Dienerin mit einem Besen und prügelt alle Liebhaber aus dem Hause, worauf sie die Gatten, den Besen in der Hand, zur Versöhnung zwingt.

Die Nahrung der Katholiken unterscheidet sich nur wenig von jener der Mohammedaner. Für gewöhnlich leben sie sehr bescheiden. Bei Festen jedoch setzen sie einen gewissen Stolz darein, ihre Nachbarn zu überbieten. Dann verschwindet der sonst alltägliche „cimitero ambulante" („Wandelnder Friedhof", wie wir den Lammsbraten nannten, weil er hauptsächlich aus Knochen bestand, an denen nur wenige Fleischreste klebten) und er werden ungefähr folgende Speisen aufgetischt:

Vorspeise zum Appetitreizen (bestehend aus rohen Zwiebeln, Käse, Oliven, Salat, Raki, Mastig ꝛc.); Suppe; Gesottenes und gedämpftes Rindfleisch; Pilav; Braten; Toprak (Reis in Weinblätter gewickelt und mit Zwiebeln, Knoblauch und dergleichen scharfem Zeug versetzt); Pita (Kuchen aus Eiern, Mehl und weißem Käse); Tespire (Bäckereien und andere Süßigkeiten); Chichere („Schälchen" mit einer Art köstlicher Schlagsahne gefüllt, schmeckte mir am besten); Wein, Raki, Kaffee — aber kein Wasser.

Außer diesen Speisen habe ich noch einige andere gekostet, an deren Namen ich mich nicht erinnern kann und deren Zubereitung mir nicht bekannt ist.

Sowie bei den Katholiken alles Komödie ist, so auch die Leichenfeierlichkeiten.

Sobald ein Albanese gestorben ist, geht ein Diener von Haus zu Haus, klopft überall mit einem hölzernen Hammer an die Tür und gibt den Verlust nebst Stunde der Beerdigung bekannt, welch letztere 24 Stunden nach dem Tode stattfindet.

Nachdem der Leichnam gewaschen worden, wird ihm das schönste Kleid angezogen und er auf einem Paradebett ausgestellt. Die Verwandten verbringen die Nacht an der Leiche, vor welcher sie ihre Gebete murmeln. Um den Schmerz zu zeigen, ziehen sich die Männer so warm an als möglich, und so in ihre Winterröcke

eingehüllt, verhalten sie sich still im Sterbezimmer, während in einem anderen die versammelten Weiber, die Kleider verkehrt angezogen, das Gesicht durch einen blauen, undurchsichtigen Schleier verhüllt, mit lautem Geschrei den Toten bejammern. Bisweilen, wenn zu wenig weibliche Verwandte vorhanden sind, wird deren Geschrei durch bezahlte Klageweiber verstärkt; denn je größer das Geheul, desto tiefer der Schmerz. Wenn dann alles um den Leichnam versammelt ist, tritt die Mutter vor, stimmt den Totengesang an, rauft sich die Haare aus und zerschlägt sich die Brust. Die anderen Weiber folgen diesem Beispiel und legen einen Stolz hinein, diese Komödie möglichst zu übertreiben. Wenn die Mutter heiser geworden ist, so wird sie von dem Gatten, Bruder oder sonst einem näheren Verwandten nach der Reihe abgelöst. Dies dauert bis zu dem Augenblick, da der Leichnam in den Sarg gelegt wird. Die Sitte erfordert es, daß sich die Weiber dann ganz untröstlich zeigen, den Leichnam nicht in den Sarg legen lassen wollen und sich mit Gewalt entfernen und in ein Nebenzimmer sperren lassen müssen, wo sie ihr Geheul fortsetzen.

Wenn dann der Sarg fortgeführt und im Friedhof beigesetzt worden ist, werden alle, welche das Geleit gaben, zum Totenmahl geladen, bei dem die Anwesenden, um ihren ungeheuren Schmerz zu zeigen, sich mit Wein betrinken und die Speisen bis zum Bersten vertilgen.

Am andern Tage versammeln sich wieder alle im Sterbezimmer; die Weiber um zu weinen, die Männer um sich gegenseitig zu bedauern. Dies geschieht, indem sich auf der einen Seite die Verwandten, auf der andern die Fremden in Schlachtordnung aufstellen. Erstere tragen Wintermäntel. Dann drückt jeder Fremde dem ihm gegenüberstehenden Verwandten sein Beileid aus, umarmt ihn und entfernt sich.

Den nächsten Tag wiederholt sich diese Komödie. Nur daß der Ort wechselt. Die Verwandten begeben sich nämlich in ihren Mänteln in die Bude, welche der

Verstorbene im Bazar innehatte, und erwarten dort die Fremden, worauf dieselbe Bildung der Frontlinien mit Beileid erfolgt, wie Tags zuvor. Die Trauerkleider werden ein Jahr getragen.

Die Weiber müssen mehrere Wochen lang weinen, denn es wäre unanständig, wenn eine Freundin sie ohne Tränen ertappte. Diese haben die Verpflichtung, bei jedem Besuche mitzuweinen, und dies drei Jahre lang, jeden Sonn-, Fest- und Jahrestag.

Die Maljisoren übertreiben diese Komödie noch, indem sie sich das Gesicht so lange zerkratzen, bis das Blut sich mit den Tränen mengt.

Die Mohammedaner dürfen bekanntlich nach den Vorschriften des Korans nur in hölzernen Häusern mit steinernem Unterbau wohnen. Bei den Katholiken sind die Häuser ganz aus Stein gebaut — in Škodra gibt es sogar mehrere ganz moderne und schöne —, im Erdgeschoß befinden sich Buden, Ställe und Magazine, im obern Stock die Wohnräume. Bezeichnend ist, daß auch hier die Weiber ihre eigenen abgesperrten und vergitterten Gemächer haben.

Die Einrichtung der albanesischen Häuser ist gewöhnlich sehr bescheiden. An den Wänden laufen Ottomanen, so hart wie ein Brett. Eine Matratze bildet das Bett. Öfen gibt es nicht, gegen die Kälte sucht man sich durch Wärmpfannen (Mangál) zu schützen, was aber selten gelingt. Manche Zimmer haben an der einen Wand auf halber Höhe eine niedere Holzgalerie. Wie man mir sagte, sitzen bei Festlichkeiten die Weiber oben und gucken durch in den Vorhang gemachte Löcher auf das Getriebe hinab. Manchmal stehen auch Musikanten oben und spielen auf, während unten getanzt wird. Im Ganzen sind die Häuser so unbequem als nur möglich eingerichtet.

Früher waren bei den katholischen Städtern dieselben Ehegebräuche üblich wie bei den Maljisoren. Jetzt hat man schon einen großen Teil der lächerlichen und für die Braut peinlichen Gebräuche abgeschafft.

Die Maljisorinnen gehen sämtlich unverschleiert, daher ist dem Bräutigam die Möglichkeit geboten, seine Auserkorene wenigstens vorher schon zu sehen. Anders bei den Städtern. Hier zwingt die erbärmliche Eifersucht der entarteten Krämerseelen das Weib zum Tragen des lästigen Jašmáks. Zudem bleibt es hinter Schloß und Riegel und darf nur beim Kirchgange sich öffentlich zeigen. Dies gilt von den Frauen. Was die Mädchen betrifft, so ist ein solches aus gutem Hause nach vollendetem zwölften Jahre für Jedermann unsichtbar, weil man sonst für ihre Jungfräulichkeit zittern müßte. Aus diesem Grunde gehört es auch zu den Unmöglichkeiten, daß ein Jüngling seine Zukünftige vor der Trauung zu sehen bekommt. Die Ehen werden daher, gleichwie bei den Mohammedanern, durch Übereinkunft der beiderseitigen Eltern geschlossen.

Nach vollendetem achtzehnten Jahre denkt des Jünglings Mutter daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Sie wählt entweder selbst oder beauftragt damit eine Freundin. Sind die beiderseitigen Eltern über die abzuschließende Ehe einig geworden, so bekommt die Vermittlerin seitens der Braut ein Geschenk. Die Abmachung erfolgt entweder schriftlich (sejés) oder in Gegenwart von Zeugen. Der Jüngling schickt dann durch zwei Verwandte dem Mädchen einen Ring, einen Rosenkranz und andere Kleinigkeiten, durch deren Annahme die Braut ihre Zustimmung bezeugt.

Gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung findet die Hochzeit statt. Den genauen Zeitpunkt zu bestimmen, wird den Eltern des Bräutigams überlassen. Doch müssen diese zum mindestens einen Monat vorher die Anzeige machen, um der Familie des Mädchens Zeit zur Herstellung der Ausstattung zu geben. Das Weitere ist wie bei den Maljisoren. Nur ist zu erwähnen, daß beim Abholen der Braut aus dem Elternhause diese in den ungeheuerlich geschmacklos-plumpen, roten Mantel (Japandžé) der Škodraninnen gehüllt und so dicht ver-

schleiert ist, daß sie einem Zuckerhute gleicht. Wenn sie die Treppe herabkommt, wird sie gleich einer Hinfälligen unter den Achseln gestützt. Die anderen Weiber entfalten rechts und links Seidentücher, und stellen dadurch eine Mauer her, welche die Braut bis zum Besteigen des Pferdes den Blicken der Anwesenden entzieht.

Eine weitere Abweichung findet bei der Trauung statt. Sobald nämlich die Braut niederkniet, wird sie entschleiert, was einen Ausbruch stürmischen Entzückens der Anwesenden über die Schönheit der Braut zur Folge hat, auch wenn diese ein Muster abstoßender Häßlichkeit wäre. Nach der Ansicht der Skodraner kann nämlich eine Braut niemals häßlich sein.

Vom Gesang, der dabei angestimmt wird, teilt Hecquard nachstehende Übersetzung mit:

„Wie schön sie ist die Gattin! Gott schütze sie!
Ihre Stirne ist breit und erhaben! Gott schütze sie!
Ihre Augenbrauen gleichen dem Regenbogen! G. ꝛc.
Ihre Augen sind weit wie Kaffeeschalen! G. ꝛc.
Ihre Wangen sind rot wie Karmin! Gott schütze sie!
Ihr Mund gleicht einer kleinen vergoldeten Büchse!
Ihre Lippen gleichen den Kirschen! Gott schütze sie!
Ihre Zähne gleichen den Perlen! Gott schütze sie!
Ihr Teint ist weiß wie Milch! Gott schütze sie!
Ihre Taille ist so schlank wie eine Zypresse! G. ꝛc.

Trotz dieses schönen Gesanges ist oftmals der Gatte von seiner neuen Lebensgefährtin wenig entzückt. Denn wenn sie auch fingerdick geschminkt ist, läßt sich manchmal das abstoßend Häßliche ihrer Züge nicht vertuschen. Der unglückliche Gemahl darf aber dann keine Miene verziehen, denn wenn er jetzt protestieren wollte, müßte diese Schmach seitens der Verwandten der beschimpften Braut blutig gerächt werden. Nur in dem Falle, als diese hinkend, bucklig oder einäugig wäre, hat der Gatte Anspruch auf eine Geldentschädigung; denn bei dem habsüchtigen Krämergesindel von Skodra gleicht Geld alle Unebenheiten aus.

Die Schmausereien nach der Trauung sind dieselben wie bei den Maljisoren. Köstlich ist jedoch das Weitere.

Um 11 Uhr nachts wird die junge Gattin in das Brautgemach geleitet, woselbst die Frauen sie entkleiden und in das Bett legen. Dann entfernen sie sich, nachdem sie das Gesicht der Frau mit einem Schleier verhüllt und sorgfältige Zimmeruntersuchung gehalten haben, um sich zu überzeugen, daß sich kein Neugieriger versteckt hat.

In den Speisesaal zurückgekehrt, blinzelt die eine Frau den Beiständen des Gemahls verständnisinnig zu. Diese verstehen und suchen ihn auf. Wenn sie ihn gefunden haben, teilen sie ihm mit, sie hätten ihm etwas zu zeigen, einen Fehl in der Haustüre oder dergl.; er möge hinauskommen. Mit der harmlosesten Miene folgt der Gatte und wird von den Beiständen zum Brautgemach geleitet. Vor dessen Türe angekommen meint der Eine: „Halt, ich muß Dir etwas sagen."

Der Gemahl blickt ihn unbefangen an und bleibt stehen.

Der andere Beistand öffnet heimlich die Türe und, ehe es sich der „arglose" Gatte versieht, wird er in das Brautgemach gestoßen und hinter ihm zugesperrt.

Nachdem er vergeblich einige Augenblicke lang „hinaus" verlangt, fügt er sich niedergeschlagen in seine „unfreiwillige" Gefangenschaft und da er das Bett gewahrt, verfällt er auf den Gedanken, er könne nichts Klügeres tun, als sich zur Ruhe zu begeben.

Gesagt, getan; — oder vielmehr nicht getan. Denn sich dem Bette nähernd, stößt er einen Schrei der Überraschung aus, da er darin ein „schlummerndes" Mädchen erblickt. Er lüftet den Schleier und die Höflichkeit erfordert es, daß er, sei seine Frau auch noch so häßlich, über ihre Schönheit in Entzücken gerät und sie laut lobpreist. Dann fragt er sie:

— Wer bist Du? Wie kommst Du hierher? Was machst Du? Was willst Du hier? etc.

Die Gemahlin muß sich schlafend stellen, den Atem an sich halten und darf keinen Laut von sich geben.

Der Gemahl nimmt Bonbons vom Tischchen und schiebt einige seiner Frau in den Mund, nachdem er auf seine Frage, ob sie solche wünsche, keine Antwort erhalten. Dann legt er sich zu ihr.

Jetzt erst scheint die Gattin plötzlich aus dem Schlummer zu erwachen; sie erschrickt über die Kühnheit des „fremden" Mannes und setzt sich kräftig zur Wehre. Doch darf sie dabei keinen Laut ausstoßen, noch ein Wort sprechen. Wenn das Mädchen wohlerzogen und der Mann schüchtern ist, so wird sein Angriff nicht nur in dieser, sondern auch in den beiden darauffolgenden Nächten siegreich abgeschlagen. In diesem Falle preisen die Weiber laut die Tugend und den Heldenmut des Mädchens. Übrigens bestimmt die Sitte, daß die Gattin niemals länger als drei Nächte Widerstand leisten darf. (Was ihr vermutlich ohnehin nicht einfallen würde).

Bei Tagesanbruch stiehlt sich der Gemahl ungesehen davon und die Frau stellt sich in den Winkel. Des Tags über hält sich der Gatte in seiner Bazarbude auf, wo er von seinen Freunden und Bekannten aufgesucht und beglückwünscht wird. Er muß ihnen dafür Tabak und Kaffee reichen.

Zwei Wochen nach der Hochzeit wird die junge Frau von zwei Freundinnen wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, bei welchem sie 8—14 Tage verweilt. Der Gemahl geleitet sie hin und nimmt am selben Tag an der Mittagstafel teil, kehrt jedoch abends in sein Haus zurück. Erst am Abend vor der Rückkehr seiner Frau begibt er sich wieder zu seinem Schwiegervater. Um 2 Uhr nachmittags wird die Frau wieder von den Freundinnen in Empfang genommen und in ihren Hochzeitskleidern in das Haus ihres Gemahls zurückgebracht. Die Sitte will es, daß die Frau jetzt Traurigkeit heuchelt, häufig sehnsüchtige Blicke nach dem Elternhause zurückwirft und laut erklärt, daß sie dasselbe den Süßigkeiten des Ehestandes vorziehe. Umgekehrt hat sie vorhin, da sie wieder in das Elternhaus gebracht wurde, Freude und Ungeduld heucheln

müssen. Wie man sieht, ist alles bei den Hochzeits-gebräuchen der Albanesen eitel Komödie und Heuchelei!

Zu Hause angekommen, zieht die Gattin die bis dahin getragenen gelben Mädchenpantoffeln aus und bekleidet sich mit den Frauenbabuschen. Dies ist ein Zeichen, daß sie von jetzt an das Haus regiert — soweit dies natürlich in den Bereich der Frau fällt.

In der ersten Zeit nach der Eroberung Albaniens durch die Türken wurde die katholische Kirche verhältnismäßig nachsichtig behandelt — gewiß duldsamer, als sie selbst zur gleichen Zeit die „Ketzer" behandelte. Wie aber die katholischen Priester im Allgemeinen das Hetzen gegen Andersgläubige nicht lassen können und — für sich selbst alle möglichen Rücksichten verlangend — sich gegen die „Ketzer" und Ungläubigen stets unduldsam erwiesen, so war es auch in Albanien. Selbstverständlich fanden es die Türken unverschämt, daß die geduldete Religion des Besiegten gegen jene des Siegers nach Kräften wühle und hetze, daher änderten sie ihr duldsames Benehmen und begannen die Katholiken immer mehr ihre Macht fühlen zu lassen. Besonders war dies nach den Kriegen mit Österreich der Fall, als sich die katholischen Albanesen in Folge der Aufrufe österreichischer Heerführer gegen die Pforte erhoben hatten. Österreich kümmerte sich wie gewöhnlich bei den Friedensschlüssen um seine treuen Verbündeten nicht und überlieferte sie schnöde der türkischen Rache. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Unter Todesstrafe wurde den albanesischen Pfarrern verboten Messe zu lesen. Nur Skodra und Miredita, weil neutral geblieben, wurden ausgeschlossen.

Diese Maßnahmen der Pforte, die Quälereien und Demütigungen, denen die Christen von nun an ausgesetzt waren, ermüdeten endlich viele stolze Albanesen und sie ließen sich teils einzeln, teils massenweise in den Schoß des Islam aufnehmen. Andere taten dies nur scheinbar, und so gibt es noch heute sehr viele Krypto-Katholiken,

welche scheinbar Mohammedaner sind, aber heimlich der katholischen Religion angehören, geradeso wie in Elbassan 20 000 orthodoxe Serben leben, die öffentlich albanesisch sprechende Mohammedaner sind, zu Hause aber insgeheim serbisch reden und den Lehren der orthodoxen Kirche folgen. Die Maljisoren und Mirediten bewahrten ihren Glauben, weil kein türkischer Soldat sich in ihre Berge wagte, dagegen verringerte sich die Zahl der Katholiken der Ebene zusehends.

Im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. war die katholische Kirche ganz herabgekommen. Das Volk war gänzlich unwissend und die eingeborenen Seelsorger konnten kaum notdürftig lesen und schreiben. Aber zu ihrem Lobe muß man sagen, daß sie sich wenigstens mit dem Volke, aus dem sie stammten, eins fühlten, mit ihm lebten und litten, und immer nur das wirkliche Interesse ihrer Mitbrüder im Auge hatten*).

---

*) Einige Fälle mögen dies beleuchten:

Unter den Märtyrern der Diözese Škodra ist aus dem Jahre 1624 der Pfarrer von Chisagno, Marcus, zu erwähnen, welcher auf seine Weigerung den Islam anzunehmen von den Türken umgebracht wurde.

Im Jahre 1667 wollten die Bischöfe von Škodra und Zadrima die Katholiken zur Abschüttelung des türkischen Joches verleiten, der Plan mißlang jedoch, und sie selbst waren so pfiffig nach Venedig zu fliehen. Aber die beiden Franziskaner Ferdinand d'Abbisola und Jakob de Sarnano blieben zurück und wurden, da sie ihrer Religion treu blieben, in Gegenwart des Pašas gepfählt. Der Bischof Anton von Dajči wollte im Jahre 1701 ein katholisches Mädchen, das mit einem Türken in wilder Ehe lebte, zur Rückkehr zwingen und zog sich dadurch den Haß des Liebhabers zu. Dieser hetzte den Pöbel in der Moschee auf, man stürmte nach Jubani, wo damals der Bischof residierte, prügelte ihn mit Ruten und mißhandelte ihn auf jede Weise. Weil aber der fanatische Bischof sich dadurch nicht abhalten ließ, Hymnen und Psalmen zu singen und trotz aller Abmahnungen nicht schweigen wollte, machten die Türken seinem Gesange dadurch ein Ende, daß sie ihn an einem Baumast aufhingen. Drei Tage baumelte er daselbst, dann durften die Katholiken den Leichnam loskaufen uud in Sirč beerdigen. Als man jedoch später sein Grab öffnete, fand man es leer.

Im Jahre 1721 vermehrte der Franziskaner Antonio de Sorante die Zahl der Märtyrer. Er wurde wegen seines Hetzens von den

Da änderten sich zu Beginn dieses Jahrhunderts die Verhältnisse, indem Rom eine Anzahl Missionäre nach Albanien schickte, um auch hier eine Macht zu gründen, wie sie ihm in Belgien, Spanien, Österreich und dem Kirchenstaat zustand. Die Ankunft dieser Missionäre bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der albanesischen Katholiken und den Beginn der neuen Ära, deren Ende die Umwandlung Oberalbaniens in ein zweites Paraguay war.

Die von Rom gesandten Missionäre waren der Sprache wie der Sitten des Landes unkundig und als Fremde nicht gern gesehen. Selbst wenn es daher ihre ernste Absicht gewesen wäre, die auf der tiefsten Stufe stehende Bildung des Volkes durch zweckmäßige Erziehung zu heben, so hätten sie große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Auf Anregung Österreichs, das damals allein in Škodra einen Konsul hielt, wurden die Diözesen von Rom aus mit Fremden besetzt, welche der Unwissenheit des einheimischen Klerus ein Ende machen sollten. Unter dem Schutze des österreichischen Konsuls und eines kaiserlichen Firmáns gelang es ihnen wohl, das Los der Katholiken zu bessern, aber zur Durchführung der Riesenarbeit, die Volkserziehung zu heben, hatten die Wenigsten von ihnen Lust. Dazu kam, daß die Albanesen selbst über das Eindringen von Fremden unwillig waren und sich störrisch zeigten. Auch die eingeborenen Pfarrer, welche ihre Ausbildung in Rom genossen hatten, fanden sich durch die Ernennung österreichischer Prälaten verletzt und zurückgesetzt. Sie behaupteten, das Ganze sei

---

Türken bei Kurza (Gorica oder Korča?) gefangen und vor Hussejn Bej geschleppt. Dieser ließ ihm die Wahl zwischen Abschwörung der Religion gegen Ehren und Auszeichnungen oder peinlichem Tod. Da er das letztere vorzog, hingen ihn die Türken versuchshalber auf einen Baum, nahmen ihn aber vor dem Ersticken ab, ihre Vorschläge erneuernd. Weil er fest blieb, knüpften sie ihn noch dreimal auf und ließen ihn ebenso oft wieder herab, bis sie endlich, von Zorn übermannt, ihn das dritte Mal am Baum hängen ließen.

ein politisches Manöver Österreichs, sich bleibenden Einfluß zu sichern und hetzten gegen die Eindringlinge.

Von Msgr. Guillelmi gerufen, erschienen jetzt die unvermeidlichen Jesuiten auf dem Kampfplatz. Sie begannen sofort mit großem Eifer ans Werk zu gehen, indem sie die albanesische Sprache erlernten, Kranke ärztlich behandelten und Schulen errichteten, kurz alles taten, sich bei der Bevölkerung einzuschmeicheln, wie das so ihre Gewohnheit ist. Dies wäre sehr löblich gewesen, wenn ihre Zwecke edle gewesen wären. Allein es war ihnen nicht um Hebung des Volkes zu tun, sondern um Erhalten desselben in Halbkultur und Abhängigkeit von der Kirche. Daß sie dabei auch ein Nonnenkloster errichteten, erregte gewisser unmoralischer Nebenumstände halber Entrüstung und Mißtrauen gegen die uneigennützigen Absichten der Jesuiten, und es bedurfte nur eines Anlasses, um gegen dieselben einen Aufstand zu erregen. Als sie wieder ein neues Gebäude aufführten, das angeblich eine Schule werden sollte, vermuteten die Katholiken, daß es sich in Wirklichkeit um ein neues Nonnenkloster handle, während die Mohammedaner es für eine Kirche hielten. Der Pöbel beider Religionen vereinigte sich daher zu gemeinsamer Handlung, zerstörte das Gebäude und jagte die Jesuiten davon.

Im Jahre 1848 blieben die österreichischen Hilfsgelder aus; es konnte daher an die Errichtung neuer Schulen nicht gedacht werden. Denn es bestand damals eine einzige, von einem geflüchteten Neapolitaner gegründete, welche etwa 50 Schüler der vornehmen Häuser enthielt. Die katholische Bevölkerung selbst war zu träg und habsüchtig, als daß sie aus eigenen Kosten eine Schule bestritten hätte. Endlich gab der Kaiser von Österreich Ende 1855 eine Summe von 8000 fl. zur Errichtung eines albanesischen Seminars und erklärte sich gleichzeitig zu einer jährlichen Unterstützung von 3000 fl. bereit. Die Propaganda fide in Rom steuerte ebenfalls 4000 Scudi dazu. Es handelte sich nun darum,

geeignete Professoren und Lehrer aufzutreiben. Da man sich mit den bescheidenen Mitteln keine weltlichen Lehrer verschaffen konnte, mußte man sich mit den billigeren geistlichen begnügen. Die jesuitischen Lazaristen wollte man nicht nehmen, weil sie als Franzosen der österreichischen Regierung mißfallen konnten, man wandte sich daher abermals an die Jesuiten. Der Pfarrer von Durres, Pater Neri, wurde auch wirklich an die Spitze des zu gründenden Seminars berufen. Es heißt, daß er ein anständiger Mensch war und die redlichsten Absichten hatte. Er langte Anfang 1856 in Skodra an und entschied sich für Berufung von Jesuiten jeder Nation, um Eifersüchteleien zu vermeiden. Sie langten an und das Seminar wurde in Bau gelegt. Mittlerweile tauchte aber die Erinnerung an die Wirtschaft der ersten Jesuiten immer lebhafter auf, dazu kam, daß auch die mohammedanische Bevölkerung durch den Hat-i-humajum von 1856 gegen die Christen gereizt war, so stand der Pöbel abermals auf und zerstörte das halbfertige Gebäude (12. Juni 1856). Auf die Beschwerde des österreichischen und des französischen Konsuls mußte jedoch die Pforte Entschädigung zahlen, und so wurde denn ein neues Seminar erbaut.

Um jene Zeit bewilligte die österreichische Regierung dem Erzbischof eine andere jährliche Unterstützung von 1800 fl. für den Unterhalt dreier Volksschulen, welche unter Aufsicht des österreichischen Konsuls gestellt und von österreichischen Professoren geleitet werden sollten. In diesen Schulen, welche bald nach ihrer Gründung 150 Schüler zählten, wurde ohne Entgelt gelehrt, jedoch nur italienisch*) und weder albanesisch noch türkisch.

Die Jesuiten hatten sich einmal in Albanien eingenistet und waren jetzt nicht mehr zu vertreiben. Sie

*) Statt also durch deutschen Sprachunterricht die Albanesen mehr an sich zu ketten, tat die k. k. Regierung alles, die künftigen Sympathien für Italien großzuziehen, das bald furchtbarer politischer Nebenbuhler wurde und dessen schlaue Diplomatie die stets unfähige österreichische bald über den Löffel barbierte!

bemächtigten sich des größten Teiles der Volksbildung und scheuten kein Mittel, sich Rekruten zu verschaffen. Jeder Schüler bekommt eine vergoldete Silbermünze, die er an einem blauen Bande um den Hals trägt. Wenn er dann die Schule hinter sich hat, nehmen ihn die Jesuiten entweder als Diener zu sich, oder sie bringen ihn in ähnlicher Eigenschaft irgendwo in Dalmatien unter. Die Münze und die Aussicht auf sichere Verpflegung sind auch nicht ohne Erfolg.

Um die Gründung eines Nonnenklosters zu umgehen (welche Einrichtung den Albanesen sehr verhaßt ist), haben die Jesuiten ein treffliches Mittel gefunden. Sie bereden nämlich die hübschen Mädchen dazu, sich „dem Herrn zu weihen", das heißt, die Mädchen versprechen, niemals zu heiraten und sich zeitlebens nur mit Beten zu beschäftigen. Um dies ungestört tun zu können, entfernen sie sich aus dem Elternhause und bewohnen, jede für sich, ein kleines Häuschen, in das Niemand außer den Jesuiten oder sonstigen Geistlichen Zutritt hat. Es läßt sich denken, welches Gerede hierüber geht und was für Skandalgeschichten man sich diesbezüglich erzählt!

Später kamen die Franziskaner aus Italien und setzten sich den armen Albanesen auch noch in den Pelz. Von dem Momente an begannen zugleich die politischen Umtriebe und Agitationen. Österreich und Italien bedienten sich des Klerus, um gegen einander zu hetzen. Dabei zog nur der letztere Vorteil, denn er nahm von beiden Seiten Geld und predigte für und gegen beide. Wie mir der boshafte Konsul Jastrebow sagte, hatten sie es so eingeteilt, daß die Einen an den geraden Tagen für Österreich und an den ungeraden für Italien, die andern an den ungeraden für Österreich und an den geraden für Italien wühlten. Als Österreich 1879 den Franziskanern die Unterstützung entzog, herrschte deshalb große Entrüstung unter ihnen.

Das Kapitel der klerikalen Agitation in Albanien war mir lange ein unerforschbares Rätsel, denn von ver-

schiedenen maßgebenden Persönlichkeiten wurden mir hierüber Angaben gemacht, welche mit einander in schreiendem Widerspruche standen. 1878 machte mir ein Skodraner Freund über die zunehmende italienische Wühlarbeit durch die Franziskaner Mitteilung, und ich nahm auch keinen Anstand, dies in Wiener Zeitungen zu veröffentlichen. In Folge dessen wurde mir von einer dem österreichischen Ministerium nahestehenden Persönlichkeit bedeutet, ich befinde mich im Irrtume, denn sämtliche Missionäre und Priester Albaniens genössen österreichische Unterstützung und seien daher nicht italienische, sondern österreichische Wühlhuber. Auf meiner Reise durch Mittel-Albanien versicherten mir die Weltgeistlichen, sie selbst und die Jesuiten seien gute österreichische Wühlhuber, die Franziskaner hingegen italienische. In Skodra hingegen teilte mir ein mit dem Franziskanerorden befreundeter Konsulatsbeamter Nachstehendes mit, das einiges Licht in die Angelegenheit bringen könnte. Als unparteiischer Mann gebe ich diese Mitteilung wieder, ohne jedoch für die Richtigkeit derselben eintreten zu wollen. Man betrachte daher Nachstehendes nicht als meine Meinung, sondern als Behauptung eines Klerikalen, für welche ich keinerlei Verantwortung übernehmen will.

1877 wurde die österreichische Regierung von Prizren aus darauf aufmerksam gemacht, daß sich in Ober-Albanien eine starke italienische Wühlarbeit entwickelt habe, deren Träger die von der österreichischen Regierung besoldeten Franziskaner seien. Infolgedessen wurde der damalige General-Konsul Vasić darüber befragt. Erstaunt erwiderte er, ihm sei darüber nichts bekannt. Dagegen liefen von Prizren neue Berichte ein, welche die vorige Behauptung aufrecht erhielten. Abermalige Anfrage der Regierung bei Vasić, welcher nochmals versicherte, die Sache sei bedeutungslos. Bald darauf wurde jedoch Vasić nach Sarajevo versetzt, während der Konsul von Prizren, Herr Lippich, unter Beförderung zum General-Konsul nach Skodra kam. Der neue General-

Konsul schien besser unterrichtet zu sein, als sein Vorgänger, denn er wußte der Regierung über die italienische Wühlarbeit sehr viel zu erzählen, und so kam es, daß endlich wirklich eine solche, wenngleich in sehr bescheidenem Umfang zu Stande kam, besonders da sich jetzt auch der neue italienische Konsul Zerboni der Sache annahm. Der Sachverhalt ist aber folgender:

Die Franziskaner sind sämtlich Italiener, welche den Vorzug genießen, ihre von der italienischen Regierung ausgeworfene Pension, gegen das Gesetz, auch im Auslande beziehen zu dürfen. Wollten sie gegen Italien sprechen, so würde der italienische Konsul die Entziehung ihrer Pension beantragen. Überdies sind sie gleich allen Italienern patriotisch und geborene Wühler. Sie wissen aber so geschickt zu manöverieren, daß sie auch mit Österreich in keine Reibung kommen, um der österreichischen Hilfsgelder nicht verlustig zu werden. Daher predigten sie stets zu Gunsten Österreichs. Den Franziskanern war die Haltung des Herrn Lippich wohl bekannt; die Spannung zwischen ihnen und dem General-Konsul wurde deshalb immer größer. Letzterer fand sich daher durchaus nicht bewogen, in seinen Berichten über die angeblichen italienischen Wühlereien inkonsequent zu werden. Das Ende war, daß die österreichische Regierung den Franziskanern 1879 die Unterstützung entzog. Die Franziskaner hatten damals die Absicht, der Regierung über den wahren Wert der Konsulatsberichte bezüglich der italienischen Wühlerei die Augen zu öffnen und ihr Folgendes zu sagen:

„Wir haben bisher die Bevölkerung im österreichischen Sinne bearbeitet und stets zu Gunsten dieses Staates gepredigt; Zeuge dessen ganz Albanien! Es möge uns jemand beweisen, daß wir je anti-österreichische Wühlerei betrieben! Die Sache möge untersucht und nach Recht abgeurteilt werden. Sollte man den Verleumdungen unserer Gegner dennoch Glauben schenken, so werden wir uns bescheiden; da wir aber ohne Hilfsgelder nicht bestehen können, werden wir uns gezwungen sehen,

mit einer anderen Macht (natürlich Italien) in Unterhandlung zu treten, und unsere Österreich freundliche Wühlarbeit hört dann natürlich auf. Die Bewegung, welche jetzt (1880) Albanien durchzittert und deren geheimer Endzweck die Angliederung Albaniens an Österreich ist (?), wurde lediglich durch uns allein hervorgerufen und durch die Versicherung genährt, Österreich werde zur Besetzung bereit sein. Wenn Österreich uns nun dennoch im Stiche läßt, so ist dies nur Wasser auf die Mühle des italienischen Konsuls, welcher ohnehin jetzt den Albanesen höhnisch sagt: „Seht, das habt ihr nun von eurem Geschrei nach Österreich, daß es jetzt gegen euch Partei nimmt." Man kann von uns, die wir geborene Italiener sind, nicht verlangen, daß wir gegen unser Vaterland hetzen; es genügt, wenn wir der Bevölkerung annehmbar machen, ein Anschluß an Österreich sei vorteilhafter als ein solcher an Italien."

Ob die Franziskaner diesen Bericht wirklich an die österreichische Regierung abgesandt haben und wie die Sache ausgegangen ist, weiß ich nicht.

Sehen wir nun zu, wie es mit der Erziehung in Oberalbanien bestellt ist, seitdem sie sich in den Händen der Finsterlinge befindet; seitdem man den Bock zum Gärtner gemacht hat.

Der Knabe aus vornehmem bezw. wohlhabendem Hause wächst bis zu seinem neunten oder zehnten Lebensjahre in vollster Unwissenheit auf. Die Mutter, der seine Erziehung obliegt, ist so schwach, von solcher Affenliebe beseelt, daß sie es niemals über das Herz bringen kann, ihren ungezogenen Rangen für seine Unarten zu züchtigen. Von häuslichem Unterricht kann umsoweniger die Rede sein, als die Mutter selbst weder lesen noch schreiben kann und ihr ganzes Wissen sich auf das erstreckt, was sie während ihres Lebens gesehen und gehört hat. Dies ist nicht viel, weil die Mädchen vom 12. Jahre an nicht mehr das Haus verlassen. Der Religionsunterricht beschränkt sich auf das Einlernen einiger

Gebete; mehr kann die Mutter nicht bieten, da sie selbst keinen Begriff von dem Wesen und der hohen inneren Moral der christlichen Religion hat. Desto mehr pfropft sie ihren Sprößling mit allerlei unsinnigem Aberglauben voll, lehrt ihn an Gespenster, Zauberer, Hexen, Amulette, bösen Blick, Feen, Wunder, Vampyre und dergleichen glauben, den Hauspfaffen als seinen natürlichsten Schutzengel und — Herrn, und dessen Kollegen als höhere Wesen zu betrachten. So ausgerüstet geht der Knabe nach seinem zehnten Jahre in die Schule.

Was lernt er aber dort? Italienisch — denn der ganze Unterricht ist in dieser Sprache — lesen, schreiben, rechnen, und eine „Religion", wie sie nach dem Ermessen der geistlichen Lehrer zusammengestoppelt ist, die aber mit der von Christus gelehrten so viel Ähnlichkeit hat, wie etwa eine chinesische Dschonke mit einem Panzerschiff. Man wird diese Art „Volksbildung" begreifen, wenn man sich vor Augen hält, daß es für die Geistlichen Lebensfrage ist, das Volk in Unwissenheit zu erhalten. Denn wenn heute die Albanesen europäische Bildung genießen würden, jagten sie morgen schon die ganze rückschrittliche schwarze Schar zum Teufel. Man wundere sich nicht über meine scharfe Sprache; ich weiß zwischen dem würdigen Diener Gottes, für den ich nur Hochachtung empfinde, auch wenn er einer anderen Religion angehört, und einem nichtswürdigen Pfaffen, dessen Bestrebung es lediglich ist, das Volk zu verdummen, einen Unterschied zu machen, jenen Unterschied, welchen Anastasius Grün in seinem treffenden Gedichte: „Priester und Pfaffen" so herrlich kennzeichnete. Die albanesischen Geistlichen gehören mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen zu letzteren. Leute, welche die Religion dazu benutzen, um sich zu bereichern, sich in die Familien einzudrängen, daselbst den Herrn zu spielen und Mädchen zu bestricken, verdienen keinen andern Namen. Die Jesuiten, Franziskaner und Weltpriester beherrschen die abergläubischen Katholiken mit so unumschränkter Gewalt, daß solches in

unserem Jahrhundert unmöglich erscheinen sollte. Der Geistliche ist in Skodra alles. Er hat in allen Häusern Zutritt, er darf die Frauen unverhüllt sehen, man macht sich eine Ehre daraus, ihn als „Hausfreund" zu haben, denn er allein ist Herr im Hause, er leitet die Familienangelegenheiten, er regiert alles, er befiehlt, seinem Wunsche beugt sich selbst der Hausherr und nichts darf ohne seine Genehmigung geschehen. Daß dieser unmoralische Zustand auch seine verderblichen Folgen durch die schmachvolle Niedrigkeit der Katholiken zeigt, steht außer Frage. Ich halte die Mitteilung eines Konsulatsbeamten nicht für unmöglich, welcher mir versicherte, daß Katholiken sich nicht scheuen für Geld auch ihre Weiber zu vermieten. Solche moralische Verkommenheit kann natürlich nicht früher gebessert werden, solange man nicht dem Klerus seinen verderblichen Einfluß raubt. Dieser aber, weil von Österreich und Italien zu politischen Zwecken benutzt, sitzt zu warm im Neste, als daß viel Hoffnung vorhanden wäre. Selbst wenn Oberalbanien von Österreich besetzt worden wäre, so würde wahrscheinlich alles beim alten geblieben sein; denn da der Klerus auch in Österreich noch einen allgewaltigen Einfluß besitzt, zudem die österreichische Politik sich wahrscheinlich desselben bedient hätte, um sich zu halten, wären keine bessere Zeiten gekommen.

Gewisse „Priester" entblöden sich auch nicht, die abergläubischen Mütter noch zu bestärken, indem sie ihnen für schweres Geld dreieckige, mit Gebeten oder mystischen Worten beschriebene Skapuliere verkaufen, welche den Kindern um den Hals gehängt werden. Mancher hängt übrigens auch seinem Reitpferd Reliquien um den Hals, um es vor dem Fallen zu schützen. Solche werden auch in die Kopfkissen oder Kleider genäht, und die Geistlichen machen dabei die besten Geschäfte.

Aus demselben Grunde haben sie die „Congregationen" gegründet. Es gab 1880 deren 16. Jede war aus 20—100 Personen zusammengesetzt, welche ihre Satzun-

gen unter der Leitung des Klerus aufgesetzt hatten. Hauptzweck derselben war, aus den beigesteuerten Geldern, welche zu 10 Prozent angelegt waren, die Beerdigungskosten der Mitglieder zu bestreiten und fortwährend für dieselben Messen lesen zu lassen. Mit anderen Worten, die Congregationen waren eine fette Einnahmequelle der Geistlichen, in deren Hände das ganze beigesteuerte Geld der armen Mitglieder nach und nach gelangte.

Als bezeichnend sei schließlich noch erwähnt, daß infolge geistlichen Befehls die Mädchen nicht mehr im Sticken unterrichtet werden durften, um nicht einigen mit Stickereien handelnden Kaufleuten das Geschäft zu verderben!

Bei der bisherigen Verschollenheit Albaniens war natürlich über die schmachvolle Wirtschaft der Jesuiten, Franziskaner und Weltpriester (unter letzteren Don A n t o n i o Š l a k u in erster Linie) keine Kunde ins Ausland oder gar nach Rom gelangt. Als ich während meiner Anwesenheit in Albanien einiges darüber zu schreiben begann, entstand im Pfaffenlager große Aufregung. Man hat gesehen, daß dieses Gesindel nicht einmal vor Mord zurückschrecken wollte, als es galt, mich zum Schweigen zu bringen! — Doch zur E r z i e h u n g zurück!

Wenn der Knabe mit seinem dreizehnten Lebensjahre die Schule vollendet hat und nicht durch die Jesuiten untergebracht zu werden wünscht, so tritt er entweder zu einem Handwerker in die Lehre oder er wird von seinem Vater in der Bazarbude als Verkäufer verwendet. Seine Erziehung gilt damit als vollendet, denn mehr zu lernen als lesen, schreiben und rechnen ist bisher noch keinem Albanesen eingefallen! Daraus erklärt es sich, daß unter den Komiteemitgliedern der Liga, zu welchen doch die „gebildetsten" Leute gewählt wurden, sich kein Einziger befand, welcher dem l e t z t e n deutschen Dorfschulmeister an Wissen gleichgekommen wäre.

Noch ärger ist es mit der Erziehung der Mädchen bestellt! Hier ist von einer Schulbildung gar keine Rede, denn nach albanesischer Ansicht braucht das Weib weder

lesen noch schreiben zu können. Es genügt, wenn sie Kinder in die Welt setzen und sich hübsch schminken kann. Bis zum zwölften Jahre dürfen die Mädchen frei herumgehen; dann müssen sie den Jašmák tragen und dürfen nie mehr das Haus verlassen, nicht einmal, um zur Kirche zu gehen. Bis zu ihrer Heirat bleiben sie zu Hause. Dann werden sie an Jemanden verkuppelt, den sie gar nicht kennen und der sie auch niemals gesehen hat. Vor und nach der Hochzeit sind sie nur für den Hauspfaffen und weibliche Verwandte sichtbar.

---

7. Die mohammedanischen Albanesen.

In den Städten und Ebenen, sowie in Unteralbanien haben die Mohammedaner das entscheidende Übergewicht. Wie überall im türkischen Reiche, behaupteten sie auch hier die Herrschaft, dünkten sich weit besser als die Christen und waren stolz bis zum Übermaß. Unter dem Anschein der Großmut verbargen sie ihre Habsucht, unter dem Scheine des Verachtens der Staatsposten ihren Ehrgeiz. Wenn sie vornehme Stellungen bekleideten, waren sie ebenso hochmütig und frech, wie demütig und unterwürfig, wenn sie nichts waren und nichts hatten. Übrigens läßt der Mohammedaner alle Schicksalsschläge geduldig und unverzagt über sich ergehen, denn nach ihm ist alles „Kismét" (Fatum) und ein Umschlag jederzeit möglich. Einen Schimpf läßt natürlich kein Mohammedaner ungerächt, und er folgt denselben Blutgesetzen wie die Gebirgsbewohner.

Dagegen muß man aber andererseits rühmend hervorheben, daß die Mohammedaner bisweilen anständiger, ehrlicher und freigebiger sind, als die Katholiken; ihr gegebenes Wort halten sie unverbrüchlich, die Gastfreundschaft steht so hoch wie in den Bergen, und für geleistete Dienste zeigen sie sich stets erkenntlich. Ein Mohamme-

daner würde sich eher in seinem Hause verbrennen lassen, als Jemanden ausliefern, der sich zu ihm geflüchtet hat. Dies geht so weit, daß einmal ein Mohammedaner einen zu ihm geflohenen Christen in seinem Harem versteckte, während man sein Haus durchsuchte, obwohl die Zaptjés ihn aufmerksam gemacht hatten, daß der Christ wegen Ermordung eines Mohammedaners verfolgt werde. Ein Bettler kann sicher sein, eher von zehn Mohammedanern Almosen zu erhalten, als von einem Katholiken.

Die Erziehung der mohammedanischen Kinder läßt alles zu wünschen übrig. Die ärmere Klasse genießt ebensowenig wie die katholische Schulunterricht. Der Vater lehrt seinen Sohn den Koran und die vorgeschriebenen Gebete; das ist alles. Mit zwölf Jahren nimmt er ihn zu sich in seine Bazarbude oder unterrichtet ihn in seinem eigenen Gewerbe. Die reicheren Mohammedaner, welche weder Handel noch Gewerbe treiben, geben ihre Söhne in das Medressé, wo sie unter der Leitung der Imáms und Hodžás höhere Koranstudien machen, sich auch wohl selbst zu solchen ausbilden. Fast alle lernen auch türkisch, da sie dies befähigt, Staatsstellen zu bekleiden. Das Hauptaugenmerk wird jedoch auf die Übung im Waffenhandwerk gelegt, denn die Mohammedaner sind sehr kriegerisch; aus ihnen rekrutierten sich stets die als Arnaúten bezeichneten Kerntruppen des türkischen Heeres.

Die mohammedanischen Mädchen werden nach den Vorschriften des Koran erzogen d. h. erhalten gar keine Erziehung. Bis zum zwölften Jahre gehen sie unverschleiert, dann müssen sie sich des Jašmáks bedienen. Reiche geben ihre Mädchen übrigens auch in die zu Škodra bestehende Mädchenschule, wo sie türkisch lernen. Von nun an haben sie gleich ihren katholischen Schwestern bis zu ihrer Heirat beständigen Hausarrest. Sie beschäftigen sich mit häuslichen Arbeiten, Nähen, Sticken und dergleichen und lernen frühzeitig sich schminken, überhaupt das Toilettemachen als Hauptsache zu betrachten. Nur sehr wenige haben unter der Leitung

alter sittenstrenger Frauen lesen und schreiben gelernt. Die Heirat vollzieht sich wie bei den Katholiken, ohne daß sich die Brautleute kennen. Dieser Gebrauch hat das einzige Gute, daß es im Orient keine alten Jungfern gibt. Sei das Mädchen auch noch so häßlich, so findet es seinen Mann, denn die Heirat ist lediglich Abmachung der Mutter.

Wenn wir also die verschiedenen Erziehungsarten in Albanien zusammenfassen, kommen wir zu folgendem Ergebnisse:

Im allgemeinen steht die Erziehung auf der niedersten Stufe. Das kleine Montenegro mit seinen 200 Schulen steht hoch über Albanien. Die Schulbildung, an welcher sich nur die männliche Stadtbevölkerung beteiligt, beschränkt sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Italienisch und Türkisch.

Wer mehr lernen will, muß in's Ausland gehen — dies fällt aber bis jetzt noch Niemanden ein. Das weibliche Geschlecht, sowie die Bergalbanesen, genießen gar keine Schulbildung, ja nicht einmal häuslichen Unterricht, einige wenige vornehme katholische und mohammedanische Frauen ausgenommen. Die Schulerziehung liegt in den Händen des Klerus und zwar des katholischen wie des mohammedanischen. Bei den Mohammedanern und Bergbewohnern wird bei der Erziehung des Knaben blos auf Kriegstüchtigkeit gesehen. Die Sprachkenntnisse beschränken sich bei den Bergbewohnern auf albanesisch, bei den mohammedanischen Städtern auf albanesisch und türkisch, bei den katholischen Städtern auf albanesisch und italienisch, bei den wenigen orthodoxen Städtern auf albanesisch und serbisch, bei den Zigeunern auf ihr eigenes Idiom, albanesisch und meistens auch noch türkisch, bei den Unteralbanesen auf griechisch und toskisch, manchmal auch türkisch und zinzarisch.

Im ganzen steht daher die Bildung der Albanesen auf der niedrigsten Stufe.

Die mohammedanischen Knaben zwischen 12 und 15 Jahren bilden Gesellschaften, welche sich gleich den

Erwachsenen Feste geben (Teferih), die gewöhnlich im März stattfinden. Zur Beschaffung der hierzu nötigen Mittel wird ein Ausschuß gewählt, der sich aus den schlechtesten und abgefeimtesten Menschen zusammensetzt. Dieser nimmt die Liste der Kameraden zur Hand, durchläuft damit die Straßen und belästigt so lange die Vorübergehenden, bis diese einige Piaster opfern, wobei besonders auf die Katholiken Jagd gemacht wird, weil diese als sklavisch feiges Gesindel bekannt sind. In der Tat wagen diese auch selten, Beiträge zu verweigern (so geizig sie sonst sind), aus Furcht, mißhandelt zu werden. Dann fallen die Ausschußmitglieder noch in die Häuser der Verwandten und Bekannten der Bundesglieder ein und erpressen durch ihre Unverschämtheit auch da Gelder. Sobald die nötige Summe beisammen ist, wird das Teferih durch ein Gelage eröffnet, dem turnerische Spiele folgen. Dabei werden Kampfspiele aufgeführt und Schlachten geliefert, bei welchen die Artillerie durch Steine ersetzt wird. Nachdem die eine Partei den Sieg erfochten hat und die meisten mit blauen Augen und grünen Flecken verziert sind, kehren die Sieger mit wehenden Fahnen heim, einen gräulichen Schlachtgesang brüllend, während die Besiegten sich beschämt wegschleichen. Selbstverständlich erzieht man dadurch ein ganz anderes Geschlecht, als die kümmerlichen Krämerseelen der Katholiken.

Die Mohammedaner sind im allgemeinen stattliche kräftige Gestalten, welche von den Katholiken vorteilhaft abstechen. Auch ihre Tracht ist hübscher und männlicher. Fast alle tragen die Fustanella, jenes bekannte, auch in Griechenland von der Landbevölkerung getragene Kleidungsstück, welches von den Hüften bis an die Knie reicht und in unzähligen Falten sich unterrockähnlich gestaltet. Je reicher der Mohammedaner, desto umfangreicher ist die Fustanella, deren es welche bis zu 750 Falten gibt! Unter der Fustanella wird eine Unterhose getragen, welche sich in die Gamaschen (Deslúk) verliert, die bei Reichen prachtvoll gestickt sind. Um den Leib wird der bunte

oder rote Gürtel (Sila) geschlungen, welcher die Waffen in sich birgt und als Tasche dient. Der Oberkörper ist über dem Hemd mit dem roten, schwarz- oder goldgestickten Džámadan bedeckt, dessen Teile sich übereinanderschließen. Über diese Weste wird dann entweder die Dólama gezogen, eine rote, goldgestickte Jacke, deren Ärmel rückwärts herabhängen oder zusammengeheftet werden, oder das montenegrinische Jélek, eine ärmellose, rote oder gelbbraune, schwarz- und goldgestickte Jacke ohne Ärmel. Der Fes dient als Kopfbedeckung, Babuschen als Schuhe; Strümpfe werden nicht getragen. Die religiösen Klassen der Mohammedaner tragen Turban, Kaftan u. s. w., kurz die alttürkische Tracht, wie man sie noch heute unter den Stockosmanlí Stambuls findet. Die armen Mohammedaner, welche nicht die Mittel zur Anschaffung einer Fustanella besitzen, helfen sich, indem sie das Hemd über den Unterhosen tragen, sodaß dessen Falten von einiger Entfernung einer Fustanella ähnlich sehen. Die sonstigen Kleidungsstücke beschränken sich dann auf ein einfaches schmuckloses Jélek.

Die mohammedanischen Frauen sind im allgemeinen hübsch, wohlgebaut, zur Üppigkeit neigend und mehr als mittlerer Größe. Auffallend ist ihre blendende Gesichtsfarbe, die indeß auch eine Folge der gebrauchten Wasser und sonstiger künstlicher Mittel sein kann.

Die armen mohammedanischen Mädchen tragen gewöhnliche kurze Röcke, eine Art gestickten Mieders, und ein violettgestreiftes Leintuch (Beníš), das von rückwärts über den Kopf gezogen wird, so wie die deutschen Bäuerinnen bei schlechtem Wetter ihre Röcke über den Kopf nehmen*). Wenn sie die Geschlechtsreife erreichen, müssen

*) Nur daß sie es nicht so machen, wie die Gräfin Zichy, die infolge Gelübdes mit ihrer Kammerfrau und einem Kammerdiener zu Fuß nach Rom pilgerte. Als es regnete, nahm sie ihre Röcke über den Kopf, so wie sie dies von den ihr begegnenden Bäuerinnen sah. Umsomehr staunte sie, als diese sich beständig umwendeten und kicherten. Endlich fragte sie den mit ernster Miene hinter ihr schreitenden Jean, weshalb die Bäuerinnen nur lachten? Jean erwiderte ernst: „Weil

die Mädchen den Beniš vor der Nase zusammenhalten, was gewöhnlich dadurch geschieht, daß sie die Ränder desselben in den Mund nehmen. Wenn sie keinen Mohammedaner in der Nähe sehen und einem Fremden begegnen, der ihnen gefällt, so wissen sie aber die Zipfel so meisterhaft loszulassen, daß man das Entflattern des Beniš wirklich für einen Zufall halten könnte — wenn es nur nicht gar so häufig geschähe. Die reicheren Mädchen zeigen sich nicht öffentlich. Ich muß übrigens erwähnen, daß ich viele zwölfjährige Mädchen von erstaunlicher Koketterie und Freiheit sah; man erzählte mir von ihnen, daß sie in diesem zarten Alter bereits den türkischen Offizieren zum Opfer gefallen seien.

Die ärmeren mohammedanischen Frauen, welche man im Bazar hocken und verkaufen sehen kann, sind gewöhnlich sehr luftig gekleidet. Ihre Tracht beschränkt sich auf Hemd und Unterhosen, sowie ein als Jašmák dienendes Tuch, das so eng an dem Kopfe anliegt, daß sich Nase und Lippen genau abzeichnen. Durchsichtig ist dieser Jašmák keineswegs, nach türkischen Begriffen sind diese Weiber also höchst anständig gekleidet — nach unseren jedoch weniger, besonders wenn man sieht, wie bei den hockenden Weibern manchmal Schlitze offen stehen.

Zu erwähnen sei noch, daß die Weiber barfuß gehen und die Unterhosen gewöhnlich nur bis zu den halben Waden reichen.

Nicht weniger anstößig (nach unseren Begriffen) ist die Kleidung der reicheren Mohammedanerinnen. Diese tragen ein Musselin- oder Gazehemd mit weiten gestickten

---

Eure gräfliche Gnaden die Röcke über dem Kopf haben" — „Aber das haben ja die Bäuerinnen selbst auch!" rief die Gräfin verwundert. „Ja, aber nicht auch das Hemd, wie Eure gräfliche Gnaden" Als die Gräfin entsetzt wahrnahm, daß sie tatsächlich auch das Hemd über den Kopf genommen hatte fuhr sie den Diener empört an: „Weshalb hat Er mir dies nicht gleich gesagt, statt so ruhig hinter mir her zu gehen?" Worauf sie die klassische Antwort erhielt: „Entschuldigen Euer gräfliche Gnaden, ich habe geglaubt, daß dies auch zu dem frommen Gelübde gehört."

Ärmeln und ebenso verzierter Brust, so durchsichtig, daß gar nichts verborgen wird; ferner feine durchsichtige Unterhosen, Babuschen und ein gesticktes, prächtiges Mieder, das die Stelle eines Schnürleibs vertritt und den Busen aufrecht hält. Da das Hemd gewöhnlich nur bis zum Nabel reicht, ist der Zwischenraum bis zum Rande der Unterhose nackt. So ist die Mohammedanerin zu Hause. Wenn sie ausgeht, wird dieser nackte Strich mit einem seidenen Gürtel verhüllt, die Frau zieht weite bis an die Knöchel reichende Pumphosen an, welche von glänzendem Stoffe verfertigt sind, ebenso eine gewöhnlich grüne, bei Älteren braune Seidenjacke von maurischem Schnitt, und schließlich das Feredžé, einen mantelartigen Überwurf. Der Jašmák ist ebenso durchsichtig, wie in Stambul. Was den Kopfputz betrifft, so sei erwähnt, daß die Haare in drei Teile geteilt werden. Der eine wallt über die Schultern, die beiden anderen werden zu Zöpfen geflochten um den Kopf gelegt und mit einem perlengeschmückten kleinen Fes bedeckt. Jetzt tragen die Reichen auch gestickte Strümpfe, während sie früher barfuß gingen.

Eine besondere Vorliebe haben die Mohammedanerinnen für Schmuck und Riechwässer. Ein Reif mit daranhängenden Gold- oder vergoldeten Silberstücken wird um den Scheitel gelegt, ein Diadem (Perišjan) mit einem Netz feiner Perlen vervollständigt den Kopfschmuck. Um den Hals winden sich Perlen- und Korallenschnüre, goldene Spangen zieren die Arme und legen sich um die Knöchel. Außer den Riechwässern steht noch die Schminke in starkem Verbrauche. Die Haare werden schwarz gefärbt, ebenso die Augenbrauen, denen sie kühne Bogenform verleihen, die Lippen werden rot, die Finger- und Fußnägel mit Henné gelb gemalt, Gesicht, Hals, Arme und was sonst entblößt ist, mit chemischen Wässern abgerieben, um die Haut geschmeidig und blendendweiß zu machen. Viele gehen so weit, sich sogar die Zähne zu färben. Dieses Schminken, das auch die Katholikinnen schwunghaft betreiben, richtet frühzeitig Haare, Teint und

Zähne zu Grunde, was nicht hindert, daß diese Mode sich hält. Eine anständige Mohammedanerin schminkt sich, so oft sie Besuche macht oder empfängt.

Bekanntlich ist das Weib im Orient die Sklavin des Mannes. In Albanien ist jedoch seine Lage bedeutend besser, als in den übrigen Teilen der Türkei oder Montenegros. Äußerlich heucheln zwar die Albanesen große Gleichgiltigkeit gegen das weibliche Geschlecht und besonders gegen ihre eigenen Weiber, aber in Wirklichkeit — unter vier Augen — behandeln sie ihre Gattinnen liebevoll und hören nicht selten auf ihren Rat. Besonders die Kinder hängen ungemein an ihrer Mutter, und man kann sagen, daß diese in inneren Angelegenheiten mehr das Haus lenkt als der Mann, welcher es schon unter seiner Würde findet, sich in solche einzumischen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Mohammedanerinnen nicht selten Beispiele hohen Mutes gegeben haben, ihre Männer auf das Schlachtfeld begleiteten und die Fliehenden in den Kampf zurücktrieben. Es gab früher in Škodra mehrere Weiber, die sich von ihren Männern hatten scheiden lassen, weil sich diese in der Schlacht nicht tapfer gezeigt hatten. Andere verstießen aus dem gleichen Grunde ihre Söhne. Denn das Ehrgefühl ist bei allen Škjipetaren (die katholischen Škodrianer ausgenommen) sehr entwickelt, so wie bei den Montenegrinern.

Eine eigentümliche Sitte, welcher sowohl die Mohammedaner, als auch die Maljisoren und einige wenige Stadtkatholiken huldigen, ist die Enthaarung. Die Mohammedaner tragen gewöhnlich nur lange Schnurbärte — blos die geistlichen Würden machen eine Ausnahme — und rasieren sich den Kopf bis auf eine Skalplocke*), wie ich dies schon früher bei den Maljisoren beschrieben habe. Außer Schnurrbart, Skalplocke und Augenbrauen ist aber bei den Mohammedanern jeder Haarwuchs am Körper

*) Die Skalplocke wird stehen gelassen, weil die Mohammedaner glauben, daß der Prophet sie nach ihrem Tode an derselben in das Paradies hineinziehen werde.

ausgerodet und ebenso bei den Frauen und Mädchen, welche nur Kopfhaare und Augenbrauen wachsen lassen dürfen. Dieses Enthaaren des Körpers muß übrigens Religionssitte sein, denn so viel mir bekannt, findet es nicht nur bei den Albanesen, sondern bei allen Mohammedanern des türkischen Reiches statt; also auch wahrscheinlich bei Arabern und Persern. Welchen Zweck es haben kann, ist mir nicht erklärlich*).

In ihren alten Tagen lassen sich die Mohammedaner gern einen Vollbart stehen, der, wie sie sagen, ihre Reue über die begangenen Sünden und ihre Bereitwilligkeit zu frommen Werken andeuten soll.

Die Mohammedaner sind im allgemeinen ernster und ruhiger als die Christen und daher auch weniger dem Gesang ergeben, als diese. Doch hört man die niedere Klasse oft Volkslieder singen. Die Vornehmen lassen sich auch häufig Zigeunermusiken kommen und Tänze aufspielen. Die Zigeuner spielen hier in derselben unergründlichen Art und so falsch, wie anderswo. Häufig begleiten sie auch die eintönigen Gesänge der Mohammedaner mit ihrem Spiel.

Die gebräuchlichen Instrumente sind: das Violon, gewöhnlich aus deutscher Fabrik stammend; die birnförmige Mandoline, welche 4—12 Metallsaiten enthält und mittels eines Federkiels gezupft wird; ein Flageolet mit zwei Mündungen; die Flöte; die baskische Támbura mit Metallkastagnetten (blos von Zigeunern bei Tänzen gebraucht); endlich ein eigentümliches Instrument (Támburica), Mittelding zwischen Mandoline und Streichzither, das ich noch am häufigsten in Škodra schnarren hörte. Der Klang ist melancholisch dumpf und leise klagend. Er wird, wenn ich nicht irre, durch Zupfen der Saiten hervorgebracht und gibt immer denselben Ton. Ein ähnliches Instrument hörte ich übrigens auch in anderen Gegenden

---

*) Ein Konsul behauptete, es geschähe, um — Filzläuse zu vermeiden.

der Türkei. Es dient lediglich zur Begleitung beim Singen der eintönigen Volkslieder.

Die Mohammedaner tanzen nicht selbst, sondern lassen diese Arbeit durch aufgenommene Zigeunerinnen besorgen. Gewöhnlich geschieht dies bei Festen. Dann treten die Tänzerinnen der Reihe nach in den Saal mit weiten weißen Musselinhosen und gestickter roter Jacke bekleidet, die Lenden mit einem Gürtel umschlungen, welcher die Hüften hervortreten läßt, in den Händen die Kastagnetten, welche sie über ihrem Kopfe schwingen und klappern lassen, die Haare aufgelöst über den Nacken fallend. Wenn sie im Gänsemarsch hereinmarschiert sind, machen sie im Saal die Runde und stellen sich dann vor dem Hausherrn oder dessen vornehmsten Gast auf. Den Kopf zurückgeworfen, die Hüften verrenkt, klettern sie nach türkischer Sitte mit der Rechten vom Bauche zur Brust, zum Munde und dann zur Stirne. Diese türkische Begrüßung wird dreimal wiederholt, worauf der eigentliche Tanz beginnt. Dieser besteht indeß lediglich aus Gebärden, Mienenspiel und Bewegungen, teils harmonisch und anständig, häufig jedoch abstoßend und unzüchtig. Jede Pause wird von den Zuschauern benutzt, ihren Beifall auszudrücken, was gewöhnlich in der Weise geschieht, daß man die betreffende Tänzerin zu sich kommen läßt und ihr auf die Stirne, Augen und Busen mit Speichel Geldstücke anklebt. Wenn eine solche Tänzerin jung und hübsch ist — wozu nach türkischen Begriffen vor allem Üppigkeit gehört — wetteifern die Zuseher im Ankleben der Geldstücke (besonders auf den Busen), so daß das Mädchen oft bedeutende Summen einheimst. Bei den Festen reicher Bejs oder wenn Franken anwesend sind, werden die Tänzerinnen vom Hausherrn bezahlt, oft sehr zum Bedauern manches Franken, der gerne den üppigen Busen einer Schönen beklebt hätte.

Hecquard erzählt, daß die Mohammedaner alljährlich in den ersten Tagen des Juni zum Grab eines heiligen Pašá (Muja Baba) wallfahrten, das sich unweit Dri-

vasto befindet, bei dessen Belagerung er seinen Tod gefunden habe. Ich war nun zu jener Zeit in Skodra, habe jedoch nichts davon vernommen. Da es indeß möglich ist, daß die Wallfahrt trotzdem noch stattfindet, will ich Hecquards Beschreibung derselben wiedergeben:

„Der Tag beginnt mit Gebeten und der Verteilung von Geld und Lebensmitteln an die Armen, endet hingegen mit Orgien, bei welchen die Gegenwart der tanzenden Zigeunerinnen, sowie der reichliche Genuß von Schnaps häufig blutige Streitigkeiten verursachen. Dieser Heilige steht bei den Mohammedanern in großer Verehrung. Sie schreiben ihm wunderbare Heilungen zu. Selbst Christen nehmen oft zu ihm ihre Zuflucht und wie die Mohammedaner behaupten, erhört er auch ihre Wünsche, wenn er in ihrem Herzen den geheimen Wunsch erkennt, den Islam anzunehmen".

Am Bajram und Kurban-Bajram pflegen sich die Mohammedaner gegenseitig Besuche und bisweilen auch Geschenke zu machen. An diesen Tagen ziehen sie auch ihr mohammedanisches Gesinde zur Tafel.

Zu den Lieblingsbeschäftigungen der Mohammedaner gehört die Jagd auf Wildschweine und Hasen, sowie auf Wasservögel. Die reichen Bejs halten sich daher häufig eine abgerichtete Meute. Im Winter vereinigen sie sich zu gemeinsamer Teichjagd. In zwei Partien geteilt, durchstreifen sie beide Ufer des Skodra-Sees und schießen Wildenten in solcher Menge, daß deren Köpfe zu Sommerpelzröcken verwendet werden. In früheren Zeiten huldigte man auch der Falkenjagd ganz nach Art und Weise der mittelalterlichen Burgherren, doch ist dieser Sport seit fast einem Jahrhundert in Vergessenheit geraten.

Die vornehmen Mohammedaner führen keine schlechte Küche, besonders wenn Franken zu Tische geladen sind, denn jeder setzt einen gewissen Ehrgeiz hinein, dem Gast eine hohe Meinung von seinem Hause beizubringen. Schon bevor man sich zu Tische setzt, werden Vorspeisen, d. i. Aufgeschnittenes, Backwerk, Früchte, Raki (Schnaps)

auf silbernen Platten herumgereicht. Nachdem allem, besonders aber dem Rakí tüchtig zugesprochen worden, den die Albanesen oft literweise hinter die Binde gießen, wird Wasser zum Reinigen der Hände gebracht. Dann stellt man die Tafel auf, eine riesige Kupferplatte auf einem mit Malereien oder eingelegten Verzierungen ausgestatteten Tischchen. Als Tischtuch wird ein Teppich über die Platte gebreitet, um welche sich die Gäste im Kreise mit gekreuzten Beinen setzen — selbstverständlich nicht auf Stühlen, sondern auf den mit einem Teppich bedeckten Fußboden oder niedere Kissen. Ein endlos langes schmales Tuch wird so um den Tisch gelegt, daß jeder Anwesende dasselbe auf den Knieen ruhen hat. Eine Serviette hängt außerdem jedem Gast über die rechte Schulter:

Ich setze hier eine kleine Speisenfolge her:

Čorba (Suppe), S k a p*) oder T h i t (Schaf oder Ziege), Balik, P i š k u (Fisch), Š o t (Ente), Kajgana (Omelette), P a t (Gans), S k o p (Hammel), Süd, Tere [jagí] (Milch, Butter), Kebáb (Braten), P a s t e r m a h a (Salzfleisch), Penhír, D j a t h (Käse), Jumnota, V e t (Eier), P e l j u m b a (Taube), Pilav (Hühnerreis), Jemiš (Obst) Uzúm Trauben, Emrúd Birnen, Elmá Äpfel, Kurmá Datteln, Žeftalü Pfirsiche, Erik Pflaumen, Kavé (Kaffee), Limonata, Rakí, Mastig (Liqueur), Rosensyrup 2c.

NB. Das Mittagessen heißt bei den Albanesen Drek, das Abendessen Dark.

Das Schaf oder die Ziege, welche nach der Suppe aufgetischt wird, kommt gewöhnlich im Ganzen gebraten herein und ist mit Reis oder Rosinen ausgestattet. Der Pilav wird auf verschiedene Weise bereitet. Gewöhnlich gibt man in den dick gekochten Reis**) zerlassene Butter,

*) Die gesperrten Namen sind albanesische; alle anderen türkische.

**) Wenn Reis g u t schmecken soll, so muß er (ebenso wie Maccheroni) ziemlich h a r t gekocht sein und zwar mit Paradiesäpfeln (Tomaten) und Parmesankäse, was man in Deutschland u. a. nicht-italienischen oder nichtorientalischen Ländern nicht zu wissen scheint, weil man mir dort meist b u t t e r w e i c h e n Reis und p a p p a r t i g e Maccheroni (ohne Paradiesäpfel) vorsetzt, die ganz geschmacklos sind.

zerschnittenes Huhn, bisweilen auch gehacktes Hammelfleisch, Erbsen, Zwiebeln, Speck u. dergl. Ich habe ihn auch schon mit Paradiesäpfeln (Tomaten) und Parmesankäse gegessen, in welcher Zubereitung er mir am besten schmeckte. Doch findet man letztere Abart nur in frankisierten Häusern großer Städte.

Dem Gaste bleibt die Ehre vorbehalten, jeder Schüssel zuzusprechen und will er seinen Wirt ehren, so muß er sich von allem nehmen. Dies fällt oft schwer, denn erstens gibt es eine Menge albanesische Speisen, deren Name mir entfallen ist und die zuweilen ganz unappetitlich aussehen, und dann kann es ja sein, daß der Gast manche Speisen nicht vertragen kann. Übrigens folgen sich die Schüsseln so schnell aufeinander, daß selbst der reichhaltigste Drek nicht länger als eine Stunde dauert. Jede Speise wird mit einem Bismillá (Im Namen Gottes) genommen und der Gast gibt das Zeichen zum Wegräumen der Schüssel. Gegessen wird in Ermangelung von Gabeln mit den bloßen Fingern und zwar der rechten Hand, da sich die linke, als zu unreinen Verrichtungen dienend, nicht über dem Tische sehen lassen darf. Nach dem Pilav oder Jemíž wird wieder Wasser zum Reinigen der Hände gereicht und dann Kaffee und Čibúks vorgesetzt.

Die Wohnhäuser der Mohammedaner weisen gewöhnlich eine einzige Front auf, deren beide Enden bisweilen pavillonartig vorspringen. Der dem Hofe zugekehrte Raum zwischen diesen ist von breiten, gegen den Hof geöffneten Galerien (Divân-hané) eingenommen, nach welchen sich alle Zimmertüren öffnen. Sie bilden die Hauptpulsadern des häuslichen Verkehrs und dienen nicht nur dem Gesinde, sondern bei warmem Wetter häufig auch der Herrschaft zum Aufenthalte. Zu diesen Galerien führt eine breite an die Vorderseite angebaute und durch einen Dachvorsprung gedeckte Holztreppe. Die Räume des untersten Stocks dienen zu Stallungen, Holz- und Kohlenvorratskammern, die des zweiten meist sehr niederen Stockwerks (bei Reichen) zu Küche, Vorrats-

kammern und Schlafzimmern der Dienerschaft, so daß die Wohnstätte des Herrn sich auf das dritte und höchste Stockwerk beschränkt. Weniger Vornehme haben natürlich nur zweistöckige Häuser. Hier aber besteht der Hauptgegensatz des morgenländischen und abendländischen Hauses darin, daß die Gemächer des ersteren durchaus keine abgeschlossenen Welten bilden und auch nicht als solche betrachtet werden. Der Begriff des eigenen, einem Familiengliede angehörigen Zimmers fehlt eben so gut wie die Unterscheidung in Wohn-, Speise-, Arbeits- und Schlafzimmer, und das Bedürfnis der zeitweisen Absonderung des Einzelnen von dem allgemeinen Hausleben ist vollkommen unbekannt. Der Morgenländer lebt in seinem Hause in ebenso unablässiger Gemeinschaft mit Anderen, wie in seinem Zelte, und darum bleiben auch alle Türen stets offen. Man verhängt sie zum Schutze gegen die Kälte mit dicken Teppichen, die der Aus- und Eingehende wie einen Vorhang aufhebt und hinter sich fallen läßt, und wenn es einem Fremden beikommt, seine Zimmertür zu schließen, so fragt man sich im Hause erstaunt, was ihn wohl zu einer so ungewohnten Handlung bewogen haben könne. Der Harém ist genau nach demselben Plane gebaut, wie das Herrnhaus (Selamlík, Begrüßungs- oder Besuchshaus). Wenn daher auch, im Falle dort mehrere gleichberechtigte Frauen zusammenhausen, jede ihr eigenes Schlafgemach hat, so findet doch im Ganzen dasselbe Gesamtleben statt. Ereignet es sich nun, daß Hader unter ihnen ausbricht, so ist kaum an einen Waffenstillstand zu denken, weil sich die Streitenden nicht von einander abscheiden können, doch gehört die Vielweiberei, wenigstens in der europäischen Türkei, zu den seltensten Ausnahmen. Hoch und Nieder begnügt sich hier, eben so gut wie im Abendlande, (wo uns schon eine Frau zu viel ist!) mit einer gesetzlichen Ehefrau, wenn auch das sittliche Verhältnis des Herrn zu der weiblichen Dienerschaft des Harems, gleichviel ob Sklavin oder Frau, durchaus nicht so rein gedacht werden darf, wie dies bei uns in der Regel der Fall ist.

Gewöhnlich steht das **Haus** in der Mitte eines kleinen, von hohen Mauern umgebenen Gartens. Die Fenster sind meistens mit Eisengittern, jene des Harêms überdies immer mit einem dichten Holzgitter versehen, durch das man von außen nicht einmal ein dicht dahinter befindliches Gesicht erkennen könnte.

Einzelne mohammedanische Häuser von Škodra sind im Innern mit maurischen Malereien und Schnitzereien geschmückt. Diese sind jedoch ohne künstlerischen Wert, da die Verfertiger ihr Hauptaugenmerk auf eine recht schreiende Zusammenstellung von rot, grün, blau und gelb gerichtet hatten und darüber übersahen, daß die Blumen ganz unmögliche Gattungen vorstellen, die Vögel größer als die Häuser sind u. dergl. Kleinigkeiten.

Bezüglich der inneren Einrichtung der mohammedanischen Häuser herrscht eine rührende Einfachheit. Man ist nicht über die Anfangsgründe wirklicher Bequemlichkeit hinaus. Im Divân-hané befindet sich ein hölzerner Waschtisch, vor dem man Toilette macht, das schmutzige Wasser ruhig in den Hof schüttend. Im Harêm gibt es bloß Ottomanen und Kissen, Toilettespiegel und einen Wandschrank für Kleider und Wäsche. Im Selamlik laufen an den Wänden rundherum gepolsterte Bänke, oft mit kostbaren Teppichen verkleidet und mit Polstern versehen.*) An den Wänden sind kostbare Waffen auf-

---

*) Nur sind letztere manchmal trügerisch. In dieser Beziehung dürfte den Lesern die Beschreibung meiner zweiten Wohnung in Škodra ergötzen, wie ich sie in meinem „Oberalbanien" S. 167 gab:

Mein neues Zimmer war groß und geräumig. Längs den Wänden liefen weiße Kissen, die sich so schwellend orientalisch ansahen, daß ich mich mit der vollen Schwere meines Körpers in dieselben fallen ließ. Glücklicherweise bin ich nicht von Glas, sonst wäre ich wohl in tausend Scherben zerschellt; so aber waren einige blaue Flecke alles, was mich künftig an die Notwendigkeit erinnerte, „schwellende orientalische Kissen" vorher zu untersuchen, ob sie nicht eigentlich aus weiß überzogenen **Brettern** beständen!

Wahrscheinlich behufs besserer Ventilation wies der Fußboden ein Loch auf, groß genug, um ein kleines Kind durchkriechen zu lassen. Es gewährte mir interessante Einblicke in das unten liegende Gewölbe.

gehängt, auf einem Tische steht das wertvolle Geschirr, bei Reichen von Gold und Silber, bei Ärmeren von Zinn und Kupfer. Der Boden ist hier wie im Harem teils mit Teppichen, teils mit Matten belegt. Bei der Eingangstüre befindet sich ein Ort zum Abstreifen der Fußbekleidung. Ein Wandschrank enthält Matratzen und Decken für Gäste. Weil alles mit gekreuzten Beinen sitzt, sind Stühle überflüssig.

Da der Koran die Rechtgläubigen besonders zur Reinlichkeit anhält und ihnen Bäder und Waschungen in bestimmter Zahl vorschreibt, ist es nur selbstverständlich, wenn sich die Bäder besonderen Zuspruches erfreuen. In Skodra sind jedoch die öffentlichen Bäder so elend und schmutzig, daß ich niemandem raten kann, dort ein Bad zu nehmen.

Obwohl jeder Harém Badewannen zum Gebrauche der Frauen besitzt, ziehen es diese doch vor, an den für sie bestimmten Tagen (Freitag und Sonntag) gemeinsam im öffentlichen Bade zusammenzukommen. Das ist für die Klatschbasen ein riesiges Vergnügen. Manche bringen daselbst den ganzen Tag zu, rauchend, naschend, Limonade oder Kaffee trinkend, lachend, scherzend und auf den Polstern „Kef" machend.

Was für die Weiber das Bad, das ist für die Männer der Bazar. Hier treiben sich diese fast den ganzen Tag herum, mit den Nachbarn plaudernd, rauchend, Geschäfte abschließend oder — Aufstand planend, wenn es darauf ankommt, die Vorrechte zu wahren.

Das Bett stand frei im Zimmer, um dem Eindringen von Skorpionen zu wehren. Dies hinderte indeß nicht, daß ich bei meiner Abreise 14 Skorpionstiche am Körper aufzuweisen hatte. Eine Türe, welche weder Schloß noch Riegel, dafür aber eine Unzahl Löcher und Spalten aufwies, führte von meinem Zimmer in den — Harém, der natürlich nach der Gasse zu mit dichtem Holzgitter versehen war. Wenn ich hinzufüge, daß des Wirtes schönes achtzehnjähriges Töchterlein Angelina meine Nachbarin war und daß die Verbindungstüre bei heftigem Zuschlagen der Eingangstüre häufig von selbst aufsprang, brauche ich nicht erst zu erklären, ob ich mit meiner neuen Wohnung zufrieden war oder nicht.

Des Morgens begeben sich die Männer aus der Stadt nach dem oft eine gute halbe Stunde von derselben entfernten Bazar. Bevor jedoch die eigentlichen Handelsgeschäfte beginnen und die Buden geöffnet werden, verbringen die Albanesen ein paar Stunden in den Kaffeehäusern, die Tagesereignisse, Politik u. dergl. besprechend, aus den Fildžans (kleine Kaffeeschalen) schlürfend und den Čibúk oder das Nargilé (Wasserpfeife) rauchend. Des Tags über hocken die Kaufleute in ihren Buden, die Andern spazieren durch den Bazar, besehen sich die Buden und deren Inhalt, feilschen um dies und jenes, statten ihren Bekannten Besuche ab und schlürfen fortwährend Kaffee.

Abends werden die Buden gesperrt und den Kulúks die Bewachung des Bazars anvertraut. Alles kehrt in die Stadt zurück, wo sich die Mohammedaner in den Höfen der Moscheen versammeln und ihre Gespräche über Politik und Tagesereignisse fortsetzen. Hier werden auch gewöhnlich die Verschwörungen und sonstige gesetzwidrige Handlungen verabredet. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang sind die Straßen leer; alles hat sich in die Häuser zurückgezogen, und ein Fremder könnte glauben, durch die Gassen einer Totenstadt zu schreiten. Nur die Zaptjé-Patrouille durchstreift die Straßen und verhaftet unnachsichtlich jeden, der nach dem letzten Gebetsschreien des Muezín ohne Laterne auf der Straße betroffen wird.

Die Mohammedaner sind fast ebenso abergläubisch wie die Katholiken. Sie glauben an Bergfeen (Vile) und Džinnen (böse Geister). Letztere halten sich unsichtbar in den Häusern auf, stellen die Möbel, besorgen die Tiere (besonders die Pferde, deren Mähnen sie nächtlicherweile kämmen). Andere bewohnen die Flußgegenden und nehmen oft die Gestalt junger Mädchen an, um den einsamen Wanderer irre zu führen und in das Wasser zu locken. Denn der Mann ist bekanntlich schwach und die Mädchen verstehen sich in der ganzen Welt auf das Anlocken und Verlocken der arglosen Männer.

Hecquard erzählt, daß zu seiner Zeit (Mitte der fünf-

ziger Jahre) in Škodra ein Albanese behauptete, er sei mit einem Džin verheiratet, der ihm alles Geld und alle gewünschten Kostbarkeiten liefere. Er konnte selbst die seltensten der ihm gezeigten alten Münzen sofort verdreifachen und auch einen Diener entbehren, da ihm der Džin sofort jeden Wunsch erfüllte. Dafür war der Džin ungemein eifersüchtig und bedrohte jede in das Haus des Mannes tretende Frau mit dem Tode. Natürlich war der Betrüger nur ein geschickter Taschenspieler, der indeß mit seiner Rechnung auf den Aberglauben seiner Landsleute das beste Geschäft machte.

Die Vila, bei den Serben eine gute Bergfee, ist bei den Albanesen eine gewandte Reiterin, bald gut und in Gestalt einer reizenden jungen Frau, bald böse und in Gestalt der Medusa.

Die Mohammedaner fürchten unter allen Albanesen am meisten den bösen Blick. Wenn ein Kind, Tier, Baum usw. kränkelt oder zugrunde geht, ohne daß man eine besondere Ursache dafür anzugeben weiß, so ist es eine Folge des bösen Blickes. Als Schutz gegen diesen werden den Bäumen rote Lappen, den Kindern Amulette umgehängt, die Männer tragen Hörner von bestimmten Tieren bei sich (ungerechnet die ihnen von den Gattinnen aufgesetzten) und solche werden auch um den Hals der Pferde gehängt. Man darf auch kein mohammedanisches Kind loben oder preisen, ohne die Phrase hinzuzusetzen „Mašallá!" (So Gott will!) Würde man dies nicht tun und dem Kinde geschähe später etwas, so hätte der Betreffende die Schuld und würde gewaltig schief angesehen werden.

Die Mohammedaner werden ohne Sarg begraben und mit unverhülltem Gesichte zum Friedhof getragen. Der Leichenzug verlängert sich ins Unendliche, denn in dem Glauben, jeder Schritt, hinter einem Leichenzuge gemacht, befreie sie von einer begangenen Sünde, schließen sich alle an, welche ihm begegnen.

Beim Grabe angelangt, nehmen die Verwandten den Leichnam und legen ihn so in die Grube, daß er nach

Osten blickt. Der Imám leiert einige Gebete herunter, dann kehrt alles in das Trauerhaus zurück, wo man beim Totenschmaus sich vergnügt.

Die Mohammedaner betrachten es bekanntlich als religiöse Vorschrift, sich zu beweiben, weil Mohammed in einer Sure des Korans sagt: „Schließt mit jenen Weibern Ehe, die zu heiraten euch erlaubt ist.“ Demnach gehört ein alter Junggeselle bei den Mohammedanern zu den größten Seltenheiten; es sei denn, daß er zu arm ist, um eine Frau ernähren zu können. Der Šeriját (Religionsgesetz) erlaubt jedoch den Rechtgläubigen nur Frauen zu nehmen, welche folgende Bedingungen erfüllen: 1. Sie muß dem Islam angehören. 2. Sie muß entweder Jungfrau oder Witwe oder rechtlich von ihrem ersten Gatten getrennt sein. 3. Sie muß die Geschlechtsreife erlangt haben. (In Albanien wird dafür ein Alter von 12 Jahren für genügend erachtet.) 4. Sie muß gut beleumdet und ihre gesellschaftliche Stellung jener des Mannes gleich sein. Bezüglich des ersten Punktes nimmt man es jedoch in Albanien nicht so streng, denn es geschieht nicht selten, daß mohammedanische Škjipetaren Christinnen heiraten und diesen erlauben, ihrer Religion treu zu bleiben.

Im Koran findet sich unter anderem Wunderbaren auch folgende Stelle: „Der Ehebruch mit den Augen ist ein viel schwereres Verbrechen, als der tatsächlich vollbrachte. Kein Mann darf das Gesicht eines Weibes sehen, das nicht seine Gattin, Mutter oder Schwester ist. Aber auch letztere darf er nicht ansehen, wenn ihn bei ihrem Anblick unlautere Gedanken beschleichen. (!) Deshalb darf sich das Weib unter keinerlei Umständen vor einem Manne entschleiern, und wenn ihr bei dem Anblick desselben unlautere Gedanken einfallen, so hat sie die Augen niederzuschlagen.“

Nach diesem Gebote ist es selbstverständlich, daß der Bräutigam das Gesicht seiner Verlobten vor der Hochzeit

nicht sehen kann und daher auch eine Heirat aus Liebe, wie bei uns, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Es ist allerdings richtig, daß man es in manchen Gegenden des osmanischen Reiches mit dem Gebote des Korans nicht so genau nimmt. In Konstantinopel z. B. ist der Jašmák so dünn und durchsichtig, daß er so viel wie gar nichts verbirgt und man jede Bekannte ohne Schwierigkeit erkennen könnte. Dagegen nehmen es viele Mohammedanerinnen wieder sehr genau und es gibt sogar viele öffentliche Dirnen, die ihr Gesicht um keinen Preis entschleiern würden*). Ob dabei nicht etwa der Umstand ins Gewicht fällt, daß die betreffenden Dirnen alt und häßlich sind, will ich nicht untersuchen. Soviel habe ich jedoch auf meinen Reisen im Orient entdeckt, daß gerade die alten Weiber ihre Mumienzüge sorgfältig versteckt halten, die jungen Mädchen jedoch gern „zufällig" den Schleier lüften, und beide tun meiner Meinung nach recht daran. In manchen Gegenden, z. B. in Smyrna, werden die armen Frauen gezwungen, schwarze Drahtmaulkörbe zu tragen, die es absolut unmöglich machen, auf das Alter oder Aussehen der Trägerin einen Schluß zu ziehen; in Arabien, Syrien, Ägypten, Algerien, Tunesien und Marokko fand ich meistens das Gesicht mit einem dichten schwarzen Vorhang verhängt; in Albanien hingegen begnügen sich die Vornehmen mit einem dünnen Stambuler Jašmák; die armen Mohammedanerinnen verhüllen ihr Gesicht mit einem undurchsichtigen groben Leinentuche.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Sache zurück. Nachdem ein mohammedanisches Mädchen aus gutem

*) 1878 hatte ich durch Vermittlung des späteren Hauptschriftleiters der „Straßburger Post", Pascal David, in Konstantinopel Gelegenheit, in den Kiöšk eines Pašá eingeschmuggelt zu werden, wo mich eine seiner Frauen zu sehen gewünscht hatte. Es gab vorher einen heftigen Auftritt, weil ich darauf bestand, das Gesicht entschleiert zu sehen! Und doch war dieses, wie sich dann herausstellte, von auffallender Schönheit! Es mußte sich somit tatsächlich alle Scham nur auf das Gesicht beschränkt haben!

Hause sich niemals öffentlich zeigt (nur jene der ärmeren Familien kann man auf der Straße sehen und selbst deren Freiheit wird nach eingetretener Geschlechtsreife beschränkt), gehörte es zu den Unmöglichkeiten, selbiges zu verheiraten, wenn nicht die weiblichen Verwandten wären. Sobald der mohammedanische Jüngling sein 18. Jahr erreicht hat, denkt gewöhnlich seine Mutter oder verheiratete Schwester (im Notfall tut es auch eine alte erfahrene Muhme) daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Wenn sie unter den ihr bekannten Familien kein Mädchen findet, das würdig wäre, ihre Schwiegertochter zu werden (was aber schwer glaublich ist), so hat sie das Recht, in das nächstbeste Haus zu treten, die Frau zu besuchen und zu fragen, ob heiratsfähige Mädchen vorhanden sind. Auf die bejahende Antwort läßt sich die Mutter dieselben (oft hüllenlos) vorstellen, und wenn ihr eine davon gefällt, beginnt sie die Hausfrau um ihre Verhältnisse auszufragen. Lauten die Antworten befriedigend, so teilt die Mutter ihrerseits der Hausfrau alles mit, was dazu dienen kann, die guten Eigenschaften ihres Sohnes in das richtige Licht zu setzen und ebenso die Ehre und die Vorteile, welche eine Heirat des Mädchens mit ihm böte. Wenn die Hausfrau davon überzeugt ist, so folgt sie der Einladung der Mutter, besucht diese, sieht sich durch das vergitterte Haremfenster den Sohn an, und wenn sie von dem Gehörten und Gesehenen befriedigt ist, gibt man sich gegenseitig das Eheversprechen. Weder Sohn noch Tochter werden dabei gefragt. Nachdem sie sich gegenseitig nicht kennen, ist es ihnen auch ganz gleichgültig, und sie verlassen sich in dieser Beziehung ganz auf den Geschmack und das Urteil ihrer beziehungsweisen Mütter.

Selbstverständlich darf kein gesetzliches Ehehindernis bestehen. Solche aber sind: 1. wenn der Bräutigam schon vier rechtmäßige Frauen hätte; 2. wenn die Braut vor Zeugen erklärt, daß sie nicht freiwillig die Ehe eingehen würde. Doch hat zu einer solchen Erklärung (die überhaupt nur äußerst selten abgegeben wird) nur eine groß-

jährige Braut Berechtigung; eine minderjährige hat keinen Willen; 3. wenn eine der vier oben angeführten Bestimmnugen des „Serijat" nicht vorhanden ist; 4. wenn es bekannt ist, daß Braut oder Bräutigam wahnsinnig, hinfällig (bezw. zeugungsunfähig) oder mit einer an-steckenden Krankheit behaftet ist; 5. wenn die zu Ver-heiratenden Verwandte sind.

Bezüglich des letzteren Punktes hat man jedoch in Albanien ganz eigene Ansichten. Die beiden Familien dürfen seit Menschengedenken nicht mit einander ver-wandt gewesen sein. Die Verwandten selbst der Amme sind von der Ehe in der betreffenden Familie ausgeschlos-sen. Auf dem Lande und in den Bergen heiraten die Mit-glieder mancher Stämme oder Barjaks niemals unter sich, weil sie behaupten, von gemeinsamen Vorfahren ab-zusammen. In den Städten dürfen die beiderseitigen Familien niemals mitsammen verschwägert gewesen sein, wobei auch die Verwandten der eingeheirateten Weiber mit einbezogen sind. Wenn ein Mohammedaner mehrere Frauen nimmt, so dürfen dies niemals Schwestern sein, noch Nichten einer seiner Frauen oder auch Verwandte von Weibern, mit denen er ungesetzliche Verhältnisse unterhal-ten hat. Also auch niemals Verwandte seiner Kadinen und als Beischläferinnen benutzten Sklavinnen.

Ist alles in der Ordnung, so wird der Vermählungs-tag bestimmt und die Ehe vor dem Kadi abgeschlossen. Er befragt das Brautpaar um seine Zustimmung und fleht dann den Segen des Himmels auf dasselbe herab. Es ist auch gestattet, durch Vertretung zu heiraten: nur muß in diesem Falle der abwesende Teil durch zwei Zeugen ver-treten sein (selbstverständlich mohammedanische), und wenn er minderjährig ist, durch seinen Vormund. Als solcher gelten der Vater, Bruder oder Onkel für den Mann, der Herr für den Sklaven, die Mutter für das Mädchen. Doch verdient bemerkt zu werden, daß nur bei dieser Gelegenheit die Mutter als Vormund gilt; sonst kann sie niemals diese Stelle bekleiden.

Nachdem der Kadi sein Gebet hergeleiert hat, wird der Ehevertrag unterzeichnet. In diesem ist der Betrag festgesetzt, den der Bräutigam für seine Frau zahlt, sowie die Mitgift, welche letztere mitbekommt: diese besteht jedoch lediglich in einer Ausstattung, d. i. Kleidern, Wäsche, Schmuck, selten Gerätschaften.

Nachdem der Vertrag unterfertigt ist, drücken sowohl der Kadi wie auch die Beistände und Vormünder ihre Siegel bei und die Ehe ist gesetzlich vollzogen. Der Bräutigam hat das Recht, seine Frau von diesem Augenblick an zu sich zu nehmen, sobald es ihm beliebt. Sollte ihn die Ehe jetzt gereuen, so steht es ihm frei, sich von ihr sogleich wieder scheiden zu lassen, bevor sie sein Haus betreten hat: in diesem Falle hat er ihr nur die Hälfte des vereinbarten Betrags zu zahlen. Jedoch kommt derlei selten vor, weil ein solcher Fall unzweifelhaft die Blutrache seitens der Verwandten der Verschmähten nach sich ziehen würde.

Der Hochzeitszug, welcher die Braut in die Wohnung ihres jungen Gatten geleitet, ist gewöhnlich (besonders bei Reichen) eindrucksvoll. Die Gäste, deren oft bis zu mehreren Hunderten eingeladen werden, sind sämtlich in ihren prächtigsten Trachten erschienen. Da wird das Auge von dem Glanze der blitzenden Waffen, der mit funkelndem Golde besetzten bunten Gewänder förmlich geblendet. Insgesamt sind die Geladenen auf ihren besten prachtvoll aufgezäumten Pferden erschienen und tummeln sich jetzt vor dem Hause. Ein weißer Zelter mit kostbarem Geschirr ist dazu bestimmt, die Braut zu tragen. Diese wird dicht verschleiert in den Sattel gehoben, die Musikanten beginnen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Reiter stoßen übermütige Rufe aus und bemühen sich ihre Reiterkunststücke zu zeigen, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung. Auf jedem freien Platze wird Halt gemacht und der Braut zu Ehren das Dzerid-Spiel aufgeführt. Während des Marsches bilden die Freunde des Bräutigams den Vortrab, jene der Braut den Nachtrab. In der Mitte

befindet sich die junge Frau, im Sattel durch zwei ihrer Verwandten festgehalten. Ein Diener führt den Zelter. Hinter diesem kommen die dudelnden Musikanten und die „Sänger", mit gräulichen Stimmen um die Wette brüllend. Entsetzt fliehen alle Vorübergehenden und drücken sich scheu an die Häuser, um nicht niedergeritten zu werden.

Vor der Wohnung des Bräutigams angekommen, wird die Braut sorgfältig vom Pferde gehoben und von den Weibern in das Brautgemach geführt. Von den Gesängen, welche während des ganzen Zuges gesungen werden, hat Hecquard eine Übersetzung gegeben, welche ich mir hier wiederzugeben erlaube. Wenn die Braut abgeholt wird, singen die Verwandten: „Möge dein Weg glücklich sein, Ältester der Geladenen! Wende dich rechts; wenn du eine schöne Gattin bringst, mögen die Süßigkeiten und das Backwerk, welches man dir darbieten wird, deinem Herzen süß sein. Bringst du jedoch eine häßliche und ungestaltete Frau, so seien dir die Süßigkeiten bitter."

Unterwegs, wenn schon die Braut geführt wird, singt man: „Die Gattin ist unterwegs, sie ist eine sich öffnende Nelke. Die Gattin steht vor dem Tore; sie ist eine duftende Nelke. Die Gattin ist im Hofe; sie ist eine aufgeblühte Rose. Die Gattin ist auf der Stiege; ihre Stirn ist weiß wie Jasmin. Die Gattin ist schon im Saale; ihr Hals ist geneigt wie eine Lilie. Vergieße keine Tränen, o Gattin! — O ich habe schon genug geweint, mein Gatte, denn ich mußte meinen Vater verlassen und werde niemals zu ihm zurückkehren!"

Wenn sodann die Begleiter der Braut sich zurückziehen, wird gesungen: „Haltet, meine Brüder, haltet! Die Gattin hat euch einen Auftrag zu geben. Wartet noch ein wenig! Grüßet mir meinen Vater und meine Brüder! Haltet, haltet! Grüßet mir meine Mutter und meine Schwestern! Sagt ihnen, daß mein Herz sie niemals vergessen wird. Haltet, haltet! Sagt ihnen, das der Abendwind ihnen stets die Gebete überbringen wird, welche ich für sie zum Himmel senden werde. Haltet, haltet!"

Sobald die Gattin bei dem Gatten angekommen ist, wird gesungen: „Du bist verloren; was suchst du, Gattin? — Die Tür des Gatten! — Was gibst du mir, Gattin, wenn ich sie dir zeige? — Nett gefaltete und schöngestickte Hemden, mein Gatte! — Für diese danke ich dir nicht, o Gattin! denn ohne dich darum zu fragen, werde ich sie dir nehmen!"

Einmal verheiratet wird die Frau die Sklavin ihres Mannes. Denn der Koran sagt: „Die Frauen müssen ihren Pflichten nachkommen, aber auch die Männer nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit sich ihnen gegenüber betragen. Doch kommt stets dem Gemahl die Herrschaft über die Frau zu." Der Koran geht in bezug auf das eheliche Leben in die genauesten Einzelheiten ein. Alles ist geregelt, so daß der Mann niemals im Zweifel über seine Rechte und Pflichten sein kann. Der Koran verpflichtet ihn zur Ernährung seiner Frau; er muß sie kleiden und beherbergen und mindestens zweimal monatlich seiner Gattenpflicht nachkommen, widrigenfalls ihn die Frau beim Kadi verklagen und dazu verhalten lassen kann. Seine Weigerung wäre Scheidungsgrund.

Hat der Mann mehrere Frauen, so ist jede derselben berechtigt, ein eigenes Gemach zu beanspruchen. Wenn er der einen Gattin ein Geschenk macht, so müssen auch die anderen auf Verlangen dasselbe erhalten, und der Gemahl darf niemals der einen Frau etwas abschlagen, was er der andern gewährt hat. Diese lästigen Bestimmungen mögen nicht wenig dazu beitragen, daß die Vielweiberei im Orient nur bei den sehr Reichen vorkommt und die anderen sich weniger rechtmäßige Frauen nehmen, dagegen mehr auf Sklavinnen halten und sich noch lieber — leider sehr allgemein! — mit Knaben abgeben.

Ich habe oben einen Scheidungsgrund erwähnt. Solcher gibt es indeß mehrere. Ehebruch zählt selbstverständlich auch dazu, obwohl der Albanese in diesem Falle die Scheidung schneller und einfacher durch einen Pistolenschuß oder Messerstich besorgt. Schlechte Behandlung und

beständiger häuslicher Hader begründen ebenfalls das Gesuch um Ehescheidung. Wenn der Gatte verreist oder verschollen ist und nicht innerhalb einer vom Kadi bestimmten Frist zurückkehrt, hat die Frau das Recht Scheidung zu verlangen. Ebenso kann eine Scheidung stattfinden, wenn der Mann nachträglich findet, daß seine Frau hinkt, (so zwar, daß sie weder gehen noch stehen kann) blind oder mit Geschwüren behaftet ist. Auch wenn sie verrückt, unfruchtbar, ja selbst wenn sie übermäßig dick ist, kann der Mann Scheidung verlangen. Nur muß es gleich nach dem Entdecken dieser Eigenschaften geschehen. Die Frau darf ihrerseits Scheidung beanspruchen, wenn der Gatte zeugungsunfähig, verrückt oder allzu dick ist. Sollte sie dies jedoch nicht gleich tun, so verliert sie ihren Anspruch auf die vom Manne zu zahlende Mitgift. Diese muß jedoch der Mann ganz zahlen, sobald die Scheidung auf seinen Wunsch erfolgt. Nach dem Koran hat auch der Mann das Recht seine Frau zu verstoßen. Es bedarf dazu nicht mehr, als daß er dreimal sagt: „Ich verstoße dich!" Dann muß sie ungesäumt ihre Bündel packen und das Haus verlassen. Nach der Scheidung darf sich der Mann sofort wieder verheiraten; die Frau jedoch erst vier Monate und zehn Tage später. Ebenso lange muß auch die Witwe mit der zweiten Ehe warten. Die Ehescheidungen sind in Albanien gar nichts Seltenes, doch finden sie meist bei kinderlosen Paaren statt.

Wenn ein Kind geboren wird, so begnügt sich die Behörde mit der einfachen Anzeige der Eltern, da keine Urkunden über dieses Ereignis ausgestellt oder sonstige Akte aufgenommen werden. Das Kind ist ehelich, sobald es der Vater als solches betrachtet. Doch haben seine Erben das Recht, die Ehelichkeit zu bestreiten, sofern sie beweisen können, daß die Mutter vor weniger als sechs Monaten vor Geburt des Kindes in das Haus des Gemahls gekommen ist. Unehelich ist auch jedes vor der Hochzeit geborene Kind, selbst wenn es der Vater anerkennen wollte. Ebenso hat ein zehn Monate nach dem

Tode des Gatten geborenes Kind keinen Anspruch auf Ehelichkeit. Die Kinder von Sklavinnen werden frei und erbberechtigt, wenn der Vater (der indeß selbst frei sein muß) sie dazu erklärt. Eigentümlich und erheiternd ist die Bestimmung des Gesetzes: „Wenn ein Mann sich in der Eile vergreift und, irrtümlich die Frau oder Sklavin eines andern für die seinige haltend, sie schwängert, so wird das Kind frei und erbberechtigt." Darnach scheint es, als ob solche sonderbare „Versehen" und „Irrtümer" nicht so selten wären.

Außer der Beschneidung sind die Kinder auch dem Rasieren des Kopfes unterworfen, von dem ich schon früher gesprochen habe.

In politischer Beziehung gehörte der größte Teil Oberalbaniens zum Vilajét Iskenderjé, welches ehemals die 7 Mudirlike Bar, Ulkün, Podgorica, Gusinje, Bjelopolje, Zadrima und Lješ umfaßte, abgesehen von dem unmittelbar unter dem Valí stehenden Gebiet von Škodra und den unabhängigen Bergstämmen, während Unteralbanien zum Vilajet Janiá gehörte (die Sandžáks Gorica, Elbassan und Dibra, jedoch zum Vilajét Monastir), von dem die Sandžáks Berat und Ergeri (Argyrókastro) mit dem unabhängigen Albanien vereinigt werden sollen. Die erstgenannten 3 Mudirliks gingen infolge des unglücklichen Krieges von 1876—78 an Montenegro verloren, und die beiden nächsten im letzten Krieg, so daß nur Zadrima, Lješ und Škodra beim unabhängigen Albanien bleiben. Dagegen wurden 1878 die Mudirliks Puka, Kruja, Durres, Tirana und Kavaja zum Vialet Škodra geschlagen. Zum Vilajet Kosovo gehörten von Oberalbanien die Stämme Gaši, Krasnići, Ljuma, Nikaj und Marturi. Die Macht der türkischen Regierung erstreckte sich nur so weit, als ihre Beamten saßen und Soldaten waren, d. h. auf die Ebenen und Städte. Alle Gebirgsstämme waren mehr oder minder unabhängig. Türkische Besatzungen gab es überhaupt nur sehr wenige in Albanien, nämlich in

den Städten. Doch beschränkte sich, mit Ausnahme Škodras, die Stärke der Besatzungen auf 3—300 Mann.

An der Spitze des Vilajéts stand der Valí (Generalgouverneur, eigentlich „Vizekönig") mit ziemlich unumschränkter Gewalt, denn er war nur dem Sultan verantwortlich und konnte nach Willkür schalten und walten. In Albanien jedoch reichte diese Macht nur so weit als türkische Truppen standen und dieses Gebiet war nicht gerade groß.

Dem Generalgouverneur zur Seite stand ein Medžlís (Rat), bestehend aus dem Malјé-Mudír (Steuereinnehmer), Kadí (Richter), Muftí (Bischof), acht mohammedanischen, einem katholischen und einem orthodoxen Gemeinderat*). Bei den Beratungen führt der Valí den Vorsitz. Die Aufgaben des Medžlís waren: Recht zu sprechen (wobei in Privatangelegenheiten die Entscheidungen des Kadí verworfen werden konnten); seine Ansichten über polizeiliche und Verwaltungs-Fragen zu äußern; in Sachen der Blutrache zu entscheiden, wenn er von einer Partei darum angerufen wurde rc. Oberalbanien hatte auch hier die Ausnahmestellung, daß es nicht nach den im übrigen Reiche geltenden Gesetzen, sondern nach seinem eigenen alten Herkommen (Adet) regiert wurde.

Obwohl das Medžlís vom Valí ernannt wurde, war es doch nur in den seltensten Fällen sein Werkzeug. Denn der Fanatismus der mohammedanischen Mitglieder ist so groß, daß sie sich von dem Valí keine Gesetze vorschreiben ließen. Im Gegenteil, sie leiteten den Pašá durchweg; da dieser sehr häufig wechselte, kannte er das Land und seine Eigentümlichkeiten nicht und war deshalb auf die Beratung mit dem Medžlís angewiesen. Am besten verstand sich Hussejn Pašá, der Gründer der Liga, mit den

*) In früheren Zeiten bildeten die Häupter der Ulemá den Rat des Pašá; seit 1835—1856 bestand er jedoch aus 12 angesehenen Türken, darunter Muftí und Kadí, und hieß Vučúf. Er versammelte sich zweimal wöchentlich beim Valí. An der Spitze der christlichen Gemeinde stand früher ein Hodžábaší; später besaß sie einen Rat von 12 Mitgliedern, von denen jedoch nur 4 von Bedeutung waren.

Škodranern, weil er der nationalen Eitelkeit und dem ehrgeizigen Naturtrieb des Volkes schmeichelte. Freilich machte er hierdurch die tatsächliche Macht der Pforte noch unbedeutender, als sie immer war.

Die Zusammensetzung des Medžlís zeigt uns deutlich, wie es mit der vom Gesetze gewährleisteten Gleichberechtigung aller Bekenntnisse in Wirklichkeit aussah. Unter 14 Mitgliedern befanden sich 12 Mohammedaner und nur 2 Christen; und doch bildeten in der Stadt Škodra die Christen ein Drittel der Bevölkerung und im ganzen Vilajet gar die Hälfte! Aber selbst diese scheinbare Vertretung der Christen war nur Schwindel. Denn niemals wurden die beiden christlichen Medžlís-Mitglieder von ihren Kollegen um Rat gefragt, niemals durften sie es wagen, gegen die Vorschläge derselben zu sprechen und sie hatten nichts zu tun, als einfach die Beschlüsse der mohammedanischen Kollegen durch ihre Unterschrift zu bestätigen.

Nach Gründung der Liga hatte sich dieses Verhältnis allerdings etwas gebessert. Dagegen herrschte den Bestimmungen des Hat-i-Humajum von 1856 zum Trotz vor Gericht noch immer keine Gleichberechtigung der Bekenntnisse. Das Zeugnis von Christen wurde von keinem Kadí angenommen, selbst wenn es sich um Zwistigkeiten unter Christen allein handelte. Diese waren dann gezwungen, sich mohammedanische Zeugen zu verschaffen, was ihnen freilich nicht schwer fiel, weil es Viele gibt, welche vom Ablegen falscher Eide leben*). Zivilfragen, Testaments- und Erbfolgestreite werden stets vom Kadí und nach dem „Šeriját" (mohammedanisches Religionsgesetz) entschieden, teilweise geändert natürlich durch den „Ruhvét" (Bestechungsgeld). Doch ist es gestattet gegen seine Entscheidung an das Medžlís zu appellieren, was natürlich noch mehr Ruhvét erfordert. Übrigens geht

*) In dieser Beziehung wird der Meineid in der Türkei so schwungvoll betrieben, wie in den Vereinigten Staaten, wo er gewöhnlich straflos bleibt, wie man aus meinem, auf S. 60 erwähnten Werke ersehen kann.

es mit den Urteilssprüchen ziemlich bunt zu. Selten gibt sich der Verurteilte zufrieden und, den häufigen Wechsel der Kadis (und früher der Valis) benützend, weiß er den Prozeß so oft neuaufnehmen zu lassen, daß sich dessen Ende oft Jahrzehnte lang hinausschleppt. Der Kadi bekommt außer dem Ruhvét eine Entschädigung von 3 % des Wertes der streitigen Sache.

Unter den schönen papierenen Gesetzen des osmanischen Reiches befindet sich auch eines über den Handel. Das Tidžarét-Medžlís sollte nun darnach seine Beschlüsse fassen. Es fand es jedoch bequemer, nach eigenem Ermessen den streitenden Parteien Ausgleiche vorzuschreiben, ohne sich darum zu kümmern, ob diese damit einverstanden waren oder nicht.

Auch das Strafgesetz war nur zum Augenauswischen Europas vorhanden; denn in Wirklichkeit wurde der Angeklagte eingesperrt, ohne verhört zu werden, bis sich Jemand von Einfluß für ihn verwendete, worauf der Valí ohne weitere Untersuchung seine Freilassung anordnete — gleichviel ob der Gefangene schuldig war oder nicht. Übrigens blieb es diesem unbenommen, in Ermangelung von einflußreichen Freunden „Ruhvét" anzuwenden und dadurch seine Freiheit zu erkaufen — Grund genug für den Valí, durch häufiges Einsperren Unschuldiger seine Einkünfte zu vermehren.

Die einzelnen Bezirke des Vilajets wurden von Mudírs verwaltet, deren Ernennung ebenfalls vom Valí abhing. Jeder Mudír hatte seinen Kadi und sein eigenes Medžlís zur Seite, letzteres war jedoch ausschließlich aus Moslemin zusammengesetzt. Gegen die Beschlüsse desselben an den Valí zu appellieren, stand jedermann frei. Es geschah jedoch in den seltensten Fällen, da jeder die Rache des Mudírs fürchtete.

Es muß erwähnt werden, daß die Macht der türkischen Behörden, also alles was soeben gesagt wurde, sich lediglich auf die Städte und Ebenen erstreckte, welche Abgaben unterworfen waren, denn die Bergalbanesen hatten

weder mit diesen, noch mit den türkischen Behörden etwas zu tun und besaßen ihre eigene Verwaltung. Die eben erwähnten Abgaben waren bedeutend geringer als in anderen Teilen des türkischen Reiches. Übrigens waren sie nicht gleichmäßig verteilt und daher von schreiender Ungerechtigkeit. Je nach Örtlichkeit und Bekenntnis wechselte ihre Zahl.

In Škodra z. B. zahlten die Moslemin nur geringe Häusertaxe, die Christen hingegen bedeutend mehr; nämlich:

1. Die Steuer für Befreiung vom Militärdienst (Nizamjé oder Bedledjé) und zwar 500 Piaster für die Reichen, 300 für die Ärmeren.

Es war dies ein anderer Name für die Kopfsteuer (Harač), welche die Christen vor Verkündigung des Hat-i-Humajum als „Vieh" (Rajah) zu zahlen verpflichtet waren*). Schon damals war dies eine Ungerechtigkeit, denn da die albanesischen Mohammedaner auch nicht zum Waffendienst im Nizam verpflichtet waren, hatte eine solche „Ausnahme" keinen Sinn. Wer fragt aber in der Türkei nach Logik oder Gerechtigkeit?

2. Die Steuer für Befreiung vom Dienst in der Ortsmiliz (Maktúm). Diese wurde 1832 vom Großvesír Mehemèd Rešíd Pašá eingeführt, betrug 45,000 Piaster, und es sollten dafür die Christen der Verpflichtung enthoben sein, bei Kriegen gegen Montenegro im Kontingent von Škodra zu dienen. Seit jener Zeit stammt auch die Entwaffnung der Christen. Diese Steuer, welche im Gegensatze zu den späteren Gesetzen über allgemeine Wehrpflicht stand, wurde von den Škodranern zu zahlen verweigert und die Steuereintreiber wagten es nur in den Dörfern der Ebene den Maktum einzuheben.

3. Das Geld für Bewachung des Bazars und für Stadtpolizei (Virguj). Dieses wurde indes auch von den

*) Der Harač war von der Rajah für die Gnade zu zahlen, daß sie überhaupt leben durfte! Jeder Rajah vom 12.—60. Lebensjahr mußte 15—60 Piaster zahlen (in Škodra 35).

Mohammedanern zum Teil getragen. Die Christen mußten aber noch 600 Piaster dem Kulukdži-baši als Miete für sein Wachlokal und 800 Piaster dem jeweilig wachehabenden Kulúk bezahlen.

4. Die Desétina*) oder der Zehent, welcher von allen Bodenerzeugnissen geliefert werden mußte und zwar (Wein ausgenommen) in natura und vom Bruttoertrag der Ernte. Statt 10 % wurden indes von den Steuereintreibern oft 20 und 30 % den Bauern weggenommen.

5. Die Einkommensteuer (Saljané), deren Höhe zwischen 10—15 % schwankte.

6. Die Fischereisteuer für den Fischfang auf den Flüssen und dem Škodra-See. Sie betrug 20 %.

Außer diesen Steuern gab es noch andere Abgaben und Zölle, welche für die Einfuhr 5 %, für die Ausfuhr 12 % des Wertes betrugen. So z. B. war Salz Monopol, ebenso Pulver, Blei, Schnupftabak, Fisch- und Blutegelfang. Es waren für die Fähren auf den Gewässern, für den Ausschank von geistigen Getränken (15 Para für jede Oka Wein und 1 Piaster für die Oka Branntwein) und für das Halten von Weinläden Abgaben zu entrichten.

Der Vali war zur Zahlung einer Pachtsumme von 20—25 Millionen Piaster verpflichtet. Dafür flossen alle Abgaben in seinen Sack. Indeß kümmerte er sich nicht um deren Eintreibung, sondern machte die Sache mit den Pächtern ab, welchen er die einzelnen Abgaben vermietete. Diese verpachteten oft wieder an andere ihr Bezugsrecht und so kam es, daß von den blutig erpreßten Summen so viel in den verschiedenen Händen, durch welche sie gingen, blieb, daß der Staatsschatz kaum den dritten Teil davon zu sehen bekam.

---

8. Die Blutrache.

Dem Menschen ist das Rachegefühl angeboren. Schon die Bibel stellt den Grundsatz auf: Auge für Auge, Zahn

*) Serbisches Wort für „ein Zehntel."

für Zahn! Christus meinte freilich dagegen, daß es die schönste Tugend sei, seinem Feinde zu vergeben, aber es gibt eben sehr wenige so sanftmütige und edeldenkende Menschen, wie er war. Mit dem Gerechtigkeitssinn ist unmerklich ein wenig Rachegefühl verbunden, das sich bei uns am besten in dem Sprichworte kennzeichnet: „Wie du mir, so ich dir"!

In zivilisierten Ländern ist es das Gericht, welches für Beleidigungen Rache nimmt; in unzivilisierten der einzelne Beleidigte. Statt der Justiz finden wir dann die Blutrache, welche heute noch bei Arabern und Albanesen furchtbare Blüten treibt, in Montenegro hingegen schon seit 60 Jahren erloschen ist.

In Albanien fordert noch jetzt die Blutrache schreckliche Opfer. Dies hat seinen Grund teils in der Leidenschaftlichkeit des Volkes, teils in dessen Empfindlichkeit, was Ehre anbelangt, teils in den von den Altvorderen überkommenen Blutgesetzen, denn die Albanesen hängen so stark am Althergebrachten wie die Engländer, und das Ändern eines alten Herkommens (Adet) ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Es gäbe nur ein einziges Mittel, die Blutrache zu unterdrücken, und zwar dasselbe, welches Fürst Danilo mit Erfolg in Montenegro angewandt hat: auf die Ausübung der Blutrache Todesstrafe zu setzen! Aber dies ist vorläufig in Albanien unmöglich. In Montenegro ging es leicht, weil dort der Fürst unumschränkte Macht besaß und sein Befehl stets Vollzieher fand. Wer sollte aber in Albanien ein so drakonisches Gesetz erlassen? Die türkische Regierung war ohnmächtig, denn in den Bergen der Maljisoren und Mirediten war sie niemals Herrin. Diese Gebirgsvölker, eben jene, bei welchen die Blutrache am meisten im Schwung ist, waren vollständig unabhängig von der Pforte, und der Pašá von Škodra wäre ausgelacht worden, wenn er ihnen hätte befehlen wollen, der Blutrache bei Todesstrafe zu entsagen. Die Häuptlinge der Bergstämme — Barjaktars, Dovrans, Gjobars — würden es

jedoch niemals wagen, ihren Landsleuten einen solchen Vorschlag zu machen, der so ganz gegen alles Herkommen ist, selbst wenn sie innerlich damit einverstanden wären, was aber zweifelhaft ist. Mithin bleibt die Blutrache nach wie vor als volkstümliche durch Gesetze geregelte Einrichtung bestehen. Daran wird auch die künftige Regierung des unabhängigen Albanien nichts ändern können. Da müßten erst durch Schulen andere Anschauungen eingeimpft werden, und das erfordert ein neues Geschlecht.

Die Blutrache wird durch verschiedene Beleidigungen bedingt. Außer Mord ziehen noch Verführung, Entehrung oder Entführung eines Mädchens, Ehebruch, Verleumdung, Ehrabschneidung und Verletzung eines Eheverlöbnisses, oft auch ungünstige Zeugenschaft vor Gericht die Blutrache nach sich. Diebstahl hingegen wird nach den bestehenden Gesetzen mit Schadenersatz und Geldstrafe gesühnt. Auch an einem Gastfreund begangene Unbill erfordert Blutrache.

Wenn ein Albanese den anderen umgebracht hat (wozu es eines geringfügigen Anlasses bedarf; fielen doch einmal 12 Personen an einem Tage, weil ein Albanese dem anderen vier versprochene Patronen verweigerte!), so gerät die ganze Nachbarschaft in Aufregung. Unbeteiligte Personen eilen zum Bulúkbaši und melden den Vorfall. Dieser schickt seine Leute aus, welche im Verein mit den Gjobars das Haus des Mörders verbrennen und seine Verwandten gefangen nehmen. Vor dem Jahre 1857 wurden letztere nur mit einer Geldstrafe belegt, seit dieser Zeit werden sie jedoch so lange in Haft gehalten, bis sich der Mörder gestellt hat. Dieses Mittel ist auch oft von Erfolg begleitet.

Der Mörder ist glücklich entkommen, aber deshalb befindet er sich noch keineswegs in Sicherheit. Gleich einem Damoklesschwert schwebt über seinem Haupte die Blutrache, er muß jeden Augenblick befürchten, daß ein Verwandter oder Freund seines Opfers vor ihm auftaucht und ihn niederschießt. Früher fand er — besonders wenn

er einen Mächtigen getötet hatte — leicht in jeder Hütte Zuflucht und sicheren Schutz. Seit 1857 kann er jedoch nicht mehr mit Zuversicht darauf rechnen, weil obenerwähntes Gesetz auch verordnet, daß jede Familie, welche einem Mörder Unterkunft gewährt, verbannt werden soll, die härteste Strafe, die einen Albanesen treffen kann.

Während sich aber der Mörder auf flüchtige Sohlen begab, müssen seine Verwandten und Freunde die Sache ausbaden. Jene des Opfers nämlich haben gleich auf die erste Nachricht vom Morde zu den Waffen gegriffen und die Verwandten und Freunde des Mörders angefallen. Ein Straßenkampf entspinnt sich, der entweder mit dem Rückzug oder Vernichtung der einen Partei oder durch Dazwischenkunft unbeteiligter Personen (am häufigsten Weiber) endet. Nun legt sich der Kavás des Bulúkbaši ins Mittel, versammelt den Rat, und die Gjobars verkünden dann gewöhnlich den Richtspruch: „Die Familie des Mörders muß 1500 Piaster dem Valí und eine entsprechende Summe als Geldstrafe zahlen." Will sich die Familie des Opfers mit einer Geldentschädigung begnügen, und kann und will jene des Mörders auch diese noch zahlen, so ist die ganze Sache beigelegt. Es trifft sich aber höchst selten, daß bei der Familie des Opfers die Habsucht den Schmerz und das Rachegefühl überwiegt. Bei den Mirediten und Púlati wäre es sogar schimpflich, seine Rache zu verkaufen. Die beiden Familien leben daher von nun an in Blutrache, d. h. ihre Mitglieder und Freunde müssen Tag und Nacht sinnen, wie sie ein Mitglied oder einen Freund der anderen Familie umbringen können.

Ist der Mord von dem Bewohner eines anderen Dorfes begangen worden, so ist es Sache des ganzen beleidigten Dorfes, sich Genugtuung zu holen. Bewaffnet rückt dessen männliche Bevölkerung gegen das Dorf des Mörders, dessen Bewohner selbstverständlich ebenfalls zu den Waffen greifen und sich zur Wehr setzen. Es entspinnt sich ein Gefecht, das entweder mit dem Abschlagen des Angriffes oder der Erstürmung des Dorfes endigt, wenn

nicht die Weiber sich rechtzeitig ins Mittel legen und eine Waffenruhe anbahnen. Während derselben wird beraten, ob es sich lohne, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Der Bulúkbaši oder sein Kavás erscheinen, herbeigerufen, an Ort und Stelle und suchen zu vermitteln. Gewöhnlich beschließen beide Parteien, die Austragung der ganzen Sache den beteiligten Familien zu überlassen und zwischen den beiden Dörfern Frieden zu schließen. Dabei muß jedoch jenes Dorf, welches weniger gelitten hat, dem anderen den Unterschied der beiderseitigen Verluste vergüten, und zwar für jeden Toten 1500 Piaster (225 Mark), für jeden Schwerverwundeten 750, für Leichtverwundete 100—200 Piaster (15—30 Mark).

Es ist eigentümlich, daß die Albanesen dermaßen auf die Blutrache erpicht sind, daß sie der Verlust eines ihnen teuren Wesens weniger schmerzt, als die Unmöglichkeit Rache zu nehmen, weil vielleicht der geflohene Mörder keine Verwandten oder Freunde hinterlassen hat. In diesem Falle geschieht es nicht selten, daß der rachsüchtige Albanese seine Kugel solchen Leuten zusendet, welche mit dem Mörder gar nichts gemein haben, sondern vielleicht nur einmal mit ihm gesprochen haben! Die Sache bleibt indeß gefährlich und fällt auf den Täter zurück. Denn die Sippschaft seines Opfers rächt sich für diesen ungerechtfertigten Mord ihrerseits wieder an seiner Familie. Auf diese Weise spinnen sich diese Blutrachen oft ins Unendliche, weil immer neue Familien hineingezogen werden. Manche derselben pflanzen sich durch Jahrzehnte fort.

Für die hohe Gastfreundschaft der Albanesen (die Stadtkatholiken ausgenommen) zeugt der Umstand, daß die Ermordung eines Gastes (mnore) für eine größere Beleidigung gehalten wird als jene eines Familiengliedes. Auch ist in diesem Falle das ganze Dorf, welches der Gast bewohnte, oft auch der ganze Stamm zur Rache verpflichtet. Wurde ein Fremder, welcher die „Bessa" („Treue", Waffenstillstand, Sicherheitsgarantie) eines Stammes oder Dorfes besitzt — es genügt sogar die Bessa eines einzelnen

Stammesmitgliedes — in dem Gebiete eines anderen Stammes ermordet, so ist dieser dafür verantwortlich und muß sich gefaßt machen, von jenem bekriegt zu werden. Aus diesem Anlasse entstehen oft jene großen Fehden, welche in förmlichen Bürgerkrieg ausarten. Letzterer kann übrigens auch durch andere Streitigkeiten veranlaßt werden.

Solche Blutrachen im Großen sind furchtbar. Jeder diesen beiden Stämmen angehörende Albanese muß auf dem „Wer da?" leben. Wenn er einem ihm fremden Albanesen begegnet, ruft er ihm zu: „Nga če fis je?" (aus welchem Stamm bist du?), und wenn der Unglückliche dem feindlichen angehört, folgen seiner Antwort zwei Schüsse nach. Die Antwort zu verweigern oder zu lügen, verbietet die Ehre. Während meines Aufenthaltes in Albanien entzweiten sich die Klementi und Púlati mit der Liga. Letztere entzog ihnen die Erlaubnis, den Škodraner Bazar zu besuchen und erstere drohten, sich mit Gewalt Zutritt zu verschaffen. Es bedurfte nur eines Anlasses, um eine Blutrache im Großen heraufzubeschwören, doch gelang es dem Valí, die beiden Teile zu versöhnen, bevor noch das erste Blut geflossen war. Die Versöhnung wurde jedoch nur durch die gemeinsamen Interessen an dem Widerstand gegen Montenegro veranlaßt; andernfalls wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen.

In Miredita ist der Beleidigte unversöhnlich, im Maljisoren-Gebiet hingegen trifft es sich oft, daß mittels Geldbesänftigung oder aus anderen Gründen die Blutrache auf einen Monat und mehr, oft sogar auf mehrere Jahre verschoben wird. In diesem Falle muß sich jedoch der Mörder zur Unterhandlung mit der Familie seines Opfers eines Dritten bedienen, welcher an der ganzen Sache unbeteiligt ist. Wenn dieser von der beleidigten Familie die „Bessa" erhält, können der Mörder und seine Familie in vollster Sicherheit leben, denn seine Ermordung würde für den anderen Teil eine ebensolche Schande sein, als wenn er Gast desselben gewesen wäre. „Du hast deinen Gast getötet", ist das Furchtbarste, was man einem Albanesen sagen kann.

Auch wenn der Mord unfreiwillig geschah, tritt keine Blutrache ein, sobald der Täter die vorgeschriebene Geldentschädigung leistet. Doch ist es immer gut, wenn er und seine Familie sich bis zur Austragung der Sache den Blicken des beleidigten Teiles entziehen, um nicht zu einer plötzlichen Racheaufwallung Anlaß zu geben.

Geldentschädigung beugt häufig auch der Blutrache vor, wenn der Mord in demselben Dorfe geschah und der Bulúkbaši oder sonst eine Behörde vermitteln kann, bevor noch die beiden Familien sich gegenseitig erschießen. Im allgemeinen wird ein Menschenleben in Albanien auf 225 Mark (1500 Piaster) bewertet. Soviel muß also der Mörder den Angehörigen seines Opfers zahlen; außerdem aber noch dem Bulúkbaši eine entsprechende Summe für seine Vermittlung. Sollten darnach die Beleidigten trotzdem die Blutrache ausüben, so käme der Bulúkbaši mit seinen Zaptjés, verbrennte ihre Häuser und jagte sie selbst davon. Dann dürften sie nur mit Erlaubnis der gegnerischen Familie zurückkommen, müßten derselben ihre 1500 Piaster zurückerstatten und außerdem einen gleichen Betrag dem Valí zahlen. Dies war oft genug für den Generalgouverneur und die Bulúkbašis ein Grund, die Blutrache zu unterstützen, ja sogar künstlich hervorzurufen.

In Púlati, wo die wilden Šala und Šoši wohnen, nimmt man es mit der Blutrache gar genau. Wenn alle Verwandten des Mörders verbannt und schon Jahre seitdem verflossen sind, kann der Rachestahl noch die mittlerweile aufgewachsenen kleinen Kinder weitläufig mit dem Mörder in Beziehung stehender Familien treffen. Jene dürfen es daher, sobald sie großjährig d. h. waffenfähig geworden, nur noch in Begleitung von Weibern oder Gästen wagen, sich öffentlich sehen zu lassen.

Übrigens ist es, wie ich schon erwähnt, nicht nur Mord allein, welcher die Blutrache nach sich zieht. Im Punkte der Ehre sind alle Albanesen (die katholischen Städter ganz allein ausgenommen) sehr empfindlich. Die

Verführung, Schändung oder Entführung eines Mädchens betrachtet man als das größte Unglück, welches einer Familie widerfahren kann. Jede Versöhnung ist da unmöglich, denn eine Familie, welche sich mit einer Geldentschädigung zufrieden gäbe, würde sich um alle Ehre und Achtung bringen. Nur Blut kann solchen Schimpf rächen! Ungerecht ist man jedoch gegen das arme Mädchen. Selbst wenn sie nur der Gewalt zum Opfer gefallen und hierdurch schwanger geworden ist, wird sie von den Verwandten unnachsichtlich getötet, bevor das Kind zur Welt kommt. Gelang es ihr, sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen, so rasten Bruder und Vater nicht eher, als bis sie ihren Schlupfwinkel ausgespürt und Mädchen wie Kind dem Tode geweiht haben. Auch Ehebruch hat neben Ermordung des Weibes jene des Verführers zur Folge.

Bei der Empfindlichkeit der Albanesen ist es äußerst schwer, Zeugenschaft abzulegen, ohne sich der Blutrache des davon unglücklich betroffenen Teiles auszusetzen. Um daher überhaupt Zeugen auftreiben zu können, hat man den „Kapucar" eingeführt. Wenn z. B. ein Diebstahl stattgefunden hat und Jemand darüber Näheres weiß, so schleicht er sich nächtlicherweile zu einem Richter, dessen Verschwiegenheit er sicher sein kann, und teilt ihm mit, was ihm über die Angelegenheit bekannt ist. Der Richter erzählt das Gehörte seinen Kollegen und verbürgt die Glaubwürdigkeit seines Gewährsmannes. Darnach wird das Urteil gefällt und Niemand weiß, wer Kapucar gewesen war. Auch in Zivilprozessen sind Kapucare zulässig, doch müssen sie dann in großer Anzahl übereinstimmend aussagen, um die Richter überzeugen zu können.

Im Allgemeinen gilt es in Albanien für sehr schimpflich, eine Beleidigung ungerächt zu lassen, und der schwerste Vorwurf, den man einem Albanesen machen kann, ist: „Du hast deinen Gast ungerächt gelassen". Infolgedessen nehmen auch die Blutrachen selten ein rasches Ende; gewöhnlich ziehen sie sich Jahre lang hinaus. In Dukadžin und bei den Maljisoren gibt es mehrere Orte

(gewöhnlich Kirchen oder Moscheen), in deren Bereich die Blutrache streng verboten ist, um dem armen in Blutrache und daher in ständiger Angst Lebenden Gelegenheit zu geben, sich von Zeit zu Zeit auszuschnaufen.

Wenn die Blutrache zwischen zwei Stämmen oder Barjaks herrscht, gibt es eine Zeit, in welcher gesetzlich Waffenstillstand eintritt. Sie währt vom Antonstag bis St. Nikolaus, und zwar wurde die Zeit vom 13. Juni bis 1. November vom Valí, jene vom 2. November bis 6. Dezember von den Barjaktars festgesetzt und nach ihnen benannt. Wer sich während dieser Waffenruhe an einem Mitgliede des feindlichen Stammes rächen wollte, müßte 3000 Piaster Geldstrafe zahlen und würde obendrein verbannt werden. Diese Waffenruhe gilt jedoch nur für den Bürgerkrieg oder die Blutrache im Großen. Die Privatblutrachen nehmen ihren ungestörten Fortgang.

Für die beiden feindlichen Stämme hat der fortwährende Kriegszustand sein Unangenehmes. Man kann weder die Felder bestellen noch das Vieh auf die Weide treiben, ohne plötzliche Angriffe zu gewärtigen; zudem muß man Tag und Nacht vor Überfällen auf der Hut sein. Denn da Sieg und Ruhm von der Anzahl der Erschlagenen abhängen, sucht jeder Albanese so viel Angehörige des feindlichen Stammes zu töten, als nur möglich ist.

Wenn endlich des Blutes genug geflossen ist und beiderseits Abspannung eintritt, oder auch wenn der eine Stamm einsieht, daß er den Kürzeren ziehen muß, denkt man an Friedensschluß. Der Bulúkbaši fordert den Valí auf, sich ins Mittel zu legen. Der Pašá kommt diesem Wunsche nach und entbietet die Bajaktars beider Stämme auf einen bestimmten Tag nach Škodra. Dort versammeln sich die Ältesten (Plekjte) der neutralen Stämme, die Mitglieder der Provinz-Medžlis und die Abgesandten der Kriegsparteien unter Vorsitz des Valí zur Beratung. Die ganze Angelegenheit wird untersucht und abgeurteilt, die beiderseitigen Verluste gezählt, und festgestellt, wer den Streit begonnen hat. Dieser Stamm muß dann eine ent-

sprechende Geldstrafe zahlen, welche in acht Teile geteilt wird: vier Achtel erhält der Kihaja (Schreiber) des Vali, drei Achtel der Bulúkbaši von Hoti und das letzte Achtel der Bulúkbaši des beleidigten Stammes. Außerdem muß jener Stamm, welcher weniger gelitten hat, dem andern den Unterschied in Geld auszahlen. Selbstverständlich sparen beide Teile nicht mit dem „Ruhvét" (Bestechungsgeld), um für sich Recht zu erlangen. Übrigens haben sich solche große Fehden schon seit vielen Jahren nicht mehr zugetragen und die veränderte politische Lage läßt erwarten, daß derartige Bürgerkriege künftig zu den Unmöglichkeiten gehören werden.

In früheren Zeiten herrschte die Blutrache in Albanien gleich einer bösen Seuche. Um ihren Verheerungen ein Ziel zu setzen, war von den Gouverneuren von Zeit zu Zeit (alle 7 bis 10 Jahre) eine allgemeine Bessa ausgeschrieben worden. Zu diesem Zwecke erwirkte der Pašá einen kaiserlichen Firmán, der dies anbefahl. Alle Albanesen, welche mit irgend Jemanden in Blutrache lebten, wurden sodann aufgefordert, an einem bestimmten Tage vor ihren Ältesten zu erscheinen und daselbst öffentlich und feierlich zu schwören, daß sie ihren Feinden aufrichtig vergäben. Die Fehden zwischen einzelnen Dörfern, Barjaks oder Stämmen wurden durch Schiedsrichter ausgeglichen.

Nach einer solchen allgemeinen Versöhnung herrschte eine Zeitlang Ruhe. Bei der Leidenschaftlichkeit der Albanesen ist es jedoch nicht zu verwundern, wenn nach und nach die einzelnen Blutrachen wieder begannen, sich naturgemäß mit Schnelligkeit vergrößernd. Dazu kam, daß es im Interesse der Bulúkbašis und des Vali lag, neue Geldstrafen und Versöhnungsgelder einzuheimsen; sie begünstigten also heimlich den Wiederbeginn der Blutrache. Nach einigen Jahren befand sich daher das ganze Land abermals in einem völligen Kriegszustande. In den fünfziger Jahren hatte die Blutrache ganz entsetzlichen Umfang angenommen. Seit 1844 war keine allgemeine Bessa verkündet worden und die eine Hälfte der Bevölkerung stand gegen

die andere in Waffen. Morde waren an der Tagesordnung und man berechnete, daß jährlich auf je zehn Häuser ein Erschlagener kam. Einer stand gegen alle und alle gegen einen! In Škodra allein zählte man fünfhundert Albanesen, welche dort vor der Blutrache ein (übrigens sehr unsicheres) Asyl gesucht hatten!

Das konnte so nicht länger fortgehen, wenn die Bevölkerung sich nicht gegenseitig aufreiben sollte. Zudem sah es die Regierung mit Bedauern, daß die Maljisoren über ihren Privatfehden ganz die Bekämpfung der Montenegriner vergaßen. Als daher am 19. Januar 1857 Mustafá Pašá von Škodra dem Medžlis ein Gesetz vorlegte, welches die Einschränkung der Blutrache und eine allgemeine Bessa bezweckte, fand dies nicht nur seitens der Medžlis-Mitglieder, sondern überhaupt im ganzen Lande begeisterte Zustimmung. Eine Folge davon war der Erlaß des obenerwähnten Gesetzes über Verhaftung der Verwandten des Mörders und Verbannung seiner Hehler.

Seit jener Zeit wurden die Verheerungen der Blutrache bedeutend eingedämmt, ohne daß indeß diese Einrichtung ganz unterdrückt worden wäre.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Albanesen zu sehen, welche sich wegen Blutrache geflüchtet hatten und nunmehr stets auf dem „Wer da?" lebten. Einen derselben fragte ich, weshalb er denn seinen Nachbar umgebracht habe, wenn er doch wußte, was dies für unangenehme Folgen für ihn nach sich ziehen müßte. Er meinte, sein Opfer habe ihn so tief beleidigt, daß nur dessen Blut die Schmach löschen konnte. Ich erwartete nun etwas über Ehebruch, Entführung oder dergleichen zu vernehmen, und war nicht wenig erstaunt, als der Albanese fortfuhr: „Ja, denken Sie sich nur, der Schändliche hat meine Kerze verflucht!" Mühsam meinen Ernst bewahrend, gab ich ihm den Rat, Entschädigung zu zahlen und sich mit der Familie seines Opfers um jeden Preis auszusöhnen; es sei dies immerhin besser, als zu warten, bis jene von Tirana hierher kämen, um ihn umzubringen. Der Al-

banese war jedoch der Ansicht, daß jetzt Versöhnung unmöglich wäre, indem die Wunde noch zu frisch sei. Er müsse erst Gras über die Angelegenheit wachsen lassen.

In der Tat ist auch eine Aussöhnung — wenngleich selten — doch nicht ausgeschlossen. Wenn schon mehrere Jahre verflossen sind und der Verlust bereits verschmerzt ist, dann kann ein entfernter Verwandter oder Freund des Mörders, am besten der Pfarrer, es wagen, sich zur Familie des Opfers zu begeben, um daselbst im Namen des geflohenen Missetäters Verzeihung zu erflehen. Wenn die nächsten Verwandten des Opfers durch keinerlei Anträge dazu zu bewegen sind, dann nimmt man die Religion zu Hilfe. Der Priester legt sein Meßkleid an, läßt sich durch den Meßner Kreuz und Bibel vorantragen und begibt sich in diesem feierlichen Aufzug unmittelbar in die Wohnung des nächsten beleidigten Anverwandten. Er beschwört ihn Namens der christlichen Religion, welche befiehlt, dem Feinde zu vergeben, und mit Hinweis auf das Beispiel Jesu Christi, der diese Tugend an sich bewies, seinem Feinde zu verzeihen. Zur Erhöhung der Wirkung werden mit Erfolg kleine Kinder verwendet, die knieend die Füße des Unversöhnlichen umfangen und ihn mit Bitten und Jammern belästigen. Bleibt der Verwandte verstockt, so nimmt der Priester zu Drohungen seine Zuflucht, indem er ihm die Strafen des Fegfeuers und der Hölle mit den lebhaftesten Farben ausmalt und mit überzeugender Entschiedenheit versichert, daß sie alle des Unversöhnlichen harren, denn „wer seinen Beleidigern nicht vergebe, dürfe auch seinerseits auf keine Verzeihung hoffen". Selten widersteht ein Albanese länger. Sollte es aber dennoch der Fall sein, dann entfernt sich der entrüstete Pfarrer mit entsprechendem Knalleffekt: er verhüllt das Kreuz und schleudert über den Hartherzigen das Anáthema der Kirche, welche dieser nicht mehr betreten darf. Dabei spricht er die härtesten Verwünschungen aus, welche ein Albanese zu hören bekommen kann, als: „Dein Pulver möge niemals Feuer fangen, deine Kugel nie ihr Ziel treffen, dein Geschlecht

vom Erdboden verschwinden und du nebst deiner ganzen Familie mit geladenen Waffen sterben!"

Wenn der Pfarrer auf diese Art den Kirchenfluch über den Hartnäckigen ausgesprochen ohne daß es etwas geholfen hat, trocknet er sich den Schweiß und verläßt erbost das Haus. Aber soweit kommt es selten. Der abergläubische Albanese fürchtet sich doch vor den vermuteten geheimen unsichtbaren Gewalten, und um nicht seine Kugeln vergebens zu verschießen und um der Gefahr zu entgehen, mit geladenen Waffen sterben zu müssen, ruft er den erzürnten Priester zurück und erklärt sich unter gewissen Umständen zur Versöhnung geneigt.

Um das heiße Eisen zu schmieden, drängt ihn jetzt der Pfarrer, sogleich einen Tag zu bestimmen, an dem die große Versöhnungsposse stattfinden könne. Am festgesetzten Tage versammeln sich die entferntesten Verwandten des Beleidigten bei der Familie des Mörders, woselbst auch der Pfarrer mit dem Meßner eintrifft. Darauf setzt sich die Karawane in Bewegung. Voran geht der Meßner mit Kreuz und Evangelium, dann der Pfarrer im Meßkleid, dann folgen so viel Wiegen mit Säuglingen, als man auftreiben kann, dann der Mörder mit auf den Rücken gebundenen Händen, die Mordwaffe ist ihm um den Hals gehängt (was sehr unbequem ist, wenn der Mord mittels eines der 2 Meter langen Gewehre stattfand), endlich seine ganze Familie und die weitläufigen Verwandten des Opfers. Vor dem Hause des Beleidigten angekommen, machen alle Halt. Die Männer nehmen ihre Mützen ab und legen sie auf die Wiegen, welche vor der Tür so aufgestellt werden, daß die Kinder nach Osten sehen. Der Mörder wird vom Pfarrer zum Eingang geführt, wo er sich einstweilen niedersetzt.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen sind, zeigt sich der Beleidigte auf der Schwelle und fragt mit geheuchelter Verwunderung, was denn dieser ganze Aufzug zu bedeuten habe. Der Pfarrer (oder wenn dessen Beredsamkeit gerade nicht ciceronisch sein sollte, ein anderer De-

mosthenes) nimmt sodann das Wort, um die Entstehung der Blutrache kurz zu schildern und alle Schuld auf den Mörder zu wälzen, der mit gesenkten Blicken dasitzt. Dann beruft er sich auf das Beispiel Jesu, der seinen Feinden und Beleidigern vergab, und appelliert an das gute Herz des Beleidigten, welcher ebenfalls Gnade vor Recht ergehen lassen solle. Dieser schüttelt verneinend den Kopf und will nichts wissen. Der Priester verdoppelt seine Bitten. Der Beleidigte scheint einen innern Seelenkampf zu kämpfen. Endlich bemächtigt er sich einer Wiege, geht mit ihr mehrmals von links nach rechts durch das Zimmer und setzt sie zuletzt wieder verkehrt an ihren Platz, so daß jetzt das Kind nach Westen blickt. Die anderen Verwandten folgen seinem Beispiele mit den übrigen Wiegen. Darauf ziehen sie sich in das Haus zurück.

Der Priester und ein halb Dutzend Freunde des Mörders folgen ihnen, letzteren hinter sich schleppend. Dann knien sie vor den im Zimmer versammelten Verwandten des Opfers nieder und flehen das Familienoberhaupt an, seinem Feinde im Namen Gottes und des heiligen Kol (Nikolaus, der in großem Ansehen steht) zu vergeben. Jener scheint abermals mit sich selbst zu kämpfen, weint, seufzt, schildert alle die guten Eigenschaften seines ermordeten Verwandten und antwortet auf alle ihn bestürmenden Bitten mit: „Mein Herz ist nicht bereit!"

Wenn er den Feind recht demütigen will, setzt er die Posse stundenlang fort, bis sich schon auf allen Gesichtern peinliche Langweile malt und er selbst müde und der Rolle überdrüssig wird. Dann tritt er endlich an den noch immer vor ihm knieenden Mörder heran, reißt die Mordwaffe von seinem Halse, schleudert sie weg, wirft auch seine eigenen Waffen von sich und hebt ihn auf, ihn mit den Worten umarmend und küssend: „Ich verzeihe dir auf meine Ehre!" (Te kloft alát.) Die übrigen Verwandten sagen dasselbe und umarmen ihn gleichfalls. Damit ist die Blutrache erloschen. Gewissermaßen als Versöhnungsgeschenk bieten alle Verwandten und Freunde des Mörders das

Kostbarste an, was sie besitzen: ihre Waffen, welche der Beleidigte als Geschenk annimmt, aber gewöhnlich nach dem nun folgenden Versöhnungsmahl ganz oder teilweise ihren Eigentümern zurückstellt. Bei den Mirediten, Dukadžin und Púlati, welche es, wie schon erwähnt, mit der Blutrache besonders streng nehmen, werden weder Waffen noch Geldentschädigungen angenommen, weil diese stolzen Bergbewohner der Ansicht sind, daß vergossenes Blut sich durch kein Geschenk vergüten lasse. Bei ihnen gibt der Hausherr seinen Gästen nach dem Mahle alle Geschenke zurück und behält nichts für sich, als das Gewehr und die Pistolen des Mörders zur angenehmen Erinnerung.

Es gibt übrigens außerdem noch einen Zeitpunkt, während dessen alle Blutrache eingestellt wird: wenn sich nämlich die albanesischen Stämme auf dem Kriegspfade befinden. Ich erinnere mich, daß unter den Mirediten Dod Gega's, welche während meiner Anwesenheit in Škodra daselbst eintrafen, einer mit einem anderen sich in Blutrache befand. Dieser lauerte unterwegs hinter einem Steine und schoß seinen Feind nieder. Er wurde hierauf von den anderen gefangen genommen. Da er sich auf seine Blutrache berief, wollten ihn schon die Mirediten loslassen, aber Dod Gega entschied, daß er hinzurichten sei, weil er gewußt habe, daß sein Gegner in den Krieg ziehe. Daraufhin wurde er von allen zusammen erschossen, „auf daß seine Angehörigen nicht abermals Gelegenheit zur Blutrache hätten." Die späteren Ereignisse haben überhaupt die Blutrache stark eingedämmt, und es steht zu erwarten, daß sie im nächsten Geschlecht gänzlich unterdrückt werden wird.

---

9. Das künftige Fürstentum Albanien.
Wie es geschaffen wurde und warum?

Aus den bisherigen geschichtlichen und ethnographischen Schilderungen konnte der Leser sich bereits über das

Volkstum, die Sitten, den moralischen Wert der Bevölkerung, ihre Abstammung, Nationalität, Kulturwert und Befähigung ein selbständiges Reich zu bilden, einen Begriff machen. Es erübrigt also nur, aus dem bisher Gesagten die richtigen Folgerungen zu ziehen und zunächst zu zeigen, wie das neue Fürstentum Albanien geschaffen wurde und — warum?

Im 3. Kapitel habe ich bereits gezeigt, wie Italien meinen Plan, Albanien vom Türkenjoch zu befreien, schlau vereitelte. Damit war die Tätigkeit Italiens aber noch nicht zu Ende, denn es hatte seine Absicht auf Albanien nicht aufgegeben. Fortwährend führten seine Konsuln einen unterirdischen Kampf gegen die österreichischen, und von beiden Seiten kämpfte man mit Geld und Klerus. Mein verstorbener Freund Oskar Baumann (der berühmte Afrikareisende) erzählte mir, wie er im Maljisoren-Gebiete gefangen genommen worden war, weil man ihn für den „mit den gewöhnlichen Unterstützungsgeldern erwarteten österreichischen Agenten" hielt und glaubte, er habe dieses für sich selbst behalten. Große Summen wanderten tatsächlich aus Wien, ebensogut wie aus Rom, nach Albanien, und die trefflichen Albaner nahmen von beiden Seiten, nach beiden Seiten ihre Sympathien beteuernd. Der Mirediten-Fürst Prenk Bib Doda sagte mir selbst, er möchte am liebsten ein unabhängiges Albanien, in welchem die Mirediten die Rolle Piemonts spielen würden, doch könne man ohne Geld nichts machen und man müsse dieses nehmen, woher man es bekomme.

Die beiderseitige Maulwurfsarbeit wurde durch den Dreibund nicht gehindert. Offiziell sagte man sich über Albanien alles Schöne und insgeheim arbeiteten die beiden Großmächte aus Leibeskräften gegeneinander. Die Italiener gründeten eine Schiffahrtsverbindung mit Albanien durch die „Puglia", sie durchzogen das Land mit Agenten in allen möglichen Masken, und schließlich gelang es ihnen 1887, den traurigen „Staatsmann" Kalnoky zu einer Übereinkunft zu bewegen, nach welcher die

albanische Frage nur im „gemeinsamen Einverständnis" gelöst werden sollte und zwar hätte Italien Anspruch auf Vergrößerung am — Balkan (!!!), falls sich Österreich auf diesem ausdehnen sollte. Man sollte denken, daß ein nur halbwegs mit Verstand begabter Staatslenker die Begehrlichkeit Italiens nach Tripoli (aus der es ja niemals Hehl gemacht hatte) dazu benützt hätte, mit Italien ein Abkommen zu treffen: „Dir Tripoli, aber mir Albanien!" Aber nein! Das war schon zu viel! Da hieß es: „Dir Tripoli, mir — Bosnien!" Wo doch Bosnien ohnehin schon lange unbestrittenes Eigentum Österreichs war!

Und so ist es gekommen, wie wir in den letzten Zeiten gesehen haben! Wien ist Rom völlig auf den Leim gegangen! Italien hat die Hoffnung nicht aufgegeben, wenn auch nicht jetzt, so doch bei einer späteren günstigeren Gelegenheit Albanien in die Tasche zu stecken. Dies könnte es natürlich nicht tun, wenn Albanien in serbischem Besitz wäre. Leichter ist es mit einem schwachen „unabhängigen", aber von Parteiungen zerrissenen Albanien. Folglich mußte Albanien ein „unabhängiges" Fürstentum werden, damit Italien das Gericht für später aufbewahrt bleibe. Darum auch das Drängen Italiens, daß Österreich den Serben den Zugang zur Adria verbiete. Denn vernünftigerweise könnte dies doch den Italienern sonst ganz gleichgiltig sein. Daß dieses Drängen Italiens am Ballplatz nicht Verdacht erregt hat, ist unverständlich. Jedenfalls erklärt es sich nur durch die unglaubliche Kurzsichtigkeit, welche man dort seit einigen Jahren auch in der übrigen äußeren Politik zeigt. Österreich besorgt für Italien die Geschäfte. Nichts wäre leichter gewesen, als bei der Einverleibung von Tripoli von Italien zum Ausgleich Albanien zu verlangen. Denn Bosnien besaß man ja schon seit 30 Jahren unangefochten! Wollte man nicht ganz Albanien einverleiben (wegen der übergroßen Kosten), so hätte es genügt, die leicht zu verteidigende ebene Küste mit den drei Reeden zu besetzen, wobei ohnehin der ebene und fruchtbare Teil den größten Wert gehabt hätte. Das

gebirgige Innere konnte man dann den albanischen Gebirgsstämmen überlassen, die wie bisher kleine Republiken gebildet hätten, welche ohnehin keinen Kulturwert besitzen. Das törichte Geschrei der Serben nach Albanien wäre gleich verstummt, wenn man ihnen anstatt dessen Saloniki angeboten hätte, das nicht nur für Serbien Lebensfrage ist, sondern das auch für Österreich in serbischen Händen ganz anderen Wert hätte, als es jetzt in griechischen hat, denn man hätte an den Besitz durch Serbien handelspolitische Bedingungen knüpfen können, aus denen Österreich Nutzen ziehen konnte.

Statt eine so vernünftige, durch die einfachen Tatsachen und durch die Sachlage ganz natürlich gebotene Politik zu verfolgen, hat man den Karren ganz in den Dreck verfahren. Wo man mit Serbien in Güte hätte auskommen und es sich zum Freund machen können, reizte und erbitterte man es zum großen Behagen Italiens auf jede Weise. Und unser netter „Bundesgenosse" kochte an dem angefachten Feuer seine Polenta! Jetzt hat er sein Ziel erreicht! Er hat verhindert, daß Österreich und Serbien sich einigten und verständigten, daß Österreich die Küste Albaniens in Besitz nahm, er hat die Mächte dazu gebracht, einer Totgeburt, wie dieses „Fürstentum Albanien", zuzustimmen, welches unter den unvermeidlichen Parteiungen eine beständige Quelle von Beunruhigungen bilden muß, und er hat sich selbst die Bahn für seine Wühlarbeit freigehalten. Er hat ferner bewirkt, daß im Falle eines Bruches mit Österreich Serbiens Mithilfe leicht zu erwerben sein wird, während im umgekehrten Falle ein mit Österreich befreundetes Serbien der italienischen Begehrlichkeit nach Albanien einen starken Riegel vorgeschoben hätte. Italien hat also alle Ursache, sehr zufrieden zu sein: es hat den harmlosen „Bundesgenossen" über den Löffel barbiert und es dabei noch so schlau angestellt, daß dieser Harmlose über die falsche „Freundschaft" ganz gerührt ist und die „Loyalität" des lieben „Bundesgenossen" mit allen Engelsstimmen offiziöser Zungen besingt! Und noch in der letzten Zeit ist es

der italienischen Diplomatie gelungen, Österreich wieder für seine eigenen Zwecke vorzuschieben und zu mißbrauchen, indem man es verleitete, an Serbien ganz zweckloser Weise das Ultimatum zu stellen. Es hätte zwar niemandem etwas gemacht, wenn die Serben bis zur endgiltigen Festsetzung der Grenzfrage die strategisch notwendigen Stellungen an dieser Grenze besetzt gehalten hätten, und es wäre immer noch Zeit gewesen, ein Ultimatum zu erlassen, wenn die Serben nach der endgiltigen Grenzregelung sich geweigert hätten, das fremde Gebiet zu verlassen, aber dann wäre eben eine günstige Gelegenheit vorübergegangen, Österreich weiter verhaßt zu machen und es im Ausland zu verhöhnen, daß es nur gegen sehr Schwache tatkräftig auftrete. Und der letztere Vorwurf erscheint nicht einmal so unberechtigt, wenn man sieht, wie Österreich nur gegen Serbien mit dem Säbel rasselt, die italienischen Anmaßungen in der Adria und speziell in Albanien aber sich geduldig gefallen läßt. Wenn je ein Ultimatum am Platz war, so wäre es damals gewesen, als Italien sich anmaßte, Österreich über Albanien Vorschriften zu erteilen und überhaupt auf „Interessengebiete" jenseits der Adria (welche die Italianissimi frech „il mare nostro" nennen!) Ansprüche zu erheben. Aber damals fehlte zu einem solchen Ultimatum der Mut.

Die österreichische Diplomatie gleicht dem Stier, der in der Arena nicht den Chulo sieht, der das rote Tuch schwingt, (also nicht Italien) sondern nur dieses rote Tuch selbst. (Serbien.) Und unter dieser Blindheit müssen die Völker der Monarchie leiden!

Nun wissen wir also, wie das Fürstentum Albanien zustande kam und warum es geschaffen wurde!

Die unüberbrückbaren Gegensätze im Lande.

Aus dem in den vorigen Kapiteln Gesagten konnte schon der Leser ersehen, daß Albanien in ethnographischer, religiöser und politischer Beziehung genau so zusammengewürfelt ist, wie Österreich. Die nachstehende Tabelle mag dies veranschaulichen:

	Gegen			Serben		Griechen	Zinzaren	Osmanen	Andere
	Katholiken	Mohammedaner	Orthodoxe	Orthodoxe	Mohammedaner	Orthodoxe	Orthodoxe	Mohammedaner	Zigeuner, Juden, Fremde
Malsijoren:	**38050**	**18600**	**60**	**770**	**2400**	—	—	—	—
(Davon Klementi	3900	100	—	—	—	—	—	—	—
Škreli	5000	700	—	—	—	—	—	—	—
Kastrati	2400	200	—	170	—	—	—	—	—
Púlati	2650	250	—	—	—	—	—	—	—
Šala	4100	—	—	—	—	—	—	—	—
Šoši	1800	—	—	—	—	—	—	—	—
Posripa	5400	4200	—	—	—	—	—	—	—
Rioli	1200	1800	—	—	—	—	—	—	—
Kopliki	800	1800	—	400	—	—	—	—	—
Busahujt	600	300	60	—	—	—	—	—	—
Marturi	4080	120	—	—	—	—	—	—	—
Tači	3000	350	—	—	—	—	—	—	—
Nikaj	2200	—	—	—	—	—	—	—	—
Krasnići	170	3230	—	—	—	—	—	—	—
Gaši	—	4000	—	—	—	—	—	—	—
Hasi)	750	1550	—	200	2400	—	—	—	—
Mirediten	**36500**	**2000**	—	—	—	—	—	—	—
Dukadžini	**7400**	**3600**	—	—	—	—	—	—	—
Matija	**7500**	**9500**	—	—	—	—	—	—	—
Ljuma	**1000**	**4000**	—	**320**	**2600**	—	—	—	—
Debar (Dibrani)	**500**	**30000**	**1000**	**8000**	**5000**	**2000**	**600**	**300**	**400**
Zadrima	**7200**	**3000**	**20**	**10**	—	—	—	—	—
Škodra	**20000**	**33000**	**1000**	**200**	—	**100**	**50**	**200**	**300**
Lješ	**7200**	**600**	**120**	—	—	**10**	**10**	**10**	**50**
Mittelalbanien (Kruja, Tirana, Elbasan zc.)	**3650**	**66000**	**8400**	**20000**	**4000**	**40**	**40**	**140**	**250**
Oberalbanien	**129000**	**170300**	**10600**	**29300**	**14000**	**2150**	**700**	**650**	**1000**

Oberalbanien allein hat also schon als Gegensätze unter 357,700 Einwohnern in nationaler Beziehung 309,900 Gegen, 43,300 Serben, 2160 Griechen, 700 Zinzaren, 650 Osmanli und 1000 Zigeuner, Juden oder fremde Europäer. In religiöser Beziehung hat es auf 129,000 Katholiken 185,700 Mohammedaner, 42,800 Orthodoxe und 100 Juden*)

Unteralbanien, soweit es in den auf der Karte angegebenen Grenzen eingeschlossen ist, welche von den Diplomaten festgesetzt wurden — also ohne Arjirókastro zc., welches aber den Albanesen von Italien zugedacht ist, das sich für seine künftige Besitzung Avlona ein Hinterland aufbewahren will — hat unter etwa 237,000 Einwohnern 170,000 Tosken (davon 10,000 Katholiken, 130,000 Mohammedaner und 30,000 Orthodoxe), 20,000 Serben (nämlich 13,000 Orthodoxe und 7000 Mohammedaner, fast alle im Kreise Gorica), 20,000 orthodoxe Griechen, 20,000 orthodoxe Zinzaren, 3000 Osmanli und 4000 Zigeuner, Juden und Fremde. Folglich hat Unteralbanien in religiöser Beziehung etwa 10,000 Katholiken, 83,000 Orthodoxe, 143,000 Mohammedaner und 500 Juden.

Das ganze Fürstentum Albanien zählt somit unter 594,700 Einwohnern in nationaler Beziehung 309,900 Gegen, 170,000 Tosken, 63,300 Serben, 22,160 Griechen, 30,700 Zinzaren, 3650 Osmanli, 5000 Fremde (Zigeuner, Juden und Franken). Sollte es jedoch den Ränken der italienischen Diplomatie gelingen, Österreich und die anderen Mächte dazu zu bringen, daß sie die Südgrenze den angeblichen Wünschen der Albanesen (richtiger der Italiener) in der Weise festsetzen, wie auf der Karte

*) Die an Montenegro abgetretenen Gebiete: 3000 katholische und 40 mohammedanische Hoti, 1200 katholische und 1350 mohammedanische Gruda, 620 katholische, 25 mohammedanische und 40 orthodoxe Trjepši und 480 katholische Kočaj, zusammen 5400 katholische, 1415 mohammedanische und 40 orthodoxe Maljisoren, sowie der an Serbien abgetretene Teil der Dibrani wurden von mir in der Liste auf voriger Seite nicht berücksichtigt.

ebenfalls angedeutet ist, so würde sich die Bevölkerung des Fürstentums um etwa 150,000 Seelen vermehren, nämlich um 40,000 mohammedanische und 50,000 orthodoxe Tosken, 30,000 orthodoxe Griechen, 25,000 orthodoxe Zinzaren, 2000 Osmanli und 3000 Fremde. In diesem Falle stünden dann den 310,000 Gegen 260,000 Tosken entgegen und die Zahl der Griechen würde auf über 52,000, jene der Zinzaren auf fast 56,000 steigen.

Nachstehende Tabelle veranschaulicht das Verhältnis in den beiden Fällen, je nach dem die Grenze den italienischen oder den griechischen Wünschen gemäß gezogen wird, wobei ich aber bemerke, daß die Zahlen für Mittelalbanien, namentlich aber für Unteralbanien nur auf sehr rohen Schätzungen beruhen, welche bei einer Volkszählung vielleicht wesentlich geändert werden würden*)

Nach der Sprache.	Nach griechischen Ansprüchen	Nach italienischen Wünschen
Gegen	309 900	309 900
Tosken	170 000	260 000
Serben	63 300	63 300
Zinzaren	22 160	52 160
Türken	30 700	55 700
Andere	3 650	5 650
Griechen	5 000	8 000
Nach der Religion.		
Katholiken	139 000	139 000
Orthodoxe	125 800	232 000
(Zusammen Christen)	(264 800)	(371 000)
Mohammedaner	328 700	372 000
Juden	600	1 000

Nach den letzten Nachrichten hat Italien seinen Willen durchgesetzt, also wurde Argirókastro zu Albanien geschlagen, weshalb die Zahlen dieser Kolumne der Wahrheit näher kommen.

*) Dies gilt namentlich in Bezug auf die Zahlen der Tosken, Griechen und Zinzaren. Denn unter den sich für „Griechen“ ausgebenden Leuten gibt es viele, die keine Hellenen sind, sondern in ethnographischer Beziehung Tosken oder Zinzaren, die aber

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Gegen in jedem Falle die Übermacht besitzen und daher die Vorherrschaft beanspruchen werden. Dies beweist auch der Umstand, daß sie ihre neuen Briefmarken mit lateinischer Schrift (aber fantastischer Rechtschreibung) und in gegischer Sprache anfertigen ließen, („Škjipenia" — oder wie sie es schreiben „Shkypënia" — statt „Škjiperia"). Den Tosken wird dies wohl ebensowenig angenehm sein, als es z. B. den Preußen wäre, wenn das Plattdeutsche zur Staatssprache erhoben würde. Und die zahlreichen serbischen, griechischen und zinzarischen Minderheiten werden auch nicht zufrieden sein, so ganz in den Hintergrund geschoben zu werden, besonders, wo doch das Serbische,

---

durch die griechischen Schulen — die einzigen im Lande, auf denen man etwas lernen kann! — gräzisiert wurden und sich als Griechen fühlen. Ich habe auch in Makedonien die Erfahrung gemacht, daß Zinzaren und Serben sich für „Griechen" ausgaben, um nicht dem bulgarischen Exarchat untergestellt zu werden. Daß die Gegen in ihrer großen Mehrheit nicht Škjipetaren, sondern albanisierte Serben sind, habe ich schon früher nachgewiesen. Man kann aber auf das Vergangene keine Rücksicht nehmen und muß mit den heutigen Tatsachen rechnen, denn sonst müßte man ja auch alle jene Deutschen zu den Slaven rechnen, welche von diesen abstammen, was sich meist durch ihre Namen verrät. (Z. B. alle auf ow, itz, etz, tsch und nik endenden). Denn geradeso wie die Preußen, Pommern, Mecklenburger, Brandenburger und die Hälfte der Sachsen ursprünglich Slaven waren, die vor mehr als 1000 Jahren germanisiert wurden und jetzt von ihrer slavischen Abkunft keine Ahnung haben, genau so sind die meisten Gegen und ein Teil der Griechen und Tosken slavischer Abstammung. Wurde doch noch im 15. Jahrhundert im Peloponnes serbisch gesprochen und die Hälfte aller Ortsnamen in Albanien, Epirus, Thessalien, Hellas und dem Peloponnes verraten die slavische Wurzel, wenn sie nicht gar rein serbisch sind. (Diese Bemerkungen mache ich nur aus wissenschaftlichen Gründen, denn in politischer Beziehung ist die Sache heute völlig gleichgiltig. Stammen ja doch selbst Deutschlands geschworene Feinde, die Franzosen, von den deutschen Franken ab, die sich mit den Galliern vermischten! Und wie viel arabisches Blut fließt in den Adern der Spanier, Sizilianer oder gar Malteser! Und die Eroberer Englands von 1066 waren französisierte Normeger, die ihrerseits die dänisierten und germanisierten Kelten teilweise französisierten!)

Griechische und Rumänische auf einer höheren Kulturstufe steht, als das Albanesische, dessen linguistische Stellung etwa jener des Suaheli oder Guarani gleichkommt. Die aus Österreich bekannten Sprachenfragen werden sich also im Kleinen auch in Albanien wiederholen. Am schlimmsten würde es in dieser Beziehung sein, wenn den italienischen Wünschen Rechnung getragen wird, weil dann die Zahl der Nichtgegen außerordentlich verstärkt wird, und die Gegen dann überhaupt nicht viel mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen würden. In diesem Falle, (der von den ahnungslosen und arglosen österreichischen und sonstigen Diplomaten gar nicht bedacht wird) würde also die Sprachenfrage allein schon im neuen Fürstentum Verwicklungen, Streitigkeiten und Gehässigkeiten hervorrufen, welche der Abklatsch jener von Österreich sein werden. Vermutlich würde sich dann in absehbarer Zeit der toskische Süden ganz vom gegischen Norden losreißen und ein eigenes Reich bilden.

Nicht minder gefährlich ist die Verschiedenheit der Religion. Katholiken und Orthodoxe, die sich gegenseitig verabscheuen, sind nahezu gleich stark, und wenn die Grenze nach italienischen Wünschen gezogen wird, so befinden sich die Orthodoxen sogar in erdrückender Überzahl. Alle Christen zusammen erreichen aber nicht die Zahl der Mohammedaner, welche in jedem Fall das Übergewicht besitzen würden. Nur wenn die italienischen Grenzen angenommen würden, wären die Mohammedaner mit den Christen gleich stark. Aber selbst dann würde das den Christen nichts nützen, weil sie eben zwei verschiedenen Sekten angehören, die sich gegenseitig befehden, also den geschlossen zusammenhaltenden Mohammedanern gegenüber jedenfalls den Kürzeren ziehen würden. Der neue Fürst, Prinz Wilhelm zu Wied, ist Protestant und als solcher jeder der im Lande befindlichen Religionen fremd. Das hätte wohl einerseits den Vorteil der Parteilosigkeit, aber anderseits den Nachteil, daß er sich auf gar niemanden stützen kann! Er müßte sich

also für eine der drei Religionen entscheiden und in einem solchen Falle würde er es sich natürlich mit den beiden andern verderben und das recht gründlich!

Die ersten Schwierigkeiten der künftigen Regierung werden also darin bestehen, daß durch Festsetzen einer Staatssprache*) und einer Staatsreligion beträchtliche Minderheiten sich verletzt fühlen würden. Niemals würden die Gegen zugeben, daß das Toskische zur Staatssprache erhoben wird, und auch die serbisch und griechisch redenden Minderheiten würden dagegen Stellung nehmen. Ganz wie in Österreich! Und was die Religion betrifft, so kann man es als völlig aussichtslos bezeichnen, daß eine Staatsreligion eingesetzt wird; die Christen würden sich nicht dem Islam und die Moslemin nicht dem Christentum unterordnen. Von einer *Staatsreligion* könnte also unter *keinen* Umständen die Rede sein. Ebensowenig von der *Bevorzugung* irgendeiner der drei Religionen. So wünschenswert dies aber auch vom Standpunkt der Gerechtigkeit wäre, die Mohammedaner würden davon nichts wissen wollen, denn ihre Religion schreibt ihnen vor, daß sie zu *herrschen* haben, ja der Koran verlangt sogar die gewaltsame Ausbreitung des Islam durch Feuer und Schwert. Wo er die Macht dazu hatte, tat er es ja auch. Nun ist allerdings nicht daran zu denken, daß die Mohammedaner Albaniens ihre christlichen Mitbürger gewaltsam zum Islam zwingen, aber nachdem sie einmal die Mehrheit besitzen, werden sie der *herrschende* Teil sein wollen. Und dem muß jede künftige Regierung des Landes Rechnung tragen. Nachdem also die Mohammedaner numerisch die Übermacht haben, kann man auch jede Hoffnung aufgeben, daß durch Gesetze Änderung geschaffen würde. Eine Regierung *gegen* die Mohammedaner ist unmöglich, weil diese gleich zu den Waffen greifen und ihre

*) Aus den Inschriften der Poststempel ersehe ich ebenfalls, daß das *Gegische* Staatssprache werden soll. Das wird natürlich die Tosken mit Erbitterung erfüllen und leidenschaftliche Sprachenkämpfe wie in Österreich herbeiführen.

Rechte behaupten würden. Folglich muß man mit ihnen regieren. Und wo ist der Naive, der sich einbildet, ein Mohammedaner werde gegen seine Religionsgenossen und zugunsten der verhaßten Christen regieren! Und welche Bürgschaften für eine kulturelle Zukunft kann ein Land bieten, das von Mohammedanern nach mohammedanischen Grundsätzen und Gesetzen regiert wird? Im neuen Staate werden somit die Christen bedrückt werden (die Bergbewohner ausgenommen, welche, wie erwähnt, einen Staat im Staate bilden und sich ihre volle Unabhängigkeit bewahren werden), und dies führt naturgemäß zu ihrer Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge. Die zu Griechenland hinneigenden toskischen Christen werden wahrscheinlich Vereinigung mit Griechenland anstreben*). Die Griechen, niemals träge, wenn es sich

*) Wie richtig diese Mutmaßung ist, zeigt mir die Nr. 3661 der Pariser „Illustration“ vom 26. April 1913, die mir bei Drucklegung in die Hand kommt und in der ich den Bericht eines Amerikaners, des Berichterstatters der „Chicago Daily News“, Paul Scott Mowrer, finde, welcher von Elbasan nach Durres reiste. Als Amerikaner waren ihm die Balkanvölker sicherlich ebenso gleichgiltig als unbekannt und gerade deshalb können seine Mitteilungen für unbefangen gelten. Er erzählt nun, daß er auf der ganzen Strecke die Leute überwiegend griechischer (orthodoxer) Religion fand und daß diese Orthodoxen, welche albanesisch sprachen, in Kavaja den sehnlichen Wunsch ausgesprochen hätten, mit dem Königreich Serbien vereinigt zu werden. Die Serben waren darüber entzückt und versprachen den Leuten viele Vorrechte, die sie bis dahin nie genossen hatten. Deshalb waren die Kavajer nun ganz bestürzt, als Mowrer ihnen die frische Nachricht brachte, daß die Mächte beschlossen hätten, aus Albanien ein unabhängiges Fürstentum zu machen. „Ich habe selten Leute in größerer Verzweiflung gesehen“ schreibt Mowrer; „sie riefen: ‚Aber es gibt doch keinen einzigen Albanesen, der ein autonomes Albanien wünschen würde!‘ (Hier flicht Mowrer eine Bemerkung ein, aus der ich schließe, daß er unter den Bergalbanesen andere Erfahrungen gemacht hatte.) ‚Haben Sie nicht von der großen Volksbittschrift von Durres gehört (fuhren sie fort), welche die Mächte bittet, man möge Durres mit Serbien vereinigen? Fragen Sie wen Sie wollen und man wird Ihnen antworten, daß wir die Wahrheit sprechen.‘ Wir erkundigten uns später und wir erfuhren, daß die Bevölkerung von Durres zur größeren Hälfte orthodox sei, was den

darum handelt, ihr Reich zu erweitern, werden mit beiden Händen die nach ihnen ausgestreckte Hand der christlichen Tosken ergreifen, sie als „Brüder" ansehen und wahrscheinlich die erste günstige Gelegenheit benützen (z. B. wenn die Großmächte unter sich uneinig oder gar im Krieg sind), um Unteralbanien zu erobern, was ihnen eine Kleinigkeit wäre, sofern sie darin von keiner fremden Macht gestört werden. Die wenigen Serben dürften vielleicht Vereinigung mit Serbien wünschen, aber bei ihrer Zersprengtheit ist gar nicht daran zu denken, daß ihr Wunsch verwirklicht werde — es sei denn, die Verhältnisse änderten sich so, daß die Bergbewohner sich ebenfalls mit den Serben aussöhnen und freiwillig sich an Serbien anschließen. Aber dies gehört zu den unwahrscheinlichsten Dingen und kann schließlich außer Betracht gelassen werden. Jedenfalls werden wir es nicht erleben.

Aber das ist noch lange nicht alles!

Wert der Bittschrift beleuchtet. Trotzdem machte uns ein Punkt in dem Gedankengang der erschreckten Leute Eindruck: die Christen sind orthodox; so sind viele Albanesen, andere katholisch und nun sagen sie sich: ‚Wenn Albanien unabhängig wird, so werden die Mohammedaner, welche die Mehrheit bilden, die Christen unterdrücken.' Und ich zweifle nicht, daß es so sein wird, denn die albanesischen Mohammedaner sind bekannt fanatisch."

Offenbar aus der gleichen Befürchtung erklärt sich auch ein italienisches Telegramm vom 9. Dezember 1913, welches besagt, daß die internationale Abordnung am 7. in Arjirókastro angekommen sei. „Während die Kommission die Dörfer passierte, hielten bewaffnete Männer und Frauen die Automobile an und verlangten, daß der Epirus nicht zu Albanien geschlagen werde. Als eine Frau die Flinte gegen ein Automobil richtete, gab der englische Delegierte einen Schuß ab, der jedoch sein Ziel verfehlte. Bei ihrer Ankunft in Arjirokastro wurde die Kommission von dem „heiligen" Bataillon sowie der Bevölkerung der benachbarten Dörfer und den Mitgliedern des epirotischen Komitees empfangen, die sämtlich Waffen trugen und eine Kundgebung zugunsten der Angliederung an Griechenland veranstalteten." Derlei kann man als Wetterleuchten vor dem Sturm betrachten, der wohl bald ausbrechen wird, denn die Griechen verstehen es, die mit ihnen sympathisierenden Völker im richtigen Augenblick aufstehen zu lassen!

Die Bergstämme sind es seit Jahrhunderten gewohnt, sich nach ihren eigenen oft sonderbar anmutenden Gesetzen und nach der Blutrache zu regieren. Nie haben sie sich den türkischen oder anderen Gesetzen unterworfen, und sie werden es ganz bestimmt ablehnen, sich irgendwelchen anderen Gesetzen anzubequemen. Sie werden also eine Ausnahmsstellung im Reiche einnehmen, und da sie zusammen 90 000 Katholiken und 37 000 Mohammedaner stark sind, die sich durch besondere Tapferkeit und Freiheitsliebe auszeichnen, kann man über sie nicht zur Tagesordnung übergehen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Mohammedaner ebenfalls ihr eigenes, auf dem Koran fußendes, Gewohnheitsrecht (Seriat) haben, von dem sie aus religiösen Gründen nicht abweichen wollen. Die bisher geltenden Gesetze und Gewohnheiten der Mohammedaner werden also ebensowenig wie jene der Bergbewohner geändert werden können. Nachdem aber beide veraltet sind und in die Jetztzeit nicht passen, auch mit den Anforderungen der Kultur im Zwiespalt stehen, bildet dies die dritte große Schwierigkeit für ein gedeihliches Regieren. Man würde dann drei verschiedene Gesetze und Einrichtungen haben: für die Bergbewohner, für die Mohammedaner und für die übrigen Bewohner, welch letztere allein das kulturmögliche Element darstellen.

Die vierte große Schwierigkeit wird darin bestehen, daß die Albaner abgesagte Feinde des Steuerzahlens sind. Bisher regierten sich die Bergbewohner als kleine unabhängige Republiken nach ihrer Art und zahlten den Türken keine Steuern. Ich weiß, welche Mühe es 1880 kostete, die Oberalbaner, die sich doch in ihrer „Liga" geeinigt hatten, zur freiwilligen Zahlung von Beiträgen dafür zu bekommen. Die Bergbewohner zahlten fast gar nichts, und die Katholiken der Städte und Ebenen nur unter der Drohung, daß andernfalls ihre Häuser verbrannt würden. In Albanien herrscht nämlich der Partikularismus mehr als ehedem in Deutschland, und ein Nationalbewußtsein fehlt gänzlich. Nur

das Stammesbewußtsein ist sehr stark ausgeprägt. Daher auch die Fehden der einzelnen Stämme untereinander und das Hineinziehen ganzer Stämme in die Blutrache. Ich bin überzeugt, daß die Bergbewohner nach wie vor sich weigern werden, Steuern zu zahlen und daß auch die Mohammedaner es so schlau einrichten werden, daß die Hauptlasten nur von den christlichen Bewohnern der Ebenen, Städte und des toskischen Gebietes getragen werden. Dies muß natürlich bei den letzteren große Mißstimmung hervorrufen und könnte auch zu blutigen Aufständen führen.

Die fünfte große Schwierigkeit dürfte die Rekrutierung bieten. Bisher haben die Albaner nur Freiwillige gestellt und dies natürlich nur dann, wenn sie gut bezahlt wurden. Man kann den Versuch als völlig aussichtslos ansehen, die Bergbewohner der allgemeinen Wehrpflicht zu unterwerfen. Sie würden sich dieser jetzt ebenso widersetzen wie unter den Türken, wenn diese Rekruten haben wollten.

Wie man unter solchen Umständen glauben kann, daß Albanien eine Aussicht hat, unter den künftigen Kulturstaaten eine Rolle zu spielen, ist mir rätselhaft. Schon die fürchterliche Rückständigkeit der Bevölkerung ist da ein Haupthindernis. Gegenwärtig gibt es im ganzen Lande nur in den Städten ein paar von der Geistlichkeit unterhaltene Schulen*). Die Bergbewohner und überhaupt die Dörfler genießen gar keinen Unterricht, und die

---

*) Nach den Zeitungen soll Albanien ein Parlament erhalten. Nachdem nun nicht ein Hundertstel der Albanesen lesen und schreiben kann und nur die Hälfte der Bevölkerung überhaupt gegisch versteht, kann das ein nettes Parlament werden! Mich würde es nicht wundern, wenn in ihm mehr Schüsse als Worte gewechselt würden! Aber von all diesen Dingen hat die harmlose österreichische Diplomatie keine Ahnung! Die italienische allerdings, aber diese will ja künftige Verwicklungen und Anarchie, weil dies die einzige Möglichkeit für sie bietet, ihren Endzweck zu erreichen: Einverleibung Albaniens in Italien! Es gehört die ganze Verständnislosigkeit der österreichischen Regierung dazu, dies nicht zu durchblicken und dem italienischen „Bundesgenossen“ derart auf den Leim zu gehen!

Mohammedaner nur den bekannten türkischen, der in der Kenntnis des Korans besteht. Es müßte da von Grund auf begonnen werden und woher nimmt man die Lehrkräfte und — die Mittel?

Außerdem besitzt das Land nicht einmal Fahrstraßen, geschweige denn Eisenbahnen, deren Bau wegen des gebirgigen Geländes überaus kostspielig käme und bei der mangelnden Industrie und ungenügenden Landwirtschaft und Viehzucht auch unlohnend wäre. Für den Seehandel besitzt es keinen Hafen. Denn Durres, Medua und Avlona sind nur wertlose Reeden. Und zum Seehandel gehören gute Verbindungen mit dem Hinterland, die gänzlich fehlen und nur mit ungeheuren finanziellen Kosten herzustellen wären. Wer soll diese aber beistellen? Wenn sich Kapitalisten fänden, die so töricht wären, ihr gutes Geld für albanische Anleihen zu geben, so würden sie bald sehen, daß es mit der Zinsenzahlung ärger aussehen würde als mit der türkischen zu deren schlechtester Zeit. Und im Lande selbst hat man kein Geld. Ohne Geld aber keine Kultur und kein Fortschritt.

Hat Albanien eine Zukunft?

Nachdem Italien die Errichtung eines Fürstentums Albanien betrieben, von dem es weiß, daß es nicht lebensfähig ist, und nachdem es die naive österreichische Regierung für diese Idee gewonnen hatte, begann die Suche nach einem passenden Fürsten. Denn natürlich sollte ein christlicher Herrscher das Land regieren! Wie denken sich die naiven Diplomaten dies eigentlich? Zunächst vergessen sie, daß die meisten Mohammedaner nur ganz unwillig sich einem christlichen Herrscher unterwerfen. Wo dies geschieht, ist es nur eine Folge des Umstandes, daß sie wegen der Übermacht des christlichen Herrschers keinen Widerstand leisten können. So in Rußland, Indien, Österreich, Serbien und Bulgarien. (Übrigens erfreuen sich selbst in Bulgarien die Pomaken — bulgarisch sprechende Mohammedaner — auch heute noch tatsächlicher Unab-

hängigkeit, indem sie weder Steuern zahlen noch Rekruten stellen!) In Albanien entfällt dies aber, weil der Herrscher an sich keine Macht ist, noch solche zur Verfügung hat, die Mohammedaner im Zaum zu halten. Er wird also mit den Wölfen heulen müssen, wenn er sich behaupten will (und namentlich wenn ihm sein Leben lieb ist, denn die Albanesen machen wenig Federlesens und ein Menschenleben wird dort überhaupt gesetzlich nur auf 225 Mark veranschlagt!) und das bringt ihn natürlich seinen eigenen christlichen Untertanen gegenüber, sowie in seinen Beziehungen zu Europa in eine schiefe Lage. Seine Stellung wird also so dornenvoll sein, daß ein Herrscher aus einer europäischen Fürstenfamilie sicherlich schon in kürzester Zeit dem Thron entsagen würde. Wer sollte es auch auf einem albanesischen Thron aushalten!?

Einen anderen Fürsten außer ein Mitglied einer europäischen Fürstenfamilie konnte man deshalb nicht einsetzen, weil es keine Persönlichkeit gibt, die darauf Anspruch machen könnte oder die nötigen Eigenschaften, namentlich die erforderliche Autorität besitzen würde. Zwar haben ein paar Schwindler à la „Prinz Aladro" sich für Nachkommen Skanderbegs ausgegeben und sich Fürsten Kastriota genannt, aber nachdem nachweisbar Skanderbegs Familie im Manns- und Frauenstamm längst erstorben ist, sind deren Ansprüche lächerlich. Da könnte mit besserem Rechte ich selbst Ansprüche erheben, weil, wie ich S. 9 erwähnte, urkundlich feststeht, daß ich in direkter männlicher Linie von der alten serbischen Dynastie abstamme, die im Mittelalter auch Albanien beherrschte. Aber eine solche Lächerlichkeit fällt mir natürlich gar nicht ein. Und noch weniger würde ich eine albanesische Dornenkrone annehmen, trotzdem (oder vielmehr weil) ich die dortigen Verhältnisse und die schwierige Kunst mit den Bewohnern umzugehen sicherlich besser kenne als irgend ein dorthin berufener Fremder, der von Albanien und den Albanesen keine blasse Ahnung hat.

Jetzt hat der Prinz Wilhelm zu Wied in bewun-

dernswerter Selbstverleugnung sich bereit erklärt die Krone Albaniens anzunehmen, wenn — ihm die Mächte verschiedene Kleinigkeiten verbürgen; als da ist einstimmiger Wunsch der Bevölkerung, gesicherte Grenzen, eine Anleihe von nur 75 Millionen und — hier zeigt sich „Fürst Wilhelm I." als ahnungsvoller Engel! — eine Pension von 200,000 Franken im Falle seiner Abdankung. Natürlich nur, auf daß ihm sein Aufenthalt in dem Lande, wo es mehr Ungeziefer als Geld gibt, „eine angenehme Erinnerung" sei. (Wie ich die lieben Škjipetaren kenne, ist es nicht ausgeschlossen, daß sie den Mächten die Zahlung dieser Pension ersparen, indem sie ihren vielgeliebten Landesvater von Österreichs und Italiens Gnaden noch vorher ins Jenseits befördern.)

Sehen wir uns nun einmal zunächst die „Bedingungen" an. Die Einstimmigkeit kann sehr leicht herbeigeführt werden, wenn die interessierten Mächte es nicht an dem nötigen Bakšiš fehlen lassen, mit dem in Albanien alles zu erreichen ist. Es dürfte dann eine solche „Einstimmigkeit" herbeigeführt werden, wie es jene war, die den Erzherzog Ferdinand Max bewog, die Krone von Mexiko anzunehmen. (Ich habe vor 7 Jahren meine Visitenkarte in der Kapelle von Querétaro abgegeben, die an der Stelle steht, wo der durch „einstimmige Wahl" zum Kaiser gewählte Fürst von seinen geliebten „Untertanen" erschossen wurde.)

Was die gesicherten Grenzen betrifft, so möchte ich meine bescheidene Ansicht dahin äußern, daß die von den Diplomaten gezogenen Grenzen vermutlich jenem gehobenen Gefühl ihre Entstehung verdanken, welches der Mensch gewöhnlich dann hat, wenn er — zu stark gefrühstückt hat. Denn bei ganz klarem Verstand können die Diplomaten damals nicht gewesen sein. Oder sie müßten so harmlose und unerfahrene Gemüter gewesen sein, welchen es unbekannt war, daß man Grenzen am zweckmäßigsten so zieht, daß sie auf unzugänglichen Gebirgskämmen laufen, wobei natürlich auch auf die ethnographischen Verhältnisse und die Wünsche der Bevölkerung Rücksicht genommen

wird. Von diesem Standpunkt aus müßten die Grenzen Albaniens von Montenegro ab folgendermaßen verlaufen: zunächst entsprechend den von den Mächten gezogenen Grenzen, dann aber südöstlich von Gjakovica auf dem Kamm des Gebirges der Hasi, dessen Gipfel durch den Paštrić gekennzeichnet ist. Den Weißen Drim bei der Einmündung des Schwarzen in ihn überschreitend, müßte die Grenze dann auf der Wasserscheide zwischen dem letzteren und dem Bach Kalimaska südwärts laufen, zur Maja e madhe ansteigen, dann über Arnja und Kaličjeri zum Malj Čidin, auf dem Kamme des Malj-i-zij beständig den Wasserscheiden folgen, bis das Martaneš-Gebirge erreicht ist, auf diesem scharf östlich abbiegen, über Klenje und Stebljevo zur Jablanica hinauf, der alten Vilajetsgrenze folgend, den Gipfel der Odoništa Planina erreichen und von dort auf dem höchsten Gebirgskamme zum Malik-See hinab, der bei der Mündung des Devol erreicht würde, wo die Grenzen von Serbien und Griechenland zusammenstoßen. (Siehe die Karte.) Diese Grenzlinie hätte nämlich den Vorteil, daß Serbien und Albanien ganz von einander abgeschlossen wären, indem nur (im Süden beginnend) die Saumpfade über die Odoništa, von Klenje, von Peladej und von Lurja nach Klješe, das Tal des Mola Lurese und der Saumpfad längs dem Weißen Drim den Verkehr zwischen beiden Ländern ermöglichten. Diese Punkte könnten aber beiderseits leicht durch Forts gesperrt werden, so daß keiner der beiden Staaten von dem Einbruch des andern zu fürchten hätte. So wie die Grenze aber von den Diplomaten gezogen wurde, läßt sie den ganzen Drim von der montenegrinischen Grenze bis gegen Barlovce als offene Grenze, ebenso westlich von Debar von der Mündung des Vito Zeze bis nahe gegen Lukovo und die Gegend zwischen dem Ohrid-See und dem Malik-See. Da kann es nicht an endlosen Grenzzwischenfällen und Beunruhigungen Europas fehlen.

Was nun die Grenze zwischen Albanien und Griechenland betrifft, so ist zu berücksichtigen, daß die Tosken den

Griechen gegenüber anders stehen, als die Gegen gegenüber den Serben. Zwar sind die Gegen nichts anders als albanisierte Serben, aber dies wissen sie nicht und das Nationalgefühl ist ihnen nicht nur gänzlich abhanden gekommen, sondern sie hassen im Gegenteil ihre blutsverwandten Serben. Bei den Tosken wieder ist es merkwürdig, daß sie stark griechisch gesinnt sind, trotzdem sie ethnographisch von den Hellenen ganz verschieden sind und von diesen verachtet werden. Dies kommt nämlich daher, daß die einzigen Schulen, auf denen die Tosken Unteralbaniens etwas lernen können, griechische Schulen sind, wo ihnen also schon als Kind griechisches Denken eingeimpft wurde. Und so wie z. B. die kroatische Bevölkerung von Lussin und Zara sich einbildet „vornehmer" zu sein, wenn sie sich auf die „Italiener" hinausspielt und sich gar als Italianissimi geberdet, ebenso spielen sich die gebildeteren Tosken auf die Griechen hinaus, indem sie öffentlich griechisch reden (zu Hause natürlich toskisch) und mit Griechenland sympathisieren.*) Dies kann man ganz besonders in dem streiti-

*) Bezeichnend in dieser Beziehung ist, was Leutnant M. Müller, den die „Berliner Morgenpost" im Herbst 1913 nach dem Balkan geschickt hatte, am 16. November aus Avlona schrieb:

„Die Kommission hatte als Grundsatz für die Führung der Grenzlinie den Umstand angenommen, daß dort, wo überwiegend albanisch gesprochen werde, albanisches Gebiet sein sollte. Wie aber das feststellen in einer Gegend, wo auch die meisten Leute das Griechische beherrschen, und aus freiem Willen oder aus Furcht sich als Griechen bekennen? Die Kommission ließ sich keine Mühe verdrießen, wobei namentlich der italienische Delegierte Castaldi einen wahren Feuereifer bewies und von dem österreichischen Generalkonsul Bilinski wärmstens unterstützt wurde. Er ging in jedes Haus und sprach, der albanischen Sprache vollständig mächtig, mit den Frauen und Kindern. In der Tat ist es ja für die Beurteilung einer Landessprache wesentlich, in welchem Idiom sich der interne, häusliche Verkehr abwickelt. Frauen und Kinder, die überdies der Politik fernstehen, werden eher die Wahrheit verraten, welchem Stamme sie angehören.

Fast in jedem Hause wurde den Kommissionsmitgliedern der Eintritt mit Gewalt verwehrt, so daß in manchen Gegenden die Delegierten nicht einmal ein Obdach erhielten und im Freien über-

gen Gorica sehen (serbisch „Berglein", doch könnte es auch Korica, serbisch „Rinde" heißen), welches von den Griechen Korytza, von den Albanesen Korča genannt wird. Die Stadt selbst hat (ethnographisch betrachtet) auf 7000 Tosken und 600 Zinzaren 600 christliche und gegen 4000 mohammedanische Serben, aber keinen Griechen. Weil aber die dortigen Schulen griechisch sind, fühlen die Bewohner (die Christen nämlich) griechisch und wünschen die Vereinigung mit Griechenland, während die Diplomaten sie zu Albanien geschlagen haben. Hier haben wir also den seltsamen Fall, daß eine Stadt, deren größere Hälfte tos-

---

nachten mußten, und auch keine Lebensmittel erhielten, so daß sie lediglich auf mitgebrachte Konserven angewiesen waren. Der Oesterreicher Bilinski ist denn auch infolge dieser Lebensweise schwer erkrankt und mußte nach Janina gebracht werden. In einer Ortschaft wurde ein 6jähriger Knabe vor die Kommission gebracht, der ausrief: „Ich bin ein Grieche und werde es bis zu meinem letzten Atemzuge bleiben. Wozu seid Ihr in unser Land gekommen, wenn Ihr aus endlich freigewordenen Griechen lumpige Albanier machen wollt!" Und so weiter mit Grazie kanzelte der 6jährige hellenische Held die ergrauten Delegierten ab.

Der französische und der russische Delegierte befanden sich stets auf der den Griechen günstigen Seite, während die Delegierten des Dreibundes bemüht waren, für Albanien zu retten, was zu retten war. Zum Glück schlug sich der englische Delegierte in vielen Fällen zur Dreibundseite, wodurch eine Einigkeit erzielt werden konnte.

Das Schwerste bleibt erst zu tun übrig, und das ist der gegenwärtig in Avlona weilenden Kontrollkommission der sechs europäischen Generalkonsuln vorbehalten. Sie sollen die eigentlichen Schöpfer des Staates Albanien werden. Seit Monaten beraten sie über alle Fragen, die überhaupt nach der Grenzregelung noch in Betracht kommen; die Bildung der Regierung, die Festsetzung ihrer Befugnisse, die Einrichtung der Justiz, des Geld- und Schulwesens, die Fürstenfrage und vieles andere. Ihr Wirkungsgebiet ist nahezu unbegrenzt, denn sie dürfen eigentlich keinen Stein auf dem anderen lassen, wenn das große Werk gelingen soll. Wenn aber der Staat Albanien bereits besteht, seine Verwaltungsmaschine schon im Gange ist, sollen sie noch zehn Jahre lang als Kontrolle für die jeweilige Regierung dableiben. Der deutsche Vertreter, Generalkonsul Winkler, ist bereits für einige Zeit außer Gefecht gesetzt. Vor einigen Tagen wurde er von einem tollen Hund gebissen.

kisch ist, von einer Vereinigung mit einem unabhängigen Albanien nichts wissen will! Gibt die Diplomatie diesem Wunsche nach, so müßte eine zweckmäßige Grenze vom oben erwähnten Odoništa-Gebirge (das Grenze gegen

Die übrigen Mitglieder der Kommission arbeiten mit größtem Eifer. Sie stehen in inoffizieller Verbindung mit der provisorischen Regierung, die ja formell von den Großmächten noch nicht anerkannt ist. Das wird wahrscheinlich erst mit der Lösung der Fürstenfrage geschehen. Die provisorische Regierung berät sich auch jeden Tag. Aber außer Ismail Kemal und seinem Freund und Finanzminister Dr. Tschako ist keiner dieser albanischen Staatsmänner seiner Aufgabe gewachsen. Das lähmt auch die Arbeitskraft Ismail Kemals, der die geringsten „Regierungshandlungen", wie Anstellung eines Gendarmen, Ausstellung von Quittungen, Korrespondenz und Verkehr mit den Konsuln selber machen muß, wenn sie getan sein sollen. So ist es noch lange hin, ehe man ernstlich von einem „Staate" Albanien wird sprechen können. Vorläufig schwebt noch alles in der Luft; kaum die grauen Umrisse der künftigen Gestaltung werden sichtbar. Im ganzen ist es doch eine stellenweise ein bißchen drapierte Anarchie mit türkisch-fatalistischem Einschlag, was wir heute den Staat Albanien nennen."

Dazu möchte ich bemerken, daß Müller sich in seinen Berichten als ebenso scharfsichtiger wie unparteiischer Beobachter zeigte. Nebenbei erwähnt konnte auch er feststellen, daß alle von bulgarischer und österreichischer Seite verbreiteten Nachrichten von serbischen und griechischen Gräueln in das Reich tendenziöser Erfindung gehörten. (Man wird mir vielleicht sagen, daß die Serben in Albanien Hunderte von Albanern erschießen ließen. Da muß man aber wissen, wie das zusammenhängt. Unter der türkischen Herrschaft war der Serbe in den von Albanern mitbewohnten Gebieten vogelfrei. Der Albaner vergewaltigte ihn und seine Familie, raubte ihm, was er wollte, und der Serbe fand vor dem Kadi kein Recht. Als dann die Serben kamen, brachten die vergewaltigten Serben ihre Klagen und Beschwerden gegen jene Missetäter vor, die bis dahin straflos ausgegangen waren. Und die Serben nahmen die Justiz in der landesüblichen Weise in die Hand, indem sie jene Verbrecher [nicht etwa unschuldige, harmlose Albaner!] erschossen.) Müller konnte durch Augenschein und unanfechtbare Zeugen feststellen, daß die Bulgaren überall derartige Greueltaten begingen, wie man sie sonst nur von den Türken gewohnt war. Am bezeichnendsten in dieser Beziehung ist der amtliche Bericht des österreichischen Generalkonsuls von Saloniki über die in und bei Serres begangenen Greueltaten der Bulgaren:

Serbien wäre) weiter bis zur 1856 m hohen Spitze des Kamna-Gebirges laufen, dann den Devol überschreitend

---

„Ich begab mich, von meinem italienischen Kollegen begleitet in einem Militärautomobil nach Serres. Diese früher blühende und reiche Stadt ist heute zu Dreivierteln ein rauchender Trümmer- und Aschehaufen. Die Bulgaren hatten Serres schon am 5. Juli verlassen. Am 11. Juli jedoch erschienen abermals reguläre Truppen und Komitadžís, die von Offizieren und Beamten geführt wurden. Sie bombardierten die wehrlose Stadt mit vier Geschützen und plünderten und verbrannten die schönsten Stadtteile von Grund aus, insbesondere auch mehrere Gebäude, die österreichischen Untertanen gehören, und sogar unser eigenes Konsulat. Die Verwüstungen werden auf ungefähr 45 Millionen Fr. geschätzt. Fünfzig vornehme Personen wurden massakriert, darunter der ungarische Staatsangehörige Albert Biro. Mehrere Personen sind in den Flammen umgekommen. Fünf von den neuen Tabakdepots von der österreichischen Firma Herzog & Co. wurden zerstört und brennen zur Zeit noch. Der Schaden wird hier allein auf 2½ Millionen Fr. geschätzt. Unsere Fahne ist nicht respektiert worden. Unser Vizekonsul Slatko wurde, obwohl er die österreichisch-ungarische Fahne in Händen hielt, ins Gebirge, weit außerhalb der Stadt, geschleppt, zusammen mit anderen Personen, die sich in das Konsulat geflüchtet hatten. Er wurde erst nach Zahlung eines Lösegeldes wieder freigelassen.

Es ist unumgänglich notwendig, daß man unseren Schutzbefohlenen, die den reichsten israelitischen Familien angehören, Hilfe schickt. Ich bitte um Absendung bedeutender Geldmittel zum Ankauf von Lebensmitteln und Kleidung.

Die Stadt Drama wurde von den Griechen besetzt. In Doxator fand man mehrere Hundert Frauen und in Demihissar 140 Personen von den Bulgaren massakriert auf."

Andererseits erhielt der „Preß-Telegraph" von einem deutschen Arzte, der zur Mitarbeit im Belgrader Militär-Spital berufen wurde, folgendes Telegramm über die von den Bulgaren auf dem serbischen Kriegsschauplatz verübten Greueltaten:

„Die von Oberst Sondermeier abgeschickte internationale Ärzte-Kommission, an der von deutscher Seite Dr. Schliep, Assistent des Geheimrats Prof. Dr. Bier-Berlin, teilnahm, hat folgendes festgestellt: Die Bulgaren haben in verschiedenen Dörfern auf dem serbisch-bulgarischen Kriegsschauplatz in unglaublichster Weise gehaust. Frauen und Mädchen wurden geschändet. Friedliche Bauern wurden durch Säbelstiche geblendet, die Leichen mit dem Bajonett zerstückelt. Die Ärzte wurden bei den Sektionen von Grauen vor diesen

auf dem höchsten Kamm des Opara-Gebirges die Kuppen 1685, 1555, 1278, 1605 und 1827 passieren, bis zum

---

entsetzlichen Verwundungen erfaßt. Einzelnen Opfern waren die Zungen aus dem Halse gerissen, Nase und Ohren abgeschnitten. Verschiedenen Personen hatte man die Kopfhaut lebendigen Leibes vom Schädel getrennt. Medikamente, die zur Heilung der Verwundeten hätten benutzt werden können, wurden durch Urin, Petroleum usw. vernichtet. In mehreren Dörfern wurde festgestellt, daß die Bulgaren Feuerspritzen mit Petroleum gefüllt hatten, so daß sie bei Löschversuchen das Unglück nur vergrößerten. An verschiedenen Orten wurden einzelne Bewohner an die Telegraphenpfosten gebunden, worauf Holz angeschichtet und das ganze in Brand gesteckt wurde. Seit den Tagen von Dschingis Chan, so schreibt der Gewährsmann, ist in der Welt kein grausameres Schauspiel vorgekommen."

Der französische Gesandschaftsattaché Halgoet in Athen, der im Auftrage der französischen Regierung eine Untersuchung über die von den bulgarischen Truppen verübten Grausamkeiten durch Besichtigung der niedergebrannten Städte und Schlachtfelder vorgenommen hatte, faßt das Ergebnis seiner Reise wie folgt zusammen:

1. Die Bulgaren haben entsetzliche Grausamkeiten gegen die Griechen begangen.

2. Diese Grausamkeiten sind durch nichts von der griechischen Bevölkerung provoziert worden.

3. Sie wurden von den Angehörigen der regulären Truppen begangen.

4. Es zeigt sich, daß sie planmäßig und nach einem höheren Befehle verübt worden sind.

Der Generalstabs-Chef Djumanis berichtete am 2. August aus Livonovo an seine Regierung: In Džumaja haben die Bulgaren Gräuel verübt, denen zum Teil auch rumänische Staatsangehörige zum Opfer fielen. Am Abend des 27. Juli ergriffen die Bulgaren die drei Brüder Fantis, den Lazar Constantinu und den Thomas Karakosta als Geisel und schleppten sie nach Bulgarien. An demselben Abend töteten sie den kleinen Dimitri Dimtse, das Kind rumänischer Eltern, und den rumänischen Großgrundbesitzer Janaki Grantsi, nachdem sie ihm 50 Napoleondor weggenommen und sein Grundstück angezündet hatten. Am 28. morgens plünderten sie den Markt und luden ihre Beute auf Lastautomobile und brachten sie nach Bulgarien. Um 6 Uhr abends legten sie Feuer an den Markt und verbrannten alle Kaufläden, darunter auch zwei Tabak-Lager der Commercial-Gesellschaft. Am Abend des 29. erwürgten sie den Konstantin Chelas, die drei Karadjulis und den Tanajotis Betzos. Ferner raubten sie dem Leiter

Grammos, von dem sie westlich, der alten Vilajetsgrenze folgend, auf die Hochfläche Dangli überginge, dann auf

der rumänischen Schule 50 Pfund, nachdem sie seine Mutter bedroht und mit ihrem Bajonette gestochen hatten. Hierauf legten sie an den Kirchen der Rumänen und der Griechen Feuer. Wir zählen nur solche Greueltaten auf, die uns ein unbedingt glaubwürdiger Augenzeuge berichtet. Außerdem verübten die Bulgaren noch andere Schandtaten, die nur die auch von uns lebhaft gewünschte internationale Untersuchung völlig klarstellen könnte. Der griechische Priester konnte sich retten, indem er sich drei Tage in dem israelischen Tempel versteckt hielt. Die Türken und die Israeliten benahmen sich gegen die griechische und rumänische Bevölkerung sehr gut. Alle Greueltaten wurden von regulären bulgarischen Soldaten begangen; nicht ein einziger Komitadži nahm daran teil. Unser Heer hat infolge des Waffenstillstandes die Stadt Džuma nicht betreten.

Pierre Loti seinerseits schrieb aus Adrianopel an die „Illustration“:

„Eine Wüste haben die Bulgaren aus Thrakien gemacht; wo früher ein lachendes, glückliches Land lag, da breitet sich jetzt eine leere, öde Trümmerstätte und ein riesiges Leichenfeld. Wie gespenstige Schemen, durch einen Fluch zum schaurigen Schattendasein verdammt, tauchen die Dörfer auf, zerstörte Mauern, verfallene Häuser, Schutt und Verwüstung. Und aus diesen Trümmerhaufen grinst ab und zu ein angstverzerrtes Gesicht, irgend ein Elender, der zufällig dem großen Gemetzel entging und nun unter einem Dach von Blättern Zuflucht sucht in dem Gemäuer, das einst sein Haus war.“ Loti schildert an Stelle der Hunderte und Tausende von Geisterdörfern, an denen sein Gefährt vorüberfuhr, nur ein einziges: Haüza. „Wo der Fuß hintritt, haben die Barbaren entsetzlich gehaust, auch vor dem Allerheiligsten des Türken, der Moschee, nicht Halt gemacht. Von dem noch aufrecht stehenden Minaret herab entfaltet sich vor dem Blick das traurige Bild schlimmster Zerstörung. Von den 1000 Bewohnern, die einst hier friedlich lebten, sind kaum noch 40 übrig, und sie drängen sich um den Wagen, arme wackere Leute, von denen jeder Übermenschliches gelitten, die ihr Letztes und Liebstes verloren.“ — Und dann kommt der Reisende nach Adrianopel. Nach den Berichten, die er nicht nur von Türken, sondern auch von Griechen und Juden erhalten hat, hatten die Bulgaren alles für ein furchtbares Gemetzel vorbereitet, als die Türken zurückkehrten. „Bereits in der letzten Nacht, die die Eroberer noch in der Stadt hausten, waren zahlreiche Griechen ertränkt worden, es kam zu einer jener Szenen, die an die grausigsten „Noyaden“ der französischen Revolution erinnerten. Vier zu vier aneinandergebunden,

der Wasserscheide zwischen den Bächen Desnica und Leskovica den ersteren erreichend ihn überschritte und auf dem Höhenkamm den Trebešin bei Kuppe 1713 erreichte, worauf sie in südwestlicher Richtung über Tepeleni zum Ljusati anstiege, von wo sie parallel zum Drynos westlich von diesem stets auf den höchsten Kämmen der Gebirge Sopot, Barč, Tsamanta und Strugara die Seen von Risa und Butrinto erreichte, bei Butrinto am Meere mündend. Diese Grenze (welche übrigens von der Diplomatengrenze nicht sehr ver-

---

wurden die Unglücklichen in den Fluß geworfen. Am nächsten Tage stand allen das Entsetzlichste bevor. Da, Gott sei dank! erschienen die Retter, die man nicht so bald erwartet hatte. Ein Schrei der Erlösung durchlief die Stadt: „Die Türken, die Türken kommen!"

Die Bulgaren fanden noch Zeit, einige der letzten Kriegsgefangenen in die Brunnen zu werfen. Dann flohen sie in Unordnung. Sie kehrten noch einmal zurück, um einen jungen türkischen Offizier, Rešid Bej, den Sohn des großen Fuad, gefangen zu nehmen, der ihren Klauen zu nahe gekommen war. Sie rissen ihm die Augen aus den Höhlen, schnitten ihm beide Arme ab und verschwanden dann. Das war ihre letzte Untat, wenigstens für diesmal."

Alle diese Berichte konnten mich nicht wundern, der ich Augenzeuge der fürchterlichen Gräuel gewesen war, welche die Bulgaren 1885 in Serbien begingen und über die man auf den Seiten 554 bis 583 meines Werkes „Bulgarien und Ostrumelien" Ausführliches nachlesen mag. Es beleuchtet aber grell die Haltung jener österreichischen und deutschen Blätter, welche sich 1912/13 so lebhaft für die Bulgaren ins Zeug gelegt und sich gegen die Serben feindselig gestellt hatten. Ein früher bulgarenfreundlich gewesener deutscher Redakteur der Berliner „Post", Herr Paul Zschorlich, der als Kriegsberichterstatter sowohl Serbien als auch Bulgarien besucht hatte, teilte mir mündlich mit, daß er mit völlig veränderten Anschauungen zurückgekommen sei; er fand die Bulgaren als ein durch und durch unsympathisches Volk mit verächtlichen und abscheulichen Eigenschaften, während er von den Serben, sowohl des Königreichs wie auch von Altserbien und Makedonien, entzückt war und ihre angenehmen und liebenswürdigen Eigenschaften nicht genug zu rühmen wußte.

Dies alles behindert natürlich nicht die Wiener Regierung in ihrer serbenfeindlichen und bulgarenfreundlichen Politik. Und der Bulgarenkönig, welcher durch seine wiederholt erwiesene Falschheit, Doppelzüngigkeit, Hinterlist und Verräterei jedes Vertrauen verwirkt haben müßte, wird noch immer in Wien mit Hochachtung behandelt und mit ihm politisch gerechnet!

schieden ist) würde erstens den Zweck erfüllen, Griechenland und Albanien ziemlich abzuschließen, andrerseits aber jenen Teil von Unteralbanien umfassen, der mit den Griechen sympathisiert. Denn von ethnographischer Begrenzung kann deshalb keine Rede sein, weil das ganze den Griechen im Epirus und Unteralbanien zugesprochene Gebiet in der Mehrzahl nicht von Hellenen, sondern von Tosken und Zinzaren bewohnt ist, von denen allerdings dasselbe gilt, was ich oben von Gorica gesagt habe: sie fühlen griechisch! Und deshalb ist die nunmehr wirklich den italienischen Wünschen gemäß festgesetzte Grenze ein Unding!

Soviel über die vom Prinzen Wied geforderte „gute" Abgrenzung.

Was nun die Anleihe betrifft, so möchte ich gern den „Parsifal" d. h. „reinen Toren" kennen, der Lust hätte, 75 Millionen auf Nimmerwiedersehen zu verschenken! Denn von einer Rückzahlung, ja nur Verzinsung des Kapitals kann wohl kaum die Rede sein. Ich habe bereits erwähnt, daß die Bergalbanesen grundsätzlich keine Steuern zahlen und auch nicht dazu gezwungen werden können, weil niemand dazu die Macht hat. Was die ganze Macht der Türkei nicht durch ein halbes Jahrtausend zu erzwingen vermochte, wird doch nicht der ohnmächtige Prinz von Wied erzwingen wollen? Die Mohammedaner betrachten es gleichfalls als ihr Vorrecht, die Hauptlasten auf die Gjaurs abzuwälzen, und da sie in der erdrückenden Mehrheit sind, werden sie natürlich ihren Willen durchsetzen. Die Christen der Ebenen und Städte aber allein können doch unmöglich viel zahlen, weil sie selbst arm sind und das Geld selten ist. Die Einnahmen des Fürstentums werden somit verschwindend gering sein. Desto größer werden aber die Ausgaben sein, denn dort ist ja alles von Grund auf zu tun! Es müssen nicht nur Fahrstraßen sondern auch Eisenbahnen gebaut, nationale Schulen errichtet werden, und eine Industrie (Alles wird im Hause selbst angefertigt und die Bedürfnislosigkeit des Albanesen

— die Städter ausgenommen — gleicht jener der Neger, weshalb man auch bereits eine Bank gegründet hat!) müßte man erst schaffen. Das Land hat auch, außer den Wäldern, die auszuhauen ein Verbrechen wäre, (deren Holz übrigens auch aus Mangel an Straßen nicht ausgeführt werden könnte) und der Viehzucht, keinerlei Reichtum. Der Ackerbau genügt kaum für die eigenen Bedürfnisse. Minen müßten erst entdeckt werden.

Um Albanien zu einem zivilisierten Lande zu machen, ja nur zu einem halbzivilisierten, (wie es z. B. Serbien noch vor 70 Jahren war) müßten also in Albanien tausend Schulen errichtet, Fahrstraßen angelegt, Bahnen gebaut, Medua, Durres und Avlona zu Häfen gemacht werden, was kostspielige Hafenbauten erfordert, das Volk müßte aus dem Urzustand, in dem es sich befindet und teilweise ein Räuberleben führt, durch allmähliche Erziehung auf einen höheren Zustand des Denkens und Fühlens gebracht werden, was aber erst der nächsten Generation vorbehalten sein kann. Für alles dieses reichen aber nicht 75 Millionen aus, ja nicht einmal 500 Millionen, weil schon die Bahnbauten bei dem gebirgigen Gelände und die Hafenbauten, die Straßen, Schulen rc. Hunderte von Millionen verschlingen werden. (Dies ist, nebenbei erwähnt, auch der Grund, weshalb ich ein so entschiedener Gegner der Idee bin, Albanien an Serbien anzuschließen, denn dieses würde sich unter diesem Danaer-Geschenk verbluten. Was aber natürlich die urteilslose Menge in Serbien nicht einsieht, weshalb sie mich als „austrophilen Verräter" betrachtet*).) Dabei habe ich aber gar nicht das

*) Die Gründe meiner ablehnenden Haltung habe ich schon früher in Zeitungen dargelegt und meine Ansicht würde ich nur dann ändern, wenn die Miriditen und Maljisoren selbst Anschluß an Serbien wünschen sollten. (Die anderen Gegen haben nichts zu sagen.) Ich schrieb damals folgendes:

„Die Gedankenlosigkeit der österreichischen Regierung leuchtet besonders in der albanesischen Frage hervor. Wenn man in Wien so pfiffig gewesen wäre, wie Bismarck 1881, so hätte man sich dem törichten Verlangen der Serben auf Einverleibung Albaniens ebenso-

voraussichtlich hohe Kriegsbudget in Betracht gezogen, denn es läßt sich erwarten, daß dem Fürsten von Albanien

---

wenig widersetzen dürfen, wie sich Bismarck dem Eindringen der Franzosen in Tunis widersetzt hatte (und wie er ihr Vordringen in Marokko sicher eher begünstigt hätte, statt ihm Widerstand zu leisten); denn wer Albanien und die Albanier so gut kennt wie ich, der muß überzeugt sein, daß die Einverleibung Albaniens in Serbien die größte Dummheit gewesen wäre, die Serbien begehen konnte! Statt Serbien zu stärken, wäre es nur geschwächt und auf lange Zeit lahmgelegt worden. Es ist deshalb das größte Glück für Serbien, daß Österreich diese Einverleibung verhindert hat.

Das läßt sich leicht beweisen. Erstens ist Albanien ein auf der tiefsten Kulturstufe stehendes Land, dessen Zivilisierung überhaupt viel mehr gekostet hätte, als Serbien darauf aufwenden könnte. Es wäre also jedenfalls alles beim alten geblieben. Die Albaner hätten also fortgefahren, sich mit Raub und Gewalttätigkeiten zu beschäftigen, was für Serbien eine Quelle fortwährender Verdrießlichkeiten gewesen wäre. Zweitens hätten die Albaner von ihrer angeborenen Wildheit und Unbotmäßigkeit sicher nichts abgelegt. Aufstände wären ebenso an der Tagesordnung gewesen wie unter der türkischen Herrschaft; dem Steuerzahlen waren die Albaner von jeher abgeneigt, geradeso, wie der Rekrutierung zum regulären Militär. Somit wären die serbischen Steuerbeamten und Rekrutierungskommissionen gewöhnlich mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden, und es hätte regelrechter Schlachten bedurft, um dem Gesetz zum Sieg zu verhelfen. Ganz so, wie es zur Zeit der türkischen Herrschaft war. Obendrein berücksichtige man die Verschiedenheit der Sprache und Religion, die Sprachen- und Religionshaß erzeugt hätten.

„Ja“, wendet da vielleicht ein Wiener Sprachrohr ein, „aber man konnte doch die Serben unmöglich an die Küste kommen lassen.“

Und warum nicht? Gibt es denn jemanden, der so unwissend ist, daß er an die Möglichkeit glaubt, Serbien würde je die Mittel besitzen, eine (heutzutage riesig kostspielige) Flotte zu bauen? Und wo hätte es die Häfen dazu? Wollte man in Medua und Durres künstliche Häfen anlegen (von Kriegshäfen gar nicht zu reden!), so müßte man vielleicht hundert Millionen springen lassen; und selbst dann wären sie völlig wertlos, weil sie keine Bahnverbindung hätten. Eine Bahn aus Serbien dorthin würde bei dem gebirgigen Terrain, wo es stets bergauf und bergab geht, also kostspielige Kunstbauten und Tunnels nötig wären, weitere hundert, wenn nicht mehr, Millionen kosten, und woher sollte das geldarme Serbien die nötigen Kapitalien nehmen? Und welchen Wert hätte überhaupt ein Ausgang nach der Adria, wo der natürliche Hafen Serbiens Saloniki ist und sein natürliches Absatzgebiet Österreich-Ungarn!

in erster Linie mehr an Errichtung eines starken Heeres gelegen sein wird, als an Zivilisierung des Landes. Hat er ja schon jetzt verbreiten lassen, daß er sich nach seiner Thronbesteigung zum „König" ausrufen lassen werde*), was also auf ehrgeizige Bestrebungen seinerseits hindeutet und den Argwohn wachruft, daß er an Vergrößerung seines Landes denkt und dazu gehört natürlich ein großes Heer. Wer von uns weiß aber nicht, wie hoch sich die modernen Heereskosten belaufen!

Wer nach all diesen Erwägungen also noch Lust verspüren sollte, dem im Vorhinein zum Bankerott verurteil-

---

Den Einwand, daß ein albanischer Hafen in serbischem Besitz leicht „russische Flottenstation" werden könnte, habe ich schon 1878 ad absurdum geführt, als man unter demselben Vorwand Montenegro einen Hafen verweigern wollte. Damals gab ich dem Fürsten Nikola den Rat, in Wien vorzuschlagen, daß dieser Besorgnis dadurch die Spitze abgebrochen würde, daß man Bar (Antivari) für alle Kriegsschiffe geschlossen erkläre und Österreich mit der Seepolizei betraue. Dasselbe hätte man auch diesmal tun können, wenn man wirklich sich darauf eingelassen hätte, Serbiens unklugen Wunsch zu erfüllen.

Natürlich sehen das die Serben in ihrer Kurzsichtigkeit nicht ein, und deshalb gerieten sie in fürchterliche Raserei, als sich Österreich entgegenstellte. Sie begriffen eben nicht, daß sie sich mit Albanien ein eigenes Polen auf den Hals gesetzt hätten, also einen Faktor der Schwäche, nicht der Stärke! Oder glaubt jemand, daß Kongreßpolen für Rußland, Galizien für Österreich und Posen für Deutschland Faktoren der Stärke sind? Mit Landerwerb allein ist es heutzutage noch nicht getan; das Land muß auch für den neuen Besitzer einen Wert haben. Im Besitze Albaniens sehe ich aber nur einen Schaden für Serbien. Und weil dem so ist, muß die österreichische Diplomatie der größten Kurzsichtigkeit bezichtigt werden. Wäre sie schlau gewesen, so hätte sie mit Biedermeiermiene den Serben gesagt: „Seht, da gebe ich euch Albanien zum Geschenk, damit ihr seht, daß ich ein besserer Onkel bin als der an der Neva!" Und die Serben hätten in die Hände geklatscht, sich zugeflüstert: „Seht Österreich ist doch nicht so schlimm, wie man uns weißmacht!" und hätten das Danaergeschenk in ihrer Verblendung angenommen."

*) Wie er dies anstellen könnte, ist insofern zweifelhaft, weil die Albanesen kein Wort für „König", „Kaiser", „Fürst" 2c haben, sondern jeder Monarch einfach „Mbret" genannt wird, was „Herrscher" bedeutet.

ten Fürstentum 75 Millionen vorzustrecken, der ist so unheilbar dumm, daß er kein besseres Schicksal verdient, als sein Geld los zu werden. Geradeso wie die neue „Staatsbank" nur verlustreich arbeiten wird. (Es heißt, daß die Regierungen der Großmächte diese 75 Millionen vorstrecken wollen. Angesichts des Vorstehenden begeht jedes Parlament Landesverrat (oder zum Mindesten unverantwortliche Schädigung des eigenen Volkes), welches seiner Regierung zweckloses Geld für das unkultivierte Räuberland Albanien bewilligen wollte, wo der Verlust völlig sicher ist!)

Was nun den letzten Punkt der Wied'schen Forderung betrifft, seine Pension, so glaube ich, daß dies der Kern der Sache ist. Dem Prinzen dürfte nämlich eine dunkle Ahnung aufgedämmert sein, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange währen werde. Für die ausgestandenen Qualen der Regierung (diesmal nicht ironisch gemeint, denn Albanien zu regieren, dürfte dem Regenten mehr Leid als Freud bringen) möchte er also gern in Zukunft entschädigt sein. Dabei vergißt er aber nur das Eine: „Heute rot, morgen tot!" Denn ich fürchte sehr, daß er das Land nicht lebend verlassen wird — außer er drückt sich gleich anfangs, um infolge Bürgschaft der Mächte seine Pension „fern von Madrid" zu genießen, wohin kein blutdürstiger Albanese kommt. Die blutigen Schatten des Kara Gjorgje, des Fürsten Mihail, des Fürsten Danilo, des Königs Aleksandar, der Königin Draga, des Königs Jeorjios, des Alí Pašá Tepeleni (Beherrscher von Unteralbanien), des Grafen Kapodistrias, Stambulovs, der verschiedenen Fürsten von Miredita 2c. sind „vestigia quae terrent"! Im Vorhinein ist also am meisten der europäische Prinz zu bedauern, der aus Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse oder aus Eitelkeit die Krone Albaniens annehmen wird. Sie wird ihm nicht einmal eine „angenehme" Erinnerung sein, selbst wenn er mit dem Leben davonkommt. Denn es ist ganz und gar unmöglich, daß er es allen Parteien im Lande rechtmachen könnte. Immer wird er bei

der einen oder anderen ganz bedeutend anstoßen. Schon daß die Mohammedaner sich einem Fürsten fügen sollen, den sie im Grunde ihrer Seele als „Giaur" verachten, ist bedenklich.

Aber abgesehen von diesen trüben Aussichten für den Fürsten sehe ich nur noch trübere für den Frieden Europas. Das neue Fürstentum muß nämlich notgedrungen eine fortwährende Quelle zur Aufregung sein, weil dort beständige Anarchie herrschen wird. Die Österreicher haben gewiß große Sorgen, weil sich ihre 10 Nationalitäten beständig in den Haaren liegen. Aber da gibt es wenigstens eine Regierung, welche, auf ein verläßliches Heer gestützt, mit Gewalt den Bürgerkrieg hintanhalten kann, der sonst schon längst dort wüten würde. Wer soll aber in Albanien dies verhindern? Doch nicht der neue Fürst, welcher vermutlich als Erstes einen Hofstaat nach europäischem Muster einrichten dürfte, so wie dies Kaiser Max in Mexiko tat, der aber dann in Albanien ebenso grotesk wirken würde, wie damals in Mexiko? (Ich mußte mich im Museum von Mexiko vor Lachen schütteln, als ich in einem Saale die Abbildungen der Hofschranzentrachten und der Abzeichen und Einrichtungen 2c. des kaiserlichen Hofstaates sah, welche die boshaften Mexikaner geflissentlich ohne irgendwelche Bemerkungen neben die einfachen aber dem Lande angemessenen Erinnerungen an den einfachen Haushalt des Präsidenten Juárez aufstellten.) Hat er ja doch schon verlauten lassen, daß er beabsichtige einen Orden „Weißer Adler des Skanderbeg" zu gründen, und dadurch gezeigt, daß er sich über das, was dem Lande in erster Linie nottut, nicht recht klar ist. Europäisch-höfische Einrichtungen passen auf die urwüchsigen Verhältnisse in Albanien, wie die Auster auf das Fahrrad.

Man darf nicht übersehen, daß es in Albanien keine die Mehrheit besitzende Regierungspartei geben kann. Ich habe bereits gezeigt, daß Albanien in ethnographischer Beziehung von sich gegenseitig tötlich hassenden Tosken

und Gegen bewohnt ist (die zinzarischen, serbischen und griechischen Minderheiten nicht berücksichtigt), in religiöser Beziehung von sich ebenso tötlich hassenden Mohammedanern, Katholiken und Orthodoxen; in sozialer Beziehung von Maljisoren, Mirediten, italianisierten Stadtkatholiken, gräcisierten Südalbanesen, mohammedanischen Gegen und Tosken, von denen jede Spielart ihre eigenen sozialen Anschauungen und Gewohnheiten hat, die von jenen der andern gründlich abstechen und eine nationale Einigung unmöglich machen. Überhaupt ist der wunde Punkt der, daß die Albanesen gar keine nationale Empfindung haben! Skanderbeg ist von ihnen ganz vergessen! Nicht ein einziges Volkslied besingt ihn. (Nur auf den neuen Briefmarken lebt er wieder auf). Sie fühlen sich nicht als Brüder, als Mitglieder eines und desselben Volkes, sondern haben den Partikularismus auf die Spitze getrieben*)

---

*) Ein anschauliches Bild der gegenwärtigen Zustände in Unteralbanien fand ich Ende Juli im „Rußkij Invalid" aus dem ich folgendes übersetze:

„Eines schönen Tages kam nach Avlona Ismaíl-Kemál-Bej und rief auf dem Hauptplatz einen kleinen Volkshaufen zusammen. Zu welchem Zweck? Es handelte sich darum, vor den Anwesenden eine rote Flagge mit dem Bilde eines schwarzen doppelköpfigen Vogels aufsteigen zu lassen, die das albanesische Staatswappen vorstellen sollte. Auf diese Weise wurde unter Beisein der Einwohner Avlonas und einiger aus Arjirokastro herbeigekommener albanesischer Mohammedaner die Unabhängigkeit Albaniens verkündet; ein neues, selbständiges Reich trat in die Erscheinung.

Außer den erwähnten Personen nahmen auch der Pater Don Nicolò und einige andere Signori an der Feier teil, die in der schönen melodischen Sprache Dantes eine Serie von Reden hielten und dem neugeborenen politischen Gemeinwesen Glück und Gedeihen wünschten.

Da die erste und wichtigste Aufgabe jeder sich neugestaltenden Nation darin besteht, eine Regierung ins Leben zu rufen, so wurde zu dieser wichtigen Arbeit sofort geschritten. Mit welchem Erfolg dieses geschah, kann man aus einer kurzen Kennzeichnung der die Zügel der Verwaltung in die Hand nehmenden Persönlichkeiten ersehen:

1. Der Minister der inneren Angelegenheiten Mufti-Bej, ein

Vielleicht fragt mich nun ein Leser, was nach meiner Ansicht am besten mit Albanien zu geschehen hätte, wenn ich dem neuen Fürstentum jede Zukunft abspreche?

---

junger Mann von 35 Jahren, gebürtig aus Arjirokastro, Mitglied der Partei „für Einigkeit und Fortschritt“ und Deputierter zum Parlament in Stambul.

2. Abdil-Bej, Vetter des bekannten Verteidigers von Škodra Essád-Pašá, Großgrundbesitzer, im übrigen aber eine völlige Null.

3. Der Kriegsminister Mehemed Paša, ebenso reich, aber auch ebenso unwissend wie Abdil-Bej. Er ist bekannt durch seine Freigiebigkeit und seinen Hang für den Luxus. Seit Mehemed Paša „Minister“ geworden ist, verschmäht er es, zu Fuß zu gehen und zeigt sich nur noch im Wagen oder zu Pferde. Sein Sinnen und Trachten ist auf ein Auto gerichtet, das ihm für seine hohe Würde als allein standesgemäßes Fuhrwerk erscheint.

4. Midhat-Bej, ein Mann von 40 Jahren, der etwas Russisch versteht, aber sonst in keiner Weise von Bedeutung ist.

5. Pandelis-Kalis, der Liebling des „Kabinetts“, der wegen seiner unabänderlich heiteren Gemütsart allgemeine Sympathie genießt.

6. Cyleteris-Nossis, gebürtig aus Elbasan und Zögling der Volksschule in Berat. Er besitzt große Ländereien, sein geistiges Gepäck ist äußerst dürftig.

7. Peter Bogas, der sich früher, soweit es ihm paßte und Vorteile brachte, als „Grieche“ aufspielte, jetzt aber ein glühender „Albanese“ geworden ist.

8 Luigi Gorakuši, wie es sich schon aus seinem Vornamen Luigi ergibt, ein eifriger Vorkämpfer für den Einfluß Italiens. Er ist übrigens der intelligenteste der ganzen Gesellschaft, spricht Französisch und Italienisch und war vor der Uebernahme des Portefeuilles persönlicher Geheimschreiber von Ismaíl Kemál-Bej. Das wären also die Minister.

Wie groß ist nun das von diesem „Kabinett“ regierte Gebiet?

Bisher erstreckte sich seine Macht nur bis zu dem 20 km von Avlona entfernten Dorfe Lunici. Der übrige Teil des Landes befindet sich in völliger Anarchie. Die Gebirgsbewohner scheren sich den Teufel um die „zeitweilige“ Regierung und erklären ganz offen, sie würden es mit der „ständigen“ ganz ebenso halten. Sie haben seit altersher ihre eigenen Gesetze und Gebräuche, ihre Familienorganisation sowie ihr Gerichtswesen, bei dem der Knüttel und die Kugel als einzige Strafmittel und Vollstrecker des Urteils dienen. Sie verlangen völlige Nichteinmischung in ihre Angelegenheiten und drohen entgegengesetzten Falles, „sie würden es der Regierung schon zeigen“.

So muß man auch bestätigen, daß die Scheinmacht Ismail

Die Antwort ist sehr schwer zu geben und da müßte vorerst die österreichische Balkanpolitik kritisch untersucht werden.

Kemál-Bejs und seiner Trabanten sich hütet, mit dieser eigenwilligen und rohen Bevölkerung anzubinden. Man will sogar die Anwesenheit der „Minister" in Avlona nicht dulden, obwohl auch sie dem Landesbrauch gemäß, vielleicht auch zum Selbstschutz, mit einem ganzen Arsenal von Waffen in den Straßen erscheinen.

Begeben wir uns nun, um uns mit den Vertretern der Macht bei der Ausübung ihrer amtlichen Tätigkeit bekannt zu machen, in das Regierungsgebäude:

In einem großen hellen Saal hat sich der ganze Ministerrat nebst einem Kranz von einflußreichen Notabeln versammelt. Die Türen sind geöffnet, der Eintritt steht jedermann frei. Unaufhörlich kommen und gehen Gendarmen, die sich mit verschiedenen Fragen an die Minister wenden.

Weshalb läßt die Regierung die Türen nicht schließen?

Aus zwei Gründen: erstens weil man dem Volke zu jeder Zeit freien Eintritt gewähren muß; und zweitens — weil keine Türen vorhanden sind.

Mit dem Räuberhauptmann Isa Boljetinac zusammen sitzen zwei Minister in gemütlicher Unterhaltung und rauchen. Ein zerlumpter, wild aussehender Kerl spricht in der Nähe flüsternd mit Luigi Gorakuši. Auf die Frage: wer ist das Individuum? erfahren wir, daß wir in der uns interessierenden Persönlichkeit den angesehensten Banditen des Ortes vor uns haben. Wir lauschen auf das Gespräch.

„Ich brauche und will Geld . . . Jeder von euch hat schon seinen Anteil eingesackt, und ich noch keinen Groschen . . ."

„Beruhige dich . . . du kommst auch noch an die Reihe."

„Ich muß gleich was haben."

„Gut, gehe sofort in die Badestube und laß dich rasieren. Du trittst in meinen Dienst und erhälst pro Monat 50 Fr." Der Klient entfernt sich vollständig befriedigt.

Plötzlich steht einer der Minister auf und begibt sich eilig in das benachbarte Zimmer: der österreichische Konsul ist gekommen und will ihn sprechen.

Im Saale dauerte derweil die Unterhaltung fort und bezieht sich nunmehr auf die hohe Politik.

„Österreich!" ruft einer, „ich sage euch, nur Österreich kann uns retten."

„Nein", lautet die Entgegnung, „an die Italiener müssen wir uns halten. Nur sie meinen es mit uns ehrlich!" Heftiger Widerspruch von hüben und drüben.

Niemand wird behaupten wollen, daß Österreich mit seiner Balkanpolitik bisher eine glückliche Hand gehabt hat. Man sollte allerdings glauben, daß es durch Schaden klug geworden sei und nun in andere Bahnen einlenken werde. Es zeigt sich aber das Gegenteil. Noch immer kann man sich in Wien nicht zur Erkenntnis aufschwingen, daß es im höchsten Grade töricht ist, sich ganz ohne Grund im Süden eine Achillesferse zu schaffen, indem man fortfährt, gegen Serbien so feindlich aufzutreten, daß dieses notgedrungen zur Überzeugung kommen muß, es habe keinen größeren Feind als die Nachbarmonarchie, in der doch fünf Millionen Stammesgenossen leben und mit dessen volkswirtschaftlichen Interessen es durch die Verhältnisse mehr als mit irgend einer anderen Macht verknüpft ist. In Belgrad ist man allerdings ebenso verständnislos und will nicht begreifen, daß die beiden Länder auf einander angewiesen sind, daß man sich auf Rußland nicht verlassen könne, weil man von ihm schon so oft betrogen und aufgeopfert wurde, und daß deshalb die zwingende Naturnotwendigkeit beide Staaten darauf hinweist, zu einander in so innige Beziehungen zu treten, wie selbe gegenwärtig zwischen Österreich und Deutschland herrschen. Wenn man also die Verblendung der Kabinette von Wien und Belgrad sieht, so muß man sich unwillkürlich an Axel Oxenstjernas Ausspruch erinnern: „Mein Sohn, du weißt nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!"

Einer der Minister unterbricht den immer stärker werdenden Streit:

„Wir sind Freunde Italiens und auch Österreichs! . . ."

„Freunde hin, Freunde her," ergänzt ein anderer die Worte des Ministers, „kriegen" lassen wir uns weder von den Italienern noch von den Österreichern. Wir pfeifen auf die Großmächte und das ganze Ausland und bleiben, was wir sind . . ."

Unter derartigen ungewöhnlichen, häufig wie Karikaturen anmutenden Umständen verläuft die Existenz des Landes, das jetzt von Europa zu einem autonomen Staat „emporgeschraubt" und als solcher das Konglomerat auf der Balkanhalbinsel noch durch einen weiteren „tatfrohen" Faktor ergänzen soll."

Meine Ansicht geht dahin, daß man am Wiener Ballplatz eine ganze neue Walze einlegen müßte. Die gehässige Politik gegen Serbien, wie sie seit zwei Jahrzehnten von Österreich betrieben wird, gereicht beiden Staaten zum Schaden. Die Enthüllung des Geheimvertrags von 1912 zwischen Rußland und den drei slavischen Balkanstaaten konnte selbst einem politisch Blinden die Augen über die drohende Gefahr öffnen. Und das muß auch auf die deutsche Waffenbrüderschaft abkühlend einwirken. Denn Deutschland hat doch ein großes Interesse daran, daß sein treuester Bundesgenosse nicht geschwächt und namentlich nicht durch eine unglückliche Balkanpolitik in seinem Wert als Bundesgenosse herabgesetzt werde. Welchen Wert hat aber Österreich für Deutschland, wenn sich dieses sagen muß: „im Falle des nächsten gemeinsamen Krieges werden wir auf Seiten der Gegner unbedingt auch Serbien und Montenegro sehen und mit einem Aufstand in Südösterreich und Ungarn rechnen müssen?" Gehen auf diese Weise schon 5—6 österreichische Armeekorps für die Hauptoperationen verloren, so erhöht sich das Unbehagen noch durch die nicht abzuleugnende Tatsache, daß Italien ein etwas unverläßlicher Bundesgenosse ist. Deutschland befindet sich aber zwischen Frankreich und Rußland in einer Zwickmühle und hat deshalb das Recht zu verlangen, daß seine Bundesgenossen sich nicht zwecklos in Abenteuer einlassen, die schließlich dem Dreibund schaden müssen.

Alles spricht also für die Notwendigkeit, der österreichischen Balkanpolitik eine **ganz neue Richtung** zu geben. Allerdings dürfte man sich dabei nicht von Italien Vorschriften machen lassen, sondern man müßte nach eigenem Interesse handeln. Was den Serben dringend not tut, ist ein Hafen — aber nicht in Albanien, wo es keine Häfen gibt und solche erst mit Riesenopfern geschaffen und zudem erst durch kostspielige Bahnbauten mit dem Inneren des Landes verbunden werden müssen, sondern Salonik; dies ist der

natürliche Hafen Serbiens, mit dem es bereits durch eine Bahnlinie verbunden ist. Und zudem ist die ganze Bevölkerung längs der Bahnlinie ethnographisch und sprachlich in ihrer Mehrheit serbisch. Salonik ist nun allerdings griechisch geworden, aber für Griechenland hat die exzentrisch liegende Stadt ebensowenig Wert, wie z. B. Triest für Italien hätte. Wenn also auf Österreichs Vorschlag den Griechen für Salonik und die angrenzenden serbischen Gebiete, einschließlich der Bahnlinie von Salonik nach Bitolj und Kostur (Kastoría) ganz Albanien gegeben würde, so könnten die Griechen mit einer solchen Abrundung wohl zufrieden sein. Denn Unteralbanien würde sich überhaupt lieber an Griechenland anschließen als an ein von den Gegen regiertes Albanien, und Oberalbanien allein wäre zu schwach, sich der griechischen Macht zu widersetzen. Die Griechen verstehen es ausgezeichnet Nichthellenen zu guten Griechen zu machen. Man sehe sich nur die zahlreichen Tosken, Zinzaren und selbst Mohammedaner im griechischen Reiche an! Wahrscheinlich würden sie bei den widerhaarigen Bergstämmen nach dem Rezept des Generals Skobeljew vorgehen, das für derartige Räubervölker ausgezeichnet ist: als er 1882 die 80000 Tekinzen, welche bis dahin unablässig Räubereien begangen und die Russen nicht in Ruhe gelassen hatten, durch geschickte Operationen in Gök Tepé zusammengetrieben und dort eingeschlossen hatte, ließ er nach der Einnahme 40 000 einfach niederhauen. Und das machte auf die überlebenden 40 000 solchen Eindruck, daß seither nicht eine einzige Räuberei zu verzeichnen ist, ja die Tekinzen selbst zu den loyalsten Untertanen des Weißen Caren gerechnet werden können!

Nachdem Griechenland jedes Land und Volk, das man ihm bietet, ohne Wahl nimmt, würde es auch nicht die finanziellen Opfer in Betracht ziehen, sondern einfach nach Albanien zulangen und dafür Salonik hergeben.

Nun könnte das von den Griechen abgetretene Gebiet den Serben unter der Bedingung gegeben werden, daß es

mit Österreich einen für dieses vorteilhaften Freundschafts- und Handelsvertrag schließt und daß es Österreich im Hafen von Salonik ähnliche Begünstigungen gewährt, wie sie jetzt Griechenland den Serben dort zu geben gewillt ist: also Einräumung eines eigenen Teils am Hafen, der ganz unter österreichischer Aufsicht stünde und in dem nur Österreich zu sagen hätte. Dort würden alle für Österreich bestimmten oder aus Österreich kommenden Waren aufgestapelt werden und die Beförderung geschähe auf der serbischen Staatsbahn von Salonik nach Belgrad, später durch Bosnien ohne serbische zollämtliche Behandlung oder sonstige Einmengung. *Salonik wäre dadurch auch eine Art österreichischer Hafen.* Die Hauptsache wäre aber, daß dann Serbien durch einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Österreich aus einem Feind in einen *Freund* verwandelt würde, und im nächsten Kriege würde Serbien Österreich den Rücken decken, statt ihm in den Rücken zu fallen. *Ich glaube, solche Vorteile wären ganz etwas anderes als die elende Politik, die man in den letzten Jahren am Wiener Ballplatz getrieben hat!*

Italien freilich wäre nicht davon entzückt und würde vermutlich Einspruch erheben. Aber an diesen braucht man sich deshalb nicht zu kehren, weil es in erster Linie in *Italiens* Interesse liegt, beim Dreibund zu bleiben. Die Maßnahmen Frankreichs und Englands im Mittelmeere, verbunden mit der neuen Stellung Italiens daselbst infolge Einverleibung von Tripoli und der Cyrenaica, sind derart, daß Italien recht gut einsieht, *woher* ihm Gefahr droht. Wenn also Österreich *fest* bliebe und sich nicht einsprechen ließe, so würde Italien nachgeben *müssen* und es hätte dabei weiter nichts verloren, als die künftige Anwartschaft auf Albanien, die ja Österreich aus Selbsterhaltungsgründen ohnehin nicht zugeben könnte, so lange es nicht als Großmacht abdanken will.

Albanien unter griechischer Herrschaft könnte aber mit der Zeit allmählig ein Kulturfaktor werden; wenig-

stens in 50 Jahren. Und die Ausdehnung Griechenlands bis nach Montenegro könnte Österreich ganz ruhig lassen, weil Griechenland niemals imstande wäre, Österreich gefährlich zu werden. Im Gegenteil, seine Nähe wäre sogar ein Gegengewicht gegen die italienischen Aspirationen auf „il mare nostro."

Was aber Montenegro betrifft, so könnte auch hier Österreich mit diesem Königreiche auf Freundschaftsfuß kommen, wenn es dahin wirkte, daß als montenegrinische Grenze gegen Albanien bezw. Griechenland der Drin bis zum Drinazi und dem Jubani-Gebirge, dann der Fuß der Gebirge bis gegen Podgorica angenommen würde. Dadurch erhielte Montenegro außer Škodra und der fruchtbaren Ebene Fuša Stoji die Reede von Medua, von der eine Bahn über Škodra und am nördlichen Ufer des Škodra-Sees bis Podgorica beständig durch die Ebene führen würde, welche montenegrinisch wäre und dadurch den Montenegrinern die Ernährung im eigenen Lande ermöglichte, so daß sie nicht beständig zur Auswanderung gezwungen wären. Von Podgorica könnte dann die Linie durch das Morača-Tal nach irgend einem Punkte der voraussichtlich bald auszubauenden Linie Salonik-Mitrovica-Sarajevo geführt werden, so daß dann Serbien durch Montenegro noch einen zweiten Zugang zum Meere hätte, der allerdings weit weniger Bedeutung und Wichtigkeit besäße, als jener über Salonik.

Mit der Zukunft und dem dereinstigen Aufblühen Albaniens stehen aber meine Ideen in engem Zusammenhang und deshalb habe ich sie hier wiedergegeben.

Allerdings ist das Ganze vermutlich nur Zukunftsmusik, denn gewöhnlich geschieht ja nicht das Vernünftige und Logische, sondern immer das Gegenteil; — namentlich seitens der „Justament-nöt-Diplomaten", die von jeher sich am Wiener Ballplatz breit gemacht haben und trotz ihrer beständigen Mißerfolge sich einbilden, nur sie allein verständen etwas von höherer Politik, alle anderen aber besäßen nur „beschränkten Untertanenverstand."

10. Volkssagen.

Im Verhältnis zu andern Ländern ist Albanien ebenso arm an Volkssagen wie an Volksliedern. Von ersteren gelang es mir, noch ein paar bisher unbekannte aufzutreiben, welche ich hiermit dem Leser mitteile. Die erste wurde mir von den Suvaris erzählt und ich habe begründeten Verdacht, daß es sich um die Liebenden handelt, welche bei Vorri ašikut bei Nderenje begraben sind und deren Grab ich dort sah.

Zur Zeit, als die Städte Kruja und Tirana mit einander in Fehde lagen, lebte in ersterer Stadt ein armer Türke, dessen Sohn Bedri sich im kaiserlichen Heere durch besondere Tapferkeit hervorgetan und es zum Jüsbaši (Hauptmann) gebracht hatte. Nach dem Frieden wurde jedoch das Heer auf den Friedensfuß versetzt und alle überflüssigen Mannschaften entlassen. Auch Bedri befand sich unter jenen, welche mit einer schmalen Abfertigung verabschiedet wurden. Er kehrte traurig in seine Heimat zurück, fortwährend darüber nachsinnend, wie er sich seinen weiteren Lebensunterhalt verdienen werde.

Als er einmal im Walde einschlief, erschien ihm die Vila in weißen goldgestickten Kleidern, ein Diadem auf dem Haupte und einen seltsam geformten Stab (Zauberstab oder Szepter) in der Hand. Sie berührte mit diesem seine Schläfe und brachte ihn dadurch zum Erwachen. Bedri, als er die Vila erkannte, wollte sich ihr sofort zu Füßen werfen, sie aber bedeutete ihm, er solle sich nicht fürchten, sondern ihr sein Leid rückhaltlos anvertrauen.

Der Jüsbaši faßte Mut und erzählte, was ihm Kummer verursachte. Die Vila hörte ihn ruhig an, dann sagte sie:

— Ich kann nichts für dich tun, als dir gute Ratschläge erteilen. Willst du sie befolgen, so wird es dir von Nutzen sein und du kannst dein Glück machen.

Gehe jetzt sofort nach Kruja und halte dich nirgends auf. Besonders aber hüte dich vor einem Holzbalken

und einem Reh. Vergiß auch niemals, daß man an der Quelle besser als an der Wurzel geborgen ist. Beherzige meine Mahnungen und lebe wohl!

Dies sagend verschwand die Vila und ließ Bedri allein. Anfangs glaubte der junge Türke geträumt zu haben; aber noch klangen die rätselhaften Worte der Vila in seinen Ohren und noch sog seine Nase den angenehmen Duft ein, welcher dem Körper der (wahrscheinlich parfümierten) Fee entströmt war. Lange dachte Bedri über die Bedeutung der sonderbaren Warnung nach, er konnte indeß deren Sinn nicht herausfinden.

Gegen Mittag rastete der Jübaši bei einem Brunnen. Kaum saß er bei seinem bescheidenen Mahle, als sich Hufgeklapper vernehmen ließ und mehrere Reiter heransprengten, in deren Mitte sich eine Frau befand. Mit Feredžé und Jašmák dicht verhüllt, konnte Bedri nicht einmal entscheiden, ob sie alt oder jung sei, doch schloß er aus der Sorgfalt, mit welcher sich die andern Reiter ihrer Person annahmen, daß sie jung sei und aus vornehmem Hause stamme.

Die Reiter stiegen beim Brunnen ab und halfen dem Weibe aus dem Sattel. Ohne Bedri zu beachten, schlugen sie ihr Lager auf ùnd begannen ein Mahl zu bereiten. Nach dem Speisen legten sich Alle zur Ruhe; nur Einer blieb als Wache stehen.

Bedri befand sich auf der andern Seite des Brunnens. Plötzlich stand das Weib auf, nahm einen Krug und ging damit zur Cisterne. Der Jüsbaši verfolgte sie mit den Blicken. Beim Brunnen angelangt, machte sich die Türkin mit dem Eimer zu schaffen, dabei entfaltete sich plötzlich der Jašmák und Bedri hatte Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen.

Er stand wie versteinert da, vom Glanze ihrer Schönheit geblendet. Als ihm aber das Mädchen — denn mädchenhaft waren diese Züge — gar einen langen feurigen Blick zuwarf, da war es um Bedris Herz geschehen. Alle Vorsicht und Klugheit vergessend, wollte er schon seinen

Empfindungen Luft machen, als der Wache haltende Türke herbeieilte, was das Mädchen zu schleuniger Befestigung des Schleiers bewog und ihn selbst wieder zur Vernunft brachte.

Aber das reizende Bild der Unbekannten blieb mit ehernen Zügen in seinem Herzen eingegraben. Bedri rief sich die Worte der Vila ins Gedächtnis, um zu sehen, ob für diesen Fall eine Warnung darin enthalten sei. Er neigte sich der Ansicht zu, daß „Quelle" und „Brunnen" so ziemlich eins und dasselbe seien und daher die Begegnung an dieser Stelle eher als günstige Vorbedeutung aufgefaßt werden müsse. In diesem Gedanken beschloß er, der fremden Reisegesellschaft weiter zu folgen.

Aus ihren Reden erfuhr er, daß Tirana ihr Ziel sei und da er einen zu großen Umweg machte, wenn er diesen Weg einschlug, folgte er dem Reitertrupp so schnell nach als nur möglich. Eines Pferdes ermangelnd, konnte er es jedoch nicht hindern, daß ihm die Reiter bald aus dem Gesichte kamen. Er rechnete indeß sicher darauf, sie in Tirana wieder zu finden.

Vor den Toren dieser Stadt angelangt, wurde er von mehreren Albanesen umringt, welche ihm einen Holzbalken zeigten und ihn fragten, was das sei.

Arglos antwortete Bedri: „Trani"*)

Sofort zückten sich mehrere Dolche gegen seine Brust. Obwohl betroffen, wich er doch durch eine geschickte Bewegung aus und rief, den Säbel ziehend:

— Ihr Elenden, ihr wagt es, einen kaiserlichen Jüsbaši ermorden zu wollen?

Die Andern zauderten bei diesen Worten und blickten einander an.

— Einen kaiserlichen Offizier dürfen wir nicht so ohne weiteres niederstechen, meinte Einer mit besorgter Miene.

*) Aus der Zeit der Fehde zwischen Tirana und Kruja erzählt man sich, daß heimlich viele Krujaner auf den Tiranaer Bazar kamen. Um sie zu erkennen, zeigte man ihnen einen Holzbalken und fragte sie, was das sei. Antworteten sie nun „trani", wurden sie sofort niedergestochen, weil die Tiranaer „träu" sagen.

— Führen wir ihn zum Kajmakám; er soll ihn richten! riet ein Zweiter.

— Ja, zum Kajmakám! wiederholten die Andern.

Dem Rate folgte sofort der Vollzug nach. Wie staunte Bedri, als er im Kajmakám einen der Reiter erkannte, welche das schöne Mädchen nach Tirana geleitet hatten. Auch dieser erkannte ihn sofort und richtete im wohlwollendsten Tone mehrere Fragen an Bedri. Als er erfuhr, daß der Offizier von den zwischen Tirana und Kruja herrschenden Feindseligkeiten nichts wußte und sich nur auf der Durchreise nach Kruja befand, erklärte er, man könne Bedri nicht strafen, weil er im besten Glauben und ganz ahnungslos nach Tirana gekommen sei. Für heute stelle er ihm daher das Gastbett zur Verfügung, morgen müsse er jedoch die Stadt verlassen.

Bedri war mit dieser Wendung seines Geschicks sehr zufrieden, denn er hoffte, auf diese Art über seine verschwundene Unbekannte Näheres zu erfahren.

In der Tat täuschte er sich auch nicht. Sein Zimmer lag dem Harém gegenüber und wenngleich dieser mit Holzgitter wohlversehen war, so konnte dies doch unsern unternehmenden Jüsbaši nicht hindern, einen Blick zu erhaschen, der ihm durch das Gitter entgegenfunkelte. — Die Unbekannte war wiedergefunden!

Bis über die Ohren verliebt, setzte Bedri alle Klugheit beiseite und begann mit dem Mädchen durch das Gitter ein Gespräch und zwar in der Blumensprache, vervollständigt durch Zeichen und Worte. Er erfuhr auf diese Art, daß sie die Tochter eines angesehenen Bej aus Elbasan und zur Heirat mit dem Kajmakám von Tirana gezwungen worden sei. Sie habe aber eine Abneigung gegen ihren neuen Gatten, nun besonders seitdem sie Bedri gesehen. Sie erwidere seine Liebe und bitte ihn, er möge sie noch vor der Dämmerung entführen.

Bedri bedachte nicht die Schmach, das Gastrecht so grob zu verletzen, denn seine Liebe beseitigte alle Bedenken. Er sattelte heimlich das beste Pferd des Kajmakáms

und machte sich reisefertig. Dann stieg er in den Sattel und hing sich mit aller Macht an das hölzerne Harémgitter, welches zerbrach, dadurch der Schönen den Weg ins Freie eröffnend. Bedri half ihr auch durch das Fenster, nahm sie hinter sich in den Sattel und sprengte im Galopp davon.

Diese offene Flucht am hellen Tage machte natürlich großes Aufsehen und noch hatte Bedri mit seiner kostbaren Beute die Stadt nicht verlassen, als auch schon der Kajmakám, von dem kühnen Streiche in Kenntnis gesetzt, aufsatteln ließ und den Flüchtlingen nacheilte.

Bedri wollte sich nicht nach Kruja wenden, da er überzeugt war, daß sich dorthin die Hauptmacht der Verfolger werfen würde. Er hielt sich auf dem Wege nach Nderenje für sicherer. Unterwegs frug er die Entführte um ihren Namen. — Dre! (Reh) antwortete letztere.

Sofort erinnerte sich Bedri der Prophezeiung der Vila bezüglich Holzbalken und Reh. Die Sache mit dem „Trani" war bereits eingetroffen; nun begriff er auch die Bedeutung von „Dre"; nur die Bemerkungen wegen der Quelle und der Wurzel waren ihm nicht klar, doch sollten sie es ihm bald werden. Nicht weit von Nderenje wurden nämlich die Flüchtlinge von den Verfolgern ereilt. Zu spät fiel dem Jübaší auf, daß „Nderenje" mit „an der Wurzel" gleichbedeutend sei, sowie daß die Stadt Kruja ihren Namen von „Krua", das ist „Quelle", ableitet. Dem Rate der Vila zufolge, hätte er sich also nicht nach Nderenje, sondern nach Kruja wenden sollen; jetzt kam diese Entdeckung freilich zu spät. Die Verfolger ereilten die Flüchtlinge in der Nähe von Nderenje; es entspann sich ein heftiger Kampf, und Bedri, in seiner Verzweiflung zum Äußersten getrieben, tötete erst seine Geliebte und dann sich selbst. Sterbend baten Beide in ein gemeinsames Grab gelegt zu werden, was auch geschah.

Die zweite bisher unbekannte Sage ist etwas heiterer Natur. Man könnte sie das „Märchen vom brüderlichen Schwein" nennen.

Ein Maljisor vom Stamme Šala hatte auf dem

Wochenmarkte von Škodra ein Schwein gekauft und trieb es eben arglos den heimatlichen Bergen zu, als es plötzlich folgendermaßen zu grunzen begann:

— Was gedenkst du mit mir anzufangen, lieber Njin? (Andreas).

Entsetzt machte der Albanese einen Seitensprung und starrte das redende Schwein an.

— Du wunderst dich über meine Frage, grunzte dieses weiter; wisse denn, daß ich ein außergewöhnliches Schwein bin.

Bei diesen Worten blickte das Schwein seinen Herrn mit pfiffigem Lächeln an. Njin machte unwillkürlich eine Verbeugung. Das Tier ringelte dankend sein Schwänzlein und fuhr fort:

— O, auch mich freut es, deine werte Bekanntschaft gemacht zu haben, Njin.

— Bitte, das Vergnügen ist meinerseits, Herr Thíu — (Schwein)! konnte der Maljisor endlich stottern.

— Du scheinst mich also nicht zu kennen, Njin? — grunzte das Rüsseltier zurück.

— Ich habe nicht die Ehre!

— Nun, ich bin dein tot geglaubter Bruder Ded!

— Nicht möglich! der war zwar immer ein Schwein, daß er aber ein solches sei . . . . .

— Keine Beleidigungen, lieber Bruder! Du wirst also begreifen, daß du unter diesen Umständen auf meine Schinken wirst verzichten müssen.

— Hm, ja, natürlich... aber sage mir doch, wie bist du zu dieser abscheulichen Verwandlung gekommen?

— Abscheulich? das ist Geschmackssache; ich fühle mich jetzt glücklicher als damals, da ich nur zwei Füße hatte. Warum auch nicht? Ich habe keine Sorgen, finde überall Schlamm, in dem ich mich wälzen, und Abfälle, von denen ich mich nähren kann. Ich brauche weder zu tragen, noch zu ziehen, noch Künste zu machen, bekomme keine Prügel, habe keine unglückliche Liebe zu befürchten und kann mir stets durch das Ringeln meines Schwanzes in

allen Formen stundenlange Unterhaltung verschaffen. Ich sage dir deshalb, lieber Njin, wenn ich kein Schwein wäre — möchte ich eines sein! —

— Du machst mir ordentlich Lust auch ein Schwein zu werden, lieber Ded, versetzte Njin tiefsinnig. Wie muß man das anstellen?

Die Geschichte meiner Schweinswerdung ist sehr einfach. Du erinnerst dich, daß ich im letzten Kampfe gegen die Türken tötlich verwundet niedersank. Ihr wichet und gabt mich jedenfalls verloren. Noch aber atmete ich und benutzte die letzten Minuten meines Lebens, um an meinen Schutzpatron ein inbrünstiges Stoßgebet zu senden. Ich bat ihn, er möge mir noch vor meinem Tode Gelegenheit geben, an den Türken Rache zu nehmen.

Es scheint, daß mein Gebet sofort erhört wurde, denn ich bemerkte, wie die um mich stehenden Türken plötzlich auseinanderfuhren und bestürzt schrieen: „Domús! Domús!" (ein Schwein, ein Schwein!) Dabei deuteten sie auf mich.

Diese Beschimpfung eines Sterbenden empörte mich, ich sprang auf und mitten unter die Türken, deren einen ich heftig in die Waden biß. Da Alles entsetzt auseinanderstob, stieß ich ein Siegesgrunzen aus und eilte zum nahen Bache, um mich nach der heißen Schlacht zu laben. Wie erstaunt war ich aber, als mir der Wasserspiegel meine jetzige Gestalt widerspiegelte — ich war ein vierfüßiges Schwein geworden!

Anfangs nährte ich mich von dem, was ich auf dem Schlachtfelde fand, dann aber beschloß ich auf Reisen zu gehen. So kam ich auch einmal zum Drin, an dessen Ufern ein Mohammedaner saß und seine Waschungen vornahm. Von heiligem Zorn übermannt, rannte ich hinterrücks gegen ihn an, der Tropf verlor das Übergewicht, fiel in den Strom und ertrank.

Aber mein Rachedurst war damit noch nicht gestillt. Nahe dem nächsten Dorfe traf ich einen unserer Feinde schlafend an. Ich machte nicht viel Umstände, sondern biß ihm die Gurgel durch.

Meine nächste Heldentat bestand darin, in ein Haus zu dringen, welches von mehreren unserer Feinde bewohnt war. Alles schlief und das Feuer stand verlassen. Ich nahm einen Feuerbrand aus demselben, steckte ihn in das Stroh, die Hütte verbrannte und die Türken mit ihr.

Ich kam auch auf meinen Reisen nach Ljuma. Dort schlich ich mich in den Garten eines fanatischen Ulemá. Sein Söhnchen schlief auf einer Wiese, wohin es von der nachlässigen Amme gebettet worden war. — Ich fraß es auf.

Ein anderes Mal hatte ich Gelegenheit in eine Moschee zu dringen und den Imám in den Fuß zu beißen.

Aus diesen Proben magst du ersehen, daß ich auch in meiner neuen Verkörperung nicht aufgehört habe, unsern Feinden Tod und Verderben zu bringen.

Jetzt erübrigt mir nur noch die Erzählung der Umstände, unter welchen ich auf den Sklavenmarkt — will sagen Viehmarkt gekommen bin.

Ich begegnete kürzlich einem Hochzeitszug. Wen mußte ich in der Braut erkennen? .... Meine eigene Braut! (Hier wurde das Schwein von der Erinnerung überwältigt und begann heftig zu schluchzen.)

— Daß Mere nach deinem vermeinten Tode einen Andern heiratete, ist doch verzeihlich, warf Njin tröstend ein.

Das Schwein trocknete sich die Tränen und fuhr fort:

— In meiner ersten Aufregung vergaß ich ganz meine Verwandlung, warf mich Mere in den Weg und überhäufte sie mit Vorwürfen. Ich bedachte garnicht, daß sie mein Grunzen nicht verstehen konnte. (Du mußt nämlich wissen, daß es mir nur e i n m a l im Jahre gestattet ist, albanesisch zu reden; sonst bediene ich mich blos der Mundart der Rüsseltiere. Heute ist zufällig der Jahrestag.)

Mere stieß entsetzt Hülferufe aus — ehe ich mich's versah, war ich von ihren Begleitern gefangen und gefesselt. Anfangs sprach man von der Zweckmäßigkeit, mich für die Hochzeitstafel zu schlachten, andere wollten aus mir Würste, Schinken, Speck und Sulz bereiten, ohne meine nachdrücklich gegrunzte Verwahrung einer Beachtung zu

würdigen. Endlich entschied man sich dafür, mich nach Skodra zu verkaufen.

Die Zähren standen mir in den Augen, als ich einen letzten, vorwurfsvollen Blick auf meine Braut richtete, die, statt davon gerührt zu werden, sich über meine Ausdünstung beklagte. Schicksalsergeben schnupperte ich also einige Trüffeln auf und folgte meinen Herren.

Als ich dich auf dem Markte erkannte, grunzte ich dir einen so herzlichen Willkomm entgegen, daß du auf mich aufmerksam wurdest und mich zu meinem Entzücken kauftest.

Hier hast du meine Laufbahn als Held und Schwein.

— Wunderbar, höchst wunderbar! rief Njin aus. Und gibt es kein Mittel, dir deine frühere menschliche Gestalt wieder zu verschaffen?

— Ich wüßte keines und wenn auch, würde ich es dir nicht sagen, denn ich bin mit meiner neuen Stellung vollkommen zufrieden, besonders seitdem ich sicher bin, daß du mich nicht schlachten wirst. Als Schwein lebt es sich viel angenehmer denn als Mensch. Darum rate ich dir dringend — werde ein Schwein!

— Und wie muß ich dies anstellen?

Als Antwort begann Ded furchtbar zu grunzen.

— Willst du vielleicht rauchen? frug Njin, dem Schweine seinen Čibuk bietend.

Das Grunzen wurde jedoch immer heftiger, so daß Njin sich schaudernd frug, ob nicht vielleicht eben die Frist abgelaufen sei, während welcher es Ded gestattet war, sich der albanesischen Sprache zu bedienen.

— Wie schade! dachte er sich; eben jetzt, da ich im Begriffe stand, ein Schwein zu werden! Und mit diesem Gedanken . . . . wachte er auf.

Njin rieb sich die Augen und blickte verblüfft umher. Er erinnerte sich jetzt, daß er vor dem Einschlafen das gekaufte Schwein an den Baum gebunden hatte; es war aber fort!

Hatte er geträumt? Oder hatte er sich wirklich mit Ded unterhalten?

Aus der Ferne scholl Grunzen herüber und Njin erblickte mehrere Albanesen, welche ein Schwein mit sich schleppten. Offenbar hatten jene ihm den teuren Bruder geraubt.

Niedergeschlagen kehrte Njin nach Šala zurück, wo er seine Unterredung mit dem Schweine erzählte und alle Stammesgenossen bat, durch ein volles Jahr kein Schwein zu schlachten. Am nächsten Jahrestag werde es sich dann herausstellen, ob sein Bruder darunter sei.

Die Šoši, welche von dieser Abmachung hörten, schickten darauf den Šala ein Schwein, von dem sie behaupteten, daß es dasselbe sei, welches sie am bezeichneten Tage dem schlafenden Njin gestohlen hatten. Sie baten deshalb um Verzeihung, sie hätten nicht gewußt, daß das Schwein Njin's Bruder sei.

Njin erkannte auch sofort in dem gesandten Schweine seinen Bruder Ded. Er nahm ihn in sein Haus und pflegte ihn ein ganzes Jahr lang mit rührender Sorgfalt, entzückt, wenn ihm der Bruder seine Zufriedenheit durch ein kräftiges Grunzen kundgab.

Als dann der Jahrestag herankam, lud Njin alle Nachbarn ein, Zeugen zu sein, wie Ded seine Sprache wiedererlange. Den ganzen Tag saßen die Šala um Njin und sein Schwein, das sich mit großer Seelenruhe ab und zu im Schlamm wälzte, und überall herumschnüffelte. So oft es seine Stimme zu lautem Grunzen erhob, riefen Alle gespannt: „Ah jetzt!" und quälten sich ab, aus dem Nutsch-nutsch albanesische Laute herauszufinden. Als aber die Sonne niedersank und das Schwein zu schlafen begann, verloren auch die Zuschauer die Geduld und entfernten sich lachend. Njin aber zerdrückte eine Träne und trug seufzend seinen tierischen Bruder heim. Ob auch die Nachbarn zweifelten, daß das Schwein sein Bruder sei, für i h n war dies sicher und er erwartete daher sein Sprechen bis zu dem Augenblicke, als Ded sein schweinisches Dasein beschloß. Der brüderlichen Liebe hatte er dann noch ein heimliches, ehrenvolles Begräbnis und ein Kreuz auf dem Grabhügel zu verdanken.

Schließlich noch die kleine Sage von der weißen Bärin:

Es waren einmal zwei junge Männer, welche die tapfersten in ganz Albanien zu sein behaupteten. Sie machten Blutsbrüderschaft miteinander, gingen zu einer klugen Alten und fragten diese: Was müssen wir tun, um für die Tapfersten im ganzen Lande zu gelten? Die Alte antwortete: Ihr müßt die weiße Bärin aufsuchen und sie erlegen. Da machten sich die beiden auf und ruhten nicht eher, als bis sie die weiße Bärin aufgefunden hatten. Das war ein gewaltiges Ungetüm mit einem schneeweißen Pelze und der war so dick, daß keine Kugel durch ihn drang. Sie schossen also vergebens ihre Flinten und Pistolen auf die Bärin ab, und diese stürzte mit solcher Schnelligkeit auf sie zu, daß sie dem Einen den Weg abschnitt. Dieser suchte sich dadurch zu retten, daß er einen dicken Baum hinaufkletterte, die Bärin aber begann sogleich ihm nachzusteigen; wie sie nun eben ihre Tatzen ausbreitet und den Baum umklammert hält, da faßt sich der junge Mann ein Herz, gleitet auf der andern Seite des Baumes herunter, packt die beiden Tatzen der Bärin und zieht sie so fest an den Baum, daß sie weder beißen noch sich sonst regen kann. Darauf rief er seinen Blutsbruder, daß er herbei kommen und die Bärin totschlagen solle, aber der hörte und sah nicht, und es dauerte zwei Tage, bis er sich herbeitraute, um zu sehen, was aus seinem Genossen geworden sei. Als dieser ihn erblickte, rief er: „Rasch, Bruder! ich kann nicht mehr, komm und halte die Bärin bis ich sie tot geschlagen habe." Dieser packte nun statt seiner die Tatzen der Bärin, als er sie aber fest hatte, sprach der andere: „So, nun halte sie so lange du kannst und gedenke dabei deines Brudereides." Und darauf ging er seiner Wege.

---

11. Volkslieder.

An Liedern ist Albanien wohl reicher als an Sagen, aber dennoch steht ihre Zahl sehr weit hinter jenen Montenegros zurück, das deren ungefähr 40 000 besitzen soll.

Hecquard und Hahn haben sich die Mühe genommen, einige albanesische Volkslieder zu übersetzen und da jene Hecquards meines Wissens bisher noch nicht in deutscher Sprache veröffentlicht wurden, gebe ich einige davon in Übersetzung.

Liebeslied eines Mädchens.

O ich schwöre dir, deine Schönheit ist ohne Gleichen! Von dir, mein Gebieter, vermehrt Gott die Macht. Aber höre meine Gesänge, höre die Arme an und schicke sie nicht zu einer andern Tür.

Glücklich, mein Herrscher, wer dich betrachten kann! Welche Feder könnte deine Reize beschreiben und sie in eine leserliche Schrift bringen? Dein Charakter ist jener eines Engels. Du bist für mich das himmlischeste aller Geschöpfe; in deiner Gegenwart verschwindet jeder Andre. Sprich, befiehl und ich werde glücklich sein, dir meine Tage zu opfern. Auf Erden bist du mein Sultan. Glücklich diejenige, welche dir zuhört! Vergiß mich niemals, wenn ich nicht sterben soll. Deine Haare sind blond wie der Bernstein, deine Augenbrauen schwarz wie der Flügel des Raben, dein Blick tief wie das Unermeßliche, deine Zähne sind Perlen, Korallen deine Lippen. Könnte ich doch in einem deiner Küsse sterben! (Donnerwetter, sind aber die Albanesinnen verliebt!)

Ruf zu den Waffen.

Ein Schrei erhebt sich und durcheilt die Ebene: Auf, Jünglinge! ergreifet eure Waffen und lasset eure Weiber, um nach Bagdad kämpfen zu gehen. Wir werden singend gehen, um unsere Tüchtigkeit zu zeigen, unsern Löwenmut, um diesen verweichlichten Asiaten zu beweisen, daß niemals eine Mutter tapferere Söhne hatte als uns. Vorwärts mutige Jünglinge! schwingt eure Säbel, marschieren wir gegen den Feind, um noch einmal den škjipetarischen Namen mit Ruhm zu bedecken, diesen von Allen gefürchteten Namen.

Ali Daši greift den Feind gleich einem Drachen an; hurtiger als der Wind, schneller als der Blitz bereitet er die Gräber und säet Trauer auf seinem Pfade. Befolgen wir sein Beispiel, Jünglinge, damit Niemand sagen könne, daß der Škjipetar von seiner Heimat bis zum Euphrat, überall, wohin er sich begeben hat, gleichviel zu welcher Zeit und unter welchem Himmelsstrich, nicht Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben habe.

Spottlied der Gegen auf die Tosken.

(Als Kará Mahmúd Pašá von Škodra 1795 gegen Kurd Pašá von Berat ins Feld zog, dichteten die Gegen dieses Lied, welches ihren Haß gegen die Tosken deutlich zeigt:)

„Pocht, ihr Herzen, pocht, denn wir haben die Tosken besiegt. Škodra, die kriegerische, hat sich mit den Helden von Rumilí gemessen.

Sie sagten zu Mollá Husséjn*): Tabaki und Terzi haben sich in Bewegung gesetzt, die Tosken sind mit den Gegen zusammengestoßen; sie wollen ein Lied, dieses Ereignis zu verewigen.

Kurd Pašá befindet sich in Bérat; möge er sich nicht wegrühren. Welchen Rang hat er neben unserm Herrn Mahmúd Pašá? Weshalb wagt er es mit ihm anzubinden?

Kurd Pašá ist ein Verlazi (Lump, Vagabund, hier dem deutschen „Schweinehund" entsprechend): er führt gegen seinen Herrn Krieg. Er wird aber vor Schreck zittern, wenn er 3 Stunden jenseits des Semeni**) den Schall seiner Tambulaz***) vernehmen wird.

Bei diesem Lärm ist Kurd Pašá unter Zurücklassung seiner Fahnen in das Teké geflohen. Er rauft sich den Bart und die Haare aus, und in der Furcht wegen des ihm bevorstehenden Schicksals wird er ohnmächtig.

---

*) Ein albanesischer Dichter.

**) Der Fluß bei Bérat.

***) Eine kleine konische Pauke, wie sie früher bei der türkischen Reiterei in Gebrauch war.

Mahmúd Pašá besteigt seinen Renner. Er schreitet seinen Truppen voran, rufend: Vorwärts, vorwärts, heute noch, mašallá (so Gott will), töte ich eigenhändig den Kurd Pašá von Bérat.

Wohin er auch geht, dieser brüllende Löwe, überall hat ihm Gott die Gabe verliehen, unter seine Feinde Schrecken zu verbreiten. Er greift das Teké des Babá Hasán zu Pekinj an. Das Gepäck, die Waffen, alles wird seine Beute.

Velí und du, armer Tahír, du hast dich in eine Mühle geflüchtet, du verteidigst dich mit Mut. Aber was könnt ihr machen gegen diesen verschlingenden Geier? Euch erwartet der Tod! Eure Tosken, von Kugeln durchlöchert, zeigen ihre Schnelligkeit im Laufen. Lange noch werden sie sich der Tapferkeit der Gegen erinnern.

Agá Ruka*) ruft ihnen zu: O Tosken, warum wie die Weiber fliehen? wozu dienen dann die Säbel, die ihr an der Seite tragt? Sammelt euch, zerstreut euch in Plänkler, greift brav eure Feinde an; schneidet ihnen den Kopf ab mit euren Jatagans. Lieber tausend Mal sterben als entehrt leben!

Sie hören nicht seine Stimme, sie fliehen in Unordnung. Gehet, o Tosken von Bérat, ziehet eure Opanken an und meßt euch nie wieder mit den Škodranern. Denn diese verstehen nicht zu fliehen, wohl aber mit ihren langen Gewehren weit zu treffen.

Trauergesang auf das Ende Kara Mahmúd Pašás.

(Als am 22. September 1796 Kara Mahmúd bei Kruse von 6000 Montenegrinern derart geschlagen wurde, daß er mit 30 000 Albanesen fiel, sangen die Albanesen:)

O Pašá, Pašá von Kavája! Dein Schmerz muß wohl groß sein, da dein Schwager auf dem Schlachtfelde gefallen ist. — O es ist nicht der Tod meines Schwagers,

*) Ruka, serbisch = „die Hand". Aus dem Namen wäre zu schließen, daß der Agá einer der Serben aus der Gegend von Elbasán war.

den ich beklage; ist er nicht auf dem Felde der Ehre gefallen? Nein, wenn ich weine, so geschieht es, weil wir die Schlacht verloren haben. In dieser alten Kirche sind heute seine Banner geblieben. Weinet, weinet, o Miriditen, denn ihr waret nicht dort und der Pašá ist allein geblieben!

Aus diesen Gehegen, aus diesen Schanzen ist der Ungläubige zahlreich wie die Fliegen hervorgebrochen. Wie groß wird die Verzweiflung sein, ihr meine Miriditen, denn ihr waret nicht dabei, sonst wäre der Pašá nicht allein geblieben!

Bevor er starb, rief Mahmúd Pašá: Unglücklicher, der ich bin, ich lasse keinen Sohn zurück, um mich zu rächen und mit den Palabaren*) zu kämpfen. Kämpfet ihr, Miriditen, rächet den Pašá, der, weil ihr nicht dort waret, allein geblieben ist.

Mahmúd Pašá ist auf dem Schlachtfelde geblieben. Sein Körper, mit Wunden bedeckt, ist beim Eingang dieser Kirche aus viereckigen Steinen gefallen**). O meine braven Miriditen, rächet euren Pašá, denn wenn ihr auf dem Schlachtfelde anwesend gewesen wäret, so würde er nicht allein geblieben sein.

O Jünglinge von Gruda! Von den Zinnen eurer Häuser treffet diese Piperi und Palabaren, welche den Pašá mit Kugeln töteten, welche aus den Gehegen kamen, hinter denen sie sich verborgen hatten. Schlagt euch, Miriditen, denn ihr waret nicht dabei und der Pašá ist allein geblieben.

Ach, ich bitte dich, Sadík, schneide mir nicht den Kopf mit einem Messer ab, wie es der Schlächter den Schafen macht. Köpfe mich mit dem Handžar, auf daß ich nicht entehrt sterbe. O Löwen von Škodra, vorwärts meine Kinder, dringt in Montenegro ein! Vorwärts, meine treuen mireditischen Krieger, macht diese Ungläubigen Blutträ-

---

*) Montenegriner.

**) In Wirklichkeit wurde der Pašá gefangen und in Cetinje geköpft.

nen weinen, um den Pašá zu rächen, der, wenn ihr an der Schlacht teilgenommen hättet, nicht allein geblieben wäre!

Lied von Fazli Rosi aus Kastrati.

(Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gedichtet.)

Fazli Rosi und seine drei Kameraden zerstreuen sich zwischen den Felsen von Meheméd. Ich suche dich, um dir ein Wort zu sagen: „Wenn es wahr ist, daß heute Redžéb zum Vojvoda ernannt wurde, so gewähre mir, o Gott, das Glück ihm zu begegnen, damit ich ihm den Weg streitig machen kann. Er möge aber selbst kommen."

Er wartet die Nacht, er wartet den Tag, schließlich findet er seinen Feind. Wo bist du meine Flinte, meine Hoffnung? Du, welche immer in den Händen desjenigen treu war, der in den schwierigsten und feierlichsten Augenblicken bei deiner Ehre schwur! Du, welche niemals ihr Ziel verfehlte!

Kaum hatte er gesprochen, als die Stimme eines Sterbenden, durch das Blut, welches der Gurgel entströmte, noch heiserer gemacht, allen Bergen die Niederlage und das Ende Redžébs's anzeigte.

Lied des Mireditenfürsten Lek-i-Zij.

(Alexander der Schwarze.)

Lek-i-Zij schickt einen Boten: Ihr werdet Marko sagen, daß ich nicht tot bin, sondern, daß sie mich im Gewölbe eingeschlossen haben. Sie haben mich entkleidet und beraubt, sie haben mir meine beiden Pistolen genommen. Gehet Tosken, habt keine Furcht; wenn man mir am heutigen Tag den Tod geben will, laßt mich nicht allein, sondern lernt von mir, wie ein herzhafter Mann stirbt.

Kola Deduši läßt sich vernehmen: Sagt meiner Mutter, sie möge nicht um mich weinen, denn ich falle, das Gewehr an meiner Seite; und welchen besseren Begleiter könnte ich mir wünschen? Halil Hadži ist tot — unter meinen Streichen ist er gefallen. Džon, mein Kapitän, nimm meine Dólama, trage sie in die Berge, damit sich

die Hirten meiner erinnern und mich beweinen können, den Trauergesang anstimmend. Kola Dedušì ist tot, weil seine Waffen nicht losgingen.

Cek-i-Zij, der Mireditenhäuptling hat gesagt: Sieben Bergbewohner sind ausgegangen mich zu erwarten. Ich habe vier davon verwundet, zwei davon getötet. Mein Körper ist durch Jataganhiebe in Stücke gehauen. Aber was liegt an den Wunden, da ich mich selbst bezahlt gemacht habe und keine Schmach auf den Mirediten ließ. Wenn meine Kleider, sowie meine beiden Pistolen und mein Handžar in die Trauerversammlung meiner Verwandten getragen werden, so weine nicht über mich, meine Mutter, denn das Geschlecht des Prel-Osmán und hundert andere Familien haben vor dir geweint: deren Söhne sind nämlich unter den Streichen deines Sohnes gefallen.

Džianus Šela erwartet mit seinen Waffen diejenigen, welche Cek-i-Zij, seinen Freund, getötet haben. Seine Kugeln erreichen immer ihr Ziel, niemals fehlen sie auch nur um einen Zoll. Džianus Šela, nachdem er überall gesucht, hat endlich in dieser Nacht das Blut seines Pobratim (Walbruders) gerächt. Diesen Morgen hat er auch alle Mirediten versammelt, um seine Freude zu feiern. Wie Viele hat Džianus Šela getötet!!! Heute weinen die Mütter und Frauen derjenigen, welche Cek-i-Zij getötet haben. Auf, meine Mutter, auf, gib unsern Freunden zu trinken, denn der Durst erwürgt sie und schon sind sie schwarz geworden.

Gesang zu Ehren des Iljás Jubáni.

(Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.)

Die Jugend bewaffnet sich, der Gefahr Trotz bietend. Das Banner, Sinnbild des nationalen Ruhms, flattert, mit den Mündungen der Gewehre spielend, die Waffen funkeln wie das Feuer, welches den Mut der Tapfern nährt, die in den Kampf eilen.

Inmitten seiner Gefährten schreitet ein Held, welcher durch sein Stillschweigen, durch sein kriegerisches Auftreten Bewunderung und Schrecken einflößt.

Iljás ist's, einer der tapfern Kämpen, welche in tausend Treffen das osmanische Banner ehrten. Es ist ein Zweig des berühmten Geschlechts Skanderbeg, welches, obschon erloschen, doch seine Wurzeln in jener Erde läßt, wo mehr als anderswo die albanesische Tapferkeit überlebte. Šala, Baba und Jubani sind die Herde, wo sich das Heldenfeuer, das dieses Geschlecht auszeichnet, erhalten hat und das sich auf die drei Familien verteilt.

Holla, meine Söhne, lauft! Heute erwartet uns ein neuer Sieg, unser Heldenmut wird den Tag entscheiden. Schärft euren Geist zu der schwierigen Unternehmung, welche uns anvertraut ist, der Krieg verlangt Festigkeit, Mannszucht, vollständigen Gehorsam gegen die Häuptlinge, welche eure Tapferkeit leiten. Ich werde mich vor allen dem Feuer in dem Kampfe aussetzen; folgt mir überall hin, und wenn mich nicht eine feindliche Kugel erreicht, werde ich euch stets voran sein.

Ali Serdár rückt an. Das ihm bestimmte Schicksal erratend, bleibt er unschlüssig; seine Braven, ihr Los voraussehend, knirschen mit den Zähnen. Der Kampf beginnt, die mörderischen Kugeln fliegen hinüber, herüber; jene des Iljás haben schon eine große Menge Tosken getötet. Die Jatagans funkeln in der Sonne; aber ihr Glanz ist bald durch das Blut gedämpft, welches wegen des Gemetzels unter den Tosken wie ein Fluß strömt.

Fliehen wir, Brüder, fliehen wir! Laufen wir, wenn wir nicht alle unterliegen wollen. Iljás folgt uns brüllend wie ein wütender Tiger. Niemand kann seinen Waffen und seinem Gefolge widerstehen, denn er ist ein Nachkomme dessen, welcher zum Schrecken der Türken lebte und dessen Name, der Nachwelt zum Beispiel, überlebte.

Spottlied der Miriditen auf die Mohammedaner.

(Mit dem nachstehenden Liede hat es folgende Bewandtnis:

Um das Jahr 1830 wollte Tahir Mala von Bunja aus Gaši für seinen Sohn dessen Braut holen, welche der

Gemeinde Bobi in Šala angehörte. Auf dem Rückwege machten sich die Leute aus Bunja den Spaß, nach den Kreuzen des Friedhofs Scheibe zu schießen.

Die fanatisch katholischen Šala, hierüber ergrimmt und nicht mehr im Stande, die Frevler einzuholen, wollten sich an den unschuldigen Bobi rächen, diese aber erboten sich, die Rache selbst durchzuführen. Sie marschierten nach Bunja, töteten erst zwei Neffen Tahir-Malas, drangen dann in die Moschee, wo sie ein Schwein töteten, die Türen mit dessen Blut beschmierten und dessen Kopf auf den Predigtstuhl des Hodžá setzten. Auf die Beschwerde der Mohammedaner rückte Mustafá Pašá Škodralí mit Truppen gegen Bobi. Die Šala eilten zu den Waffen und bewogen auch den Mireditenfürsten Dod Prenka zum Bündnis. Um nutzlosen Bürgerkrieg zu vermeiden, verkündete jetzt der Pašá, daß die Beschimpfungen des Kreuzes und der Moschee sich gegenseitig aufheben.

Die Mirediten dichteten darüber folgendes Lied:)

Islam Demuši, ein intelligenter junger Mann, ruft: O Bunja versammelt euch in der Moschee, ein neuer Hodžá ist angekommen. Es war aber kein Hodžá, sondern ein Schwein.

Es war kein gewöhnlicher Hodžá, sondern ein ungewöhnliches Schwein mit einem zwei Spannen langen Zahne um den Ulemás eine Pfeife zu machen.

Hodžá, zieh deinen goldgestickten Pelz an; bereite eine Schale Kaffee deinem neuen Kollegen, eine Schale Kaffee mit Zucker, und wenn du sie gefüllt hast, bring ihm selbst deine Pfeife.

Was geschieht denn in der Moschee, daß Alle murmeln? Ich begreife es; das Schwein, dieser neue Hodžá, ist auf den Stuhl gestiegen und die Ungläubigen haben ihm den Schwanz abgeschnitten. Ruhm den Bobi, welche gut für Christus gekämpft haben!

Fragt den Ramazán: Ostern hat den Bajrám besiegt. Mut und heldenhaftes Ostern, zerschmettere den Bajrám und laß ihn armlos. Wenn er dich ehemals be-

siegte, wie machte er sich über dich lustig, wie verfolgte er dich unter Steinwürfen?

Der Hodžá sagt jetzt zum Derviš: Was sollen wir mit diesem Fleische anfangen? Verteilen wir es im Stamme Haus für Haus, wenig vom Kopfe und viel vom Schweife.

Tahir Mala hatte gerufen: Die Glocken haben euch taub gemacht, aber ich schwöre, nicht wieder in die Berge zu gehen und nicht mehr auszugehen, solange Bobi bei Šala bleibt und bis wir es zerstört haben.

Bobi hat die Neffen Tahir Malas getötet. Unter dem Schutze des Vezirs und Hasán Agás wird Bobi zerstört werden, und selbst wenn es drei Bürgen stellen sollte, würden alle seine Familien aus Šala verjagt werden.

Gjakovica stößt den Alarmruf aus. Bobi flüchtet sich zu Doda, dem Mireditenhäuptling. Dieser sagt zum Pašá: „Blut für Blut, Moschee für Kreuz" und der Pašá geht schnell darauf ein.

---

12. Landbeschreibendes.

Albanien ist vornehmlich Bergland, aber weder so großartig wie die Schweiz, noch so wild und trostlos wie Montenegro. Auch gibt es daselbst bedeutende Ebenen und viele, wenn auch nicht sehr bedeutende Flüsse, deren Täler fruchtbar genannt werden müssen. Das Aussehen des Landes nördlich des Drin wird durch das Nordalbanesische Alpengebirge bestimmt. Seine höchsten Spitzen sind (in der Richtung von Westen nach Osten) Vélečik oder Čjafa Štoga (2210 m), M. Koznit (2200 m) und Skülsen (2296 m). Von den Abfällen sind die bedeutendsten Höhen: Máranaj (1576 m), Cukáli (1840 m) und Malj Šala (2020 m). Ein Ausläufer des Cukáli ist wiederum das Temáli-Gebirge, dessen südlichste Höhe Jubáni*) (540 m) hoch ansteigt. Der vielgenannte Táraboš (572 m) liegt gegenüber von Škodra.

*) Eigentlich „Ljubani", vom serbischen „Ljuba" = Gattin.

Südlich des Drin herrscht ein unentwirrbares Gebirgslabyrinth, in dem sich nur wenige Systeme unterscheiden lassen. Eine Kette zieht sich südöstlich von Škodra in südöstlicher Richtung bis gegen Elbasán. Ihre Gipfelpunkte erreicht sie im 1714 m hohen Maja Skanderbegut oder Čjafa Salcota und im Malj Daltit (Dajti) mit 1546 m. Eine andere Kette zieht sich westlich des Schwarzen Drin vom Čjafa Kummis (1426 m) bis zum Ohrid-See, wobei die höchste Spitze Jablanica (2310 m) die Grenze gegen Serbien bildet, und heißt Malj-i-zij (Schwarzer Berg).

In Unteralbanien finden wir östlich von Berat den Gebirgsstock Tomor (2418 m), südlich von Gorica die bis 1827 m ansteigende Kamenica, südlich der Vojusa (Viosa) jedoch ein wahres Gebirgslabyrinth (Griva mit dem 1910 m hohen Kulčit [Kudesi]), Lungara mit dem 1359 m hohen Bačiala, Keravnia mit dem 1503 m hohen Iliás, Čika (2025 m), Skivovik (1859 m) und Stugaru (1510 m).

Die größte E b e n e von Oberalbanien ist jene, welche sich von Tirána längs der Ruška zum Išmi und von da längs der Meeresküste bis Lješ erstreckt. Sie ist 55 Kilometer lang und 2—9 Kilometer breit. Von ihr durch die Gebirgsknoten Barzes (487 m), Gur-i-brac (263 m) und Muzli (206 m) geschieden ist die Ebene von Šjak zwischen Durres (Durazzo) und dem Gur-i-brac. Durch sie strömt der Arzén. Die Mat-Ebene ist 18 Kilometer lang und bis 3 Kilometer breit. Zwischen Lješ und Škodra befindet sich eine endlose Ebene, welche im Süden Zadríma heißt und sich über Škodra hinaus unter dem Namen F u š a st o j längs des nördlichen Scutari-Seeufers bis an die montenegrinische Grenze ausdehnt, wo sie vom S e m ihren Namen erhält, während der Teil an den Seebuchten B a j z a heißt.

In Unteralbanien gibt es die ausgedehnte Ebene der Musakjá längs dem Meere von Kavaja bis zur Vojusa hinab, dann die Niederungen von Avlona und Nizvoro, die Osum-Ebene bei Berat, die Ebene von Gorica und jene südlich von Délvino, die sich bis zur Küste gegenüber Korfú erstreckt.

Die wichtigsten Flüsse sind (im Norden beginnend) die Bojana, der Abfluß des Škodra-Sees, und der in diesen mündenden Mórača. Sie ist für Schiffe unter $2^1/_2$ m Tiefgang von der Mündung bis Obóti und weiter hinaus für Fahrzeuge von nicht mehr als $1^1/_2$ m Tiefgang schiffbar und sehr fischreich.

Der am Puka in Šala entspringende Kiri ergießt sich bei Škodra in sie oder vielmehr in den sogenannten Drinázi, d. i. den Arm des Drin, welcher sich 1858—1862 von Danj bis Škodra sein eigenes Bett grub. Früher war nämlich der Drin im Frühjahr seinen Uferbewohnern stets furchtbar geworden, indem er infolge des Schneeschmelzens auf den Gebirgen austrat und durch seine Überschwemmungen große Verheerungen anrichtete. Auch zeigte er besonders bei Vade, wo er das bis dahin durchströmte enge Felsental verläßt und die Ebene betritt, eine gewisse Neigung sich über diese zu ergießen. Die türkischen Ingenieure setzten dem tobenden Wildfang so elende und schwächliche Schutzwehren entgegen, daß es ohnehin staunenswert war, daß sich der Strom so lange bändigen ließ. Im Winter von 1858—1859 erfolgte endlich der Durchbruch gegen Westen. Zunächst bildete er einen ausgedehnten See, der in den beiden nächsten Wintern stürmisch hin- und herwogte. Endlich im Winter 1861—62 grub er sich ein neues Bett, welches sich um den Fuß des Jubani-Gebirges herum gegen Škodra schlängelt, sich bei Tabaki mit dem Kiri vereinigend. Seither fließt die eine Wasserhälfte im neuen, die andere im alten Bett und die Albanesen sind der Überschwemmungen ledig.

Der Drin ist der mächtigste aller albanesischen Flüsse. Er entsteht aus der Vereinigung des Schwarzen (zéze) mit dem Weißen (bardh) Drin; (serbisch Crni Drim und Beli Drim); ersterer aus dem Ohrid-See kommend, letzterer am Žljeb bei Peć entspringend. Von seinen Nebenflüssen ist keiner bedeutend.

Der Mat ist der zweitgrößte Fluß Oberalbaniens. Er entspringt bei Martaneš, nimmt bei Selita vogélj den

Fandi auf, welcher in mehreren Adern das Mireditenland durchströmt, und nimmt dann solchen Umfang an, daß ich ihn bei Preka in hohlen Baumstämmen übersetzen mußte. Er war an dieser Stelle ungefähr 120 Schritt breit, doch bildet er in der Ebene viele Inseln.

Der Išmi, welcher unterhalb der gleichnamigen Stadt mündet, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Zéza (die Schwarze), Terkús und Ruška, welche ich alle drei nach der Regenzeit durchwaten konnte, die sich aber in unzählige breite Arme geteilt hatten.

Der Arzén entspringt bei Šin Gjergj und durchfließt in seinem Unterlaufe eine Ebene, ist aber trotzdem oft von steilen hohen Ufern eingeengt.

Der Škumbi, welcher die Grenze von Unteralbanien bildet, entspringt am Kamna-Gebirge und strömt von Elbasán bis zur Mündung in einer fast geraden Ebene.

In Unteralbanien haben wir zunächst den Semeni, der aus der Vereinigung von Devol und Osum entsteht, welch ersterer an der griechischen Grenze entspringt und den Malik-See durchfließt, wo auch die serbische Grenze berührt wird, dann die Vojusa (Viosa), im Pindos entspringend und den Drynos und die Sušica aufnehmend, dann den Dukati, Kalesiotis und Bistrica im Süden.

Von Seen ist der bedeutendste der Ličeni Škodrese (Scutari-See), 10 Stunden lang, bis zu 3 Stunden breit, mit den Seitenbuchten von Hoti und Kastrati. Sonst gibt es bloß unbedeutende Alpenseen. Nur die kleinen mit der Bojana in Verbindung stehenden Seen Šas und Zogaj, die Lagune Ljuners, andere an der Drin- und Arzén-Mündung, sowie die große von Durres wären in Oberalbanien erwähnenswert. In Unteralbanien bilden Ohrid-See und Malik-See die Grenze gegen Serbien und Griechenland; in der Musakjá finden wir die Seen Terbúf, Kravastá, Nardes, Vivari, Risa und die Lagunen Soli und Kavaklí, sämtlich nahe der Küste.

Ankerplätze besitzt Albanien Šin Džin oder **S. Giovanni di Medua, Durres**, S. Nicolò di Bojana, Drač

(östlich des Cap Ródoni), Vallone Pietrit (östlich der Punta Samana oder Semeni), **Avlona**, Dukati (südlich davon), Panorma (Palermo), **Ajii Saranda**, Ἅγιοι Σαράντα **oder** Santi Quaranta und Butrinto. Von diesen werden nur die fettgedruckten von Dampfern angelaufen. Allerdings gehen kleine Dampfer bis nach Oboti die Bojana hinauf. Die Mündungen der Flüsse sind seit langer Zeit versandet. Bolizza gab 1614 dem Drin an der Mündung 3—4', der Bojana 5—7', dem Mat 4', dem Išmi 5', dem Škumbi 3' Tiefe.

Brücken sind in Oberalbanien nicht so selten, befinden sich aber gewöhnlich in einem trostlosen Zustande. Die meisten Brücken, welche mir aufstießen, waren so schlecht, daß nicht einmal die Einheimischen über sie gehen wollten, sondern es vorzogen, durch das Wasser zu waten. Gewöhnlich standen nur die gemauerten Endpunkte, über welche ein Balken gelegt war, auf dem nur ein geübter Seiltänzer wandeln konnte. Ich erinnere mich, daß ich einst Zeuge war, wie ein verwegener Albanese sein Lämmchen entschlossen aufnahm und trotz Strampelns, Zappelns und Blökens auf dem Rücken über einen solchen Balken trug.

Die ganz aus Stein erbauten Brücken, gewöhnlich aus dem Mittelalter stammend, machen allein eine ehrenvolle Ausnahme. Da aber auch sie kein Geländer besitzen und fast gar nicht ausgebessert werden, gehört ihr Überschreiten auch zu keiner angenehmen Aufgabe.

Die wichtigsten mir bekannten Steinbrücken Oberalbaniens sind:

Über den Drin die beiden Vezirs-Brücken, von denen die untere (Brutit-Ure) ein mächtiges Werk in 18 Bögen von verschiedener Größe ist. Wie die meisten dieser Brücken führt sie nicht in einer geraden Linie, sondern wellenförmig über den Fluß. Sie steht auf einer quer durch den Fluß laufenden Felsbank, welche wahrscheinlich erst vom Wasser bis zu ihrer heutigen Höhe ausgespült worden ist, so daß in der Urzeit der Schwarze und Weiße Drin vielleicht in einem See zusammenflossen.

Auch die obere Vezirs-Brücke (Vezirit-Ure) über den Weißen Drin ist ein altes Bauwerk, das in der nahen Brücke über den Schwarzen Drin sein Seitenstück findet. Jene über den L j u m a-Bach ist in einem einzigen Bogen erbaut.

F e st u n g e n sind in Albanien nicht vorhanden, die starken neuangelegten Befestigungen am Taraboš gegenüber und um Škodra und einige Forts nördlich des Škodra-Sees an der montenegrinischen Grenze ausgenommen. Denn die Kastelle von Lješ und Išmi, die ruinenhaften Mauern von Durres, Kruja, Prezija 2c. oder die kleinen Kule (Puka, Kula Dodese, Kula Helmit, Hum, Beregturi Kastrati, Krčira, Kula Lumese, Kurdarej 2c.) kann man nicht als Festungen betrachten.

Die einzige Insel ist S á s e n o, welche 1814, gleich den Trémiti-Inseln an der italienischen Küste, an Österreich fiel, das aber weder von der einen noch von der anderen Besitz ergriff, was es heute zu bereuen alle Ursache hätte. Aber die österreichischen Staatslenker waren eben von jeher in der Geschichte durch ihre beispiellose Kurzsichtigkeit und Beschränktheit bekannt!

Die wichtigsten V o r g e b i r g e der albanischen Küste sind (im Norden beginnend): die Drin-Mündung, das speerförmige Cap Ródoni, Cap Páli, Punta Samana, Cap Durazzo, Cap Lagi, die Škumbi-Mündung, Cap Grüka, Cap Glossa (Linguetta) Cap Kefalí und das die Südgrenze bildende Cap Stylos.

Von K l ö st e r n sind mir folgende bekannt (an der montenegrinischen Grenze beginnend): das berühmte Kloster D u š m a n i in Pósripa, unweit des Drin-Ufers, welches seinen Namen jedenfalls dem serbischen Fürsten Dušman*) verdankt, der in einem nahen Schlosse hauste und als „Dusmanus" unter den Despoten erwähnt wird, die sich bei der Wahl Skanderbegs zum obersten Feldhauptmann Albaniens in Lješ befanden. Es ist gegenwärtig von ein paar Franziskanern bewohnt. Weiter nördlich in

*) Das Wort bedeutet im Serbischen „Todfeind".

Šala befindet sich am Šala-Bach das Kloster Abate, während am linken Drin-Ufer, in Dukadžin, sich ein anderes beim Pfarrdorf Alšiće erhebt. Ein kleines S. Antonio benanntes Kloster liegt Cješ gegenüber auf dem rechten Drin-Ufer; in Škodra besitzen die Franziskaner auch eines.

In Miredita finden sich mehrere nur teilweise noch bewohnte, meist verlassene und zerstörte Klöster. Es sind dies Šin Gjergj (S. Georgio) in Dibri, Šin Pol (S. Paolo) und Šin Džin (S. Giovanni, jetzt zerstört*) in Oroši, Šin Kini und Fandi in Fandi. Eine Stunde nordwestlich von Elbasán liegt in dem reizenden Tale der Kuča das Kloster Šin Džon. Es ist wegen des hier verwahrten Körpers des „heiligen" Vladimir das angesehenste orthodoxe Kloster des Landes.

Das Klima Nordalbaniens ist in seinem gebirgigen Teile jenem Montenegros ähnlich: im Sommer erdrükkend heiß, im Winter schrecklich kalt, die Luft immer rauh, aber trotzdem gesund. In den Drin-Gegenden sind die Temperatur-Unterschiede mehr ausgeglichen, die Regen häufiger. Eine Wahrnehmung, die ich machte, und deren Richtigkeit mir von allen Seiten bestätigt wurde, ist, daß alle Gewitter von der Seeseite kommen. Wenn je einmal von der Landseite schwere Wolken anrücken, so zerstreuen sie sich ohne Regen und ziehen wieder fort. In der Ebene ähnelt das Klima jenem von Rom oder Neapel, unter dessen Breitegraden Albanien liegt. Hecquards Behauptung, daß der Maranaj und andere Berge mit ewigem Schnee bedeckt seien, ist unrichtig.

Das Klima Mittelalbaniens im allgemeinen ist mit Ausnahme von Durres und der Sumpfgegenden ein aus-

---

*) Nach Hahn war es ein Kamaldulenserkloster und besaß zur Zeit seiner Blüte nicht nur das große südliche, sondern auch das kleinere östliche Zugangstor zu dem Engtale von Oroši. Vor dem Kloster steht noch heute ein uralter mächtiger Baum, welcher das Grenzzeichen zwischen Oroši und Lurja abgab und alljährlich zu St. Johannis geschmückt wurde. Dabei kamen die beiderseitigen Einwohner zu einem Jahrmarkt zusammen.

gezeichnet gesundes zu nennen. Trotzdem sind die Temperaturgegensätze bedeutend. Im Sommer herrscht in den Ebenen dieselbe erdrückende Hitze wie in Süditalien, unter dessen Breitengrad das Land liegt. Auf den Bergen wird diese Hitze nur durch die kühlere Luft gemäßigt. Dagegen ist im Winter in den Gebirgen die Kälte unerträglich, besonders da es keinen Schutz gegen sie gibt, indem in ganz Albanien keine Öfen zu finden sind. Im Mai sah ich noch den Velečik und Maranaj mit Schnee bedeckt; als ich einen Monat später den letztern Berg bestieg, war die Hitze drückend. Besonders unangenehm ist der Umstand, daß während des Tages bis zum Sonnenuntergang die Hitze außerordentlich ist, während unmittelbar darauf ein kräftiger Umschlag mit einer so kalten Nacht eintritt, daß man bei Sonnenaufgang zu frieren beginnt.

Das Klima von Unteralbanien ist ähnlich in den Gegensätzen, nur noch ausgeprägter. Die Niederungen haben sehr warmes Klima, die hohen Berge rauhes.

Unter den Bodenerzeugnissen müssen Getreide, Mais, Hafer, Gerste und Bohnen in erster Linie genannt werden. Die Ebenen und viele Täler sind sehr fruchtbar, leider aber infolge der Faulheit des Volkes schlecht bebaut. Die wunderbare und riesige Ebene Fuša Stoji z. B., welche sich von Škodra bis zu den Seebuchten erstreckt, ist bis auf einige kleine Grundstücke ganz unbebaut, und die faulen Maljisoren begnügen sich, das daselbst wachsende Unkraut als Viehfutter zu verwenden. Wie glücklich wäre das arme Montenegro, wenn es eine solche Ebene besäße, die hinreichen würde, die Hälfte seiner Bevölkerung zu ernähren!

Getreide wird nur in den Ebenen gebaut; in den Gebirgen ersetzt man es durch Mais, aus dem die Albanesen ein ausgezeichnetes Brot zu backen wissen. Hanf- und Tabakbau haben in der letzten Zeit auch einigen Aufschwung genommen.

Unter den Obstgattungen sind Kirschen, Feigen, Pfirsiche und Weintrauben zu nennen. Letztere sind vorzüglich

und würden einen ebensolchen Wein geben, wenn bei dessen Bereitung rationell vorgegangen würde. An der Küste Albaniens baut man auch die Olive, welche der dalmatinischen an Güte nicht nachsteht.

Die Wälder, welche in den Gebirgen viel dichter und ausgedehnter sind, als man dies nach der Karte vermuten sollte, liefern Bauholz, welches nach Malta, Genua und Tunis ausgeführt wird. Die Hauptarten der Bäume sind Eichen, Tannen, Fichten, Nußbäume, Ulmen und Buchen. Das Gelbholz (scodano, fustel) wird massenhaft ausgeführt.

Ob Albanien Metallreichtum besitzt, ist bei dem Mangel an Forschungen schwer zu sagen. Ich vermute, ja. Im Altertum bestanden Goldminen im Gebiete der Pirusten, des südlichsten der Stämme Dalmatiens, dessen Wohnsitze an der Grenze von Epirus nova in dem heutigen Nordalbanien am vereinigten Drin (also in Dukadžin oder Miredita) lagen. Im Mittelalter ist keine Spur mehr davon vorhanden und heute ist ihr Vorhandensein im Lande selbst schon vergessen. Um so merkwürdiger ist eine von Prof. Ljubić im venezianischen Archiv entdeckte Urkunde aus dem Jahre 1595, in welcher erwähnt wird, daß es in Nordalbanien drei Silbergruben gäbe: in Fandi im Lande Dukadžin (heute zu Miredita gehörig), in Bulgari (ein mireditisches Dorf nahe Lješ, heute Bulkjeri genannt) und in den Bergen oberhalb Lješ, und daß eine derselben auch Gold enthalte*). Hahn erzählt seinerseits, daß er an verschiedenen Orten Oberalbaniens von dem Vorhandensein von Kohlenlagern sprechen gehört habe, daß aber die Albanesen, um nicht belästigt zu werden, deren Fundort verschweigen. (!)

Den Hauptreichtum der Bevölkerung bilden die zahlreichen Viehherden, welche sich hauptsächlich aus Ziegen, Hammeln und Schafen zusammensetzen. In den

---

*) Siehe die ausgezeichnete und sehr lesenswerte Arbeit des Dr. Const. Jireček: „Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters" (Prag 1879).

Ebenen hält man auch Ochsen, Kühe und schwarze Büffel, letztere zum Ziehen der Lastwagen. Auch Schweine werden von den Christen gezüchtet und die kleinen Gebirgspferde (welche übrigens größer als die bosnischen sind) sowie die Maultiere sind stark und ausdauernd. Die Bienenzucht und Seidenkultur ist im steten Zunehmen, so daß Honig, Wachs und Seide bereits ausgeführt werden können. Der größte Teil bleibt freilich im Lande. Die Frauen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Spinnen.

Von gefährlichen Tieren sind einige wenige Bären, Wölfe und Eber zu erwähnen, und viele, sehr viele Flöhe, Wanzen und Skorpione! Sonst beschränkt sich die Jagd auf Hasen, Rebhühner, Wachteln und Schnepfen. In einigen Gegenden, besonders in Miredita, findet man auch Damhirsche, Eichhörnchen und Fasanen. Die Ufer des Škodra-Sees beherbergen im Winter zahlreiche Wasservögel, namentlich Wildenten.

Der Fischreichtum ist ebenfalls beträchtlich. Aale, Karpfen, Forellen und Hechte herrschen vor; im Drin gibt es auch Störe und der Škodra-See ist durch die Massen von Scoranze berühmt, welche hier wie in Montenegro alljährlich gefangen werden, sowie durch die „Čefs".

Die Scoranza ist ein kleiner sardellenartiger Fisch, welcher in dunklen Herbstnächten durch große an der Küste angezündete Feuer in bestimmte zu seinem Fange geeignete Buchten gelockt wird, deren Eingang man sodann mit großen Netzen verschließt. Die Fische werden hierauf durch große Massen von Erde und Steinen, welche das Wasser trüben, in die Netze zurückgescheucht und diese eingezogen. In fischreichen Jahren ergibt ein solcher Zug oft 2000—3000 Oke, und es werden diese Fische dann zu $^1/_2$ Piaster (8 Pfennig) die Oka in Škodra verkauft. Schwach gesalzen werden sie an Faden gereiht und geräuchert. Gegessen werden sie teils roh, teils geröstet. Sie bilden eine beliebte Fastenspeise der albanesischen Katholiken und werden daher meist im Lande verbraucht, doch geht auch ein gut Teil nach Dalmatien und Apulien.

übrigens ist das montenegrinische Ende des Sees das bei weitem ergiebigere.

Der Cef ist ein anderer dem Škodra-See eigentümlicher Fisch, welcher der Länge nach in zwei Teile gespalten und in Fässer eingesalzen wird. Sein Rogen wird getrocknet und scheint mittlerer Güte zu sein; er geht meistens nach dem Innern, selbst bis Stambul, aber nur wenig nach Venedig. Die beste Gattung ist die, welche im Oktober gewonnen wird; die während des Sommers gewonnene ist zwar größer aber weniger gut und haltbar. Die kleineren zu beiden Seiten der Bojana liegenden Seen sind überaus reich an dieser Fischsorte, so daß zur Fangzeit in Tagen starken Wettbewerbs die Oka auf dem Škodraner Markt mit 1 Piaster verkauft wird.

Die dritte Fischart ist der Aal (Bisalti), welcher hauptsächlich in dunklen stürmischen Herbstnächten bei dem Ausfluß des Sees in die Bojana gefangen wird. Oberhalb der Bojana-Brücke ist fast das ganze Flußbett mit Pfahlreihen besetzt, deren je 2 einen spitzen Winkel von 30° bilden, dessen Spitze stromabwärts gerichtet und an ihrem äußersten Ende offen ist. In dieser ist ein Sack angebracht, in welchem sich der Aal, den der Naturtrieb stromabwärts treibt, von selbst fängt. Diese Fische werden nicht einmal in Fässern sondern in frei auf der Erde liegenden Haufen gesalzen und mit ebensowenig Sorgfalt von den Käufern in Säcken weiterbefördert. Was nicht in der Stadt verbraucht wird, geht fast ohne Ausnahme landeinwärts.

Mit den Verkehrsmitteln ist es in Albanien schlecht bestellt. Von Eisenbahnen kann keine Rede sein. Die Wege sind größtenteils in dem elendesten Zustande. Fahrstraßen gibt es nur auf der Ebene Fuša Stoji; von Ajii Saranda über Délvino nach Joánnina; vom Semeni (mit vielen Unterbrechungen!) über Berat nach Joánnina; von Korča (Gorica) nach vier Seiten auf kurze Strecken; von Avlona nach Arta. Der Rest sind einige Karrenwege und Saumpfade unbeschreiblichster Art.

Die Post zerfällt in jene der Konsulate, die österreichischen Postämter Durres, Medua, Avlona, Ajii Saranda, und die türkische Tatarenpost, welche geradezu schrecklich ist. Die Verbindung mit der Kulturwelt wird lediglich durch die Lloyddampfer unterhalten, welche jetzt mehrmals wöchentlich in Medua, Durres, Avlona und Hágioi Saranta (Ἅγιοι Σαράντα, spr. Ajii Saránda) = „Santi Quaranta" anlegen. Kleinere Dampfer verkehren auf der Bojana und im Škodra-See.

Merkwürdige Ruinen.

Im Krasnići-Gebiet finden sich die Ruinen einer alten Stadt am Zusammenfluß der Valbona mit der Bušterica. Der Name derselben ist verschollen, denn die Nachbarn bezeichnen die Ruinen mit dem einfachen Namen Kjutet d. i. „Stadt". Eine andere Ruine, Namens Samobor, befindet sich zwischen Hum und der Bucht von Hoti und ist dem Namen nach serbischen Ursprunges*) ebenso wie jene des Schlosses Dušmani nahe dem gleichnamigen Kloster. Die Ruinen von Dušmani liegen auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges inmitten des gleichnamigen Tales. Sechs Kilometer südöstlich von Dušmani, nahe dem Dorfe Komana, enthält die Ostseite des Gipfels eines Felsberges die Reste der Umfassungsmauern einer Festung, welche die Eingeborenen Delmatia nennen. Man zeigt dort die Grundmauern einer dem h. Johann geweihten Kirche. Die Einwohner erzählen, daß sie mit Blei gedeckt gewesen sei, welches die Türken nach der Eroberung zur Deckung der Bleimoschee in Škodra verwendet hätten, und daß ferner die christliche Besatzung eine dreijährige Belagerung ausgehalten habe. Etwas unterhalb der Festung liegen die Reste der Kirche des h. Michael mit den „Eindrücken der Hand" dieses Erzengels in den lebenden Felsen. (Hahn.) Die Ruinen eines anderen sehr alten Schlosses findet man nahe dem Sitze des Bischofs von Pulati, Džoani.

*) „Samo" = selbst; „bor" = Föhre.

Die berühmteste Ruine, jene von Drivast, werde ich später besprechen. In der Nähe von Škodra liegen aber auch noch drei andere Ruinen von großer Berühmtheit: Dajna, Balese und Spatium.

Dajna, das italienische Dagno und serbische Danj, hat gleich Balese in der Geschichte Skanderbegs eine hervorragende Rolle gespielt. Danj war unter den Balšići Zollstation und vordem Winterresidenz serbischer Könige; später Sitz eines Herzogs, ging es 1446 in venezianischen Besitz über. Skanderbeg belagerte es und erbaute zum Schutz seines Belagerungsheeres in der Richtung gegen Škodra einen festen Platz auf den Trümmern der alten Veste Balese. Den Befehl derselben bekam sein Neffe Hamza. Vor dem Andrängen der venezianischen Übermacht räumte dieser den Platz, welcher hierauf von den Venezianern zerstört wurde. Man weiß nicht genau, wo dieses Balese gestanden; ich bin jedoch fest überzeugt, daß es mit der namenlosen Ruine gleich ist, welche die österreichische Generalstabskarte zwischen Kosmači und Ganjola am linken Drinazi-Ufer verzeichnet. Zu dieser Vermutung bestimmen mich hauptsächlich militärische Gründe, denn da Balese den Zweck hatte, das Belagerungsheer vor Danj gegen einen Angriff von Škodra her zu decken, kann der Ort sonst nirgends gestanden haben.

Die Ruinen von Dajna, das 1478 in die Hände der Türken fiel, liegen auf einem Hügel des linken Drin-Ufers. Hahn sagt darüber:

„Der Felshügel, auf dem Dajna liegt, ist von Natur zur Beherrschung der Umgebung geschaffen. Obwohl er schwerlich 500′ erreichen dürfte, überragt er doch seine Umgebung bedeutend und löst sich vermöge seiner vereinzelten Lage scharf von den höheren Gebirgen ab, welche den Gesichtskreis gegen Süden begrenzen...... Ich betrachtete unterdessen den Felsberg von Dajna. Von hier aus gesehen, steigt er glockenförmig aus der Ebene auf und erinnert an den Festungsberg von Nderénje oder den von Akrokorinth, doch möchte ich ihm nicht über 500′

Höhe geben. Ich suchte vergeblich mit dem Fernrohr nach irgend erheblichen Mauerresten auf seinem Gipfel, und Don Angelo Bianchi bestätigte, daß nur wenig davon übrig wäre und daß dieses Wenige nur aus kleinen und unbehauenen durch Kalk verbundenen Steinen bestehe. Auch sei dort weder eine Inschrift, noch ein Wappen, noch überhaupt ein behauener Stein zu finden."

Die Ruinen von Spatium, heute Šas genannt, liegen auf dem Wege von Škodra nach Bar (Antivari) am Šas-See und sollen jetzt zu Montenegro geschlagen werden. Das altrömische Spatium war auch später als Svač*) unter den Venezianern eine blühende Handelsstadt und Sitz eines katholischen Bischofes, welche in dem kleinen, am Fuße liegenden See, der südöstlich mit der Bojana in Verbindung steht, ihren Galeeren-Hafen hatte. Gegenwärtig zeigt sie nur noch die Ruinen der ehemaligen Kirchen und hervorragenden Gebäude, an denen man durch das Fernglas deutlich die gothischen Bauformen erkennt. Nicht die Zeit, nur fanatische Gewalt konnte diese Bauwerke derart zerstören; natürlich waren es die Türken, welche bei ihrer ersten Eroberung das Zerstörungswerk besorgten, wenngleich die Mauern schon 1406 verfallen und die Stadt im Rückgang begriffen war. Die Ruinen krönen gänzlich verlassen den Kamm eines felsigen Hügels.

Dort, wo die österreichische Generalstabskarte den Durchbruch der Bojana bezeichnet, erheben sich nahe den Dörfern Fraskanjelli und Belaj zwei kleine zerklüftete Berge, auf deren Gipfel zwei Schloßruinen sichtbar sind, von den Albanesen Bela und Fraska genannt. Der Sage nach wurden sie von zwei gleichnamigen albanesischen Fürstinnen erbaut, deren Besitzungen durch den Fluß getrennt waren. Um den die Bojana befahrenden Fahrzeugen einen Zoll abnehmen zu können, verbanden sie beide Schlösser durch eine starke Kette, die den Fluß absperrte. Erst die Venezianer machten diesem Un-

*) Svač wird 1332 vom französischen Mönch Brocard als eine der sechs „lateinischen" Städte Albaniens aufgeführt.

fug ein Ende, indem sie sich der Gegend bemächtigten und die Vesten zerstörten. Nach Hecquard sollen jedoch heute noch die Ringe vorhanden sein, welche die Kette trugen.

Auch die Ruinen der ehemals berühmten Benediktiner-Abtei Sveti Srgj (San Sergio) sind heute noch bei dem Dörfchen Sirč (gegenüber von Oboti) an der Bojana sichtbar. Man findet daselbst lateinische Inschriften der serbischen Königin Jelena (1290) und ihres Sohnes, des Königs Stefan Uroš II. Milutin (1318).

Das Sergius-Kloster kennt schon Diocleas als Begräbnisplatz der serbischen Beherrscher von Škodra im 11. Jahrhundert. Es besaß dieselbe Wichtigkeit, wie heute Obóti, nämlich als Ausladeplatz der Bojana-Schiffe für Škodra. Das Kloster war von Magazinen, Zollämtern und Verkaufsbuden umgeben und aus den dortigen Lagerstätten wurde ganz Albanien mit Salz versorgt. Die tiefer tauchenden Fahrzeuge wurden dort ausgeladen und die Waren entweder auf leichteren Fahrzeugen nach Škodra oder auf Packpferden nach den anderen Teilen Albaniens gebracht. 1280 saß hier ein „baiulus reginae Helenae ad portum Sancti Sergii“ als oberste Hafenbehörde, denn die Witwe des Königs Stefan Uroš I. bezog die Einkünfte der Märkte von Zeta. (Montenegro).

Gegenüber einer anderen, im 14. Jahrhundert berühmten Zollstätte, Spaš, am Drin, hart an der Grenze von Ostalbanien, liegt am rechten Ufer, links von der Mündung des Baches Gruma (Krupa im Jahre 1348), auf einem schwarzen fast senkrecht aufsteigenden Felsen die rohe Ruine einer Burg, welche von den Albanesen Halja Alexit Dukadžinit (das Schloß des Alexis Dukadžin) genannt wird. Doch ist kein einziger behauener Stein zu finden, da die Mauern nur aus Bruchsteinen bestehen.

An der Mündung der Bojana stand im Mittelalter die Benediktiner-Abtei S. Nicolò di Bojana. Heute befindet sich noch am rechten Ufer eine gleichnamige Pfarre. Ob die Ruinen der ehemaligen Abtei noch sichtbar sind, wüßte ich indeß nicht anzugeben.

Am linken Drin-Ufer, gegenüber von Masareku, sieht man die Ruinen einer alten Stadt, Šurda genannt, welches wahrscheinlich mit dem Sitze des eingegangenen Bistums von Sarda identisch ist. Auf der Westseite eines 100 m hohen, vom Drin umspülten Felsengrates liegen die Trümmer der seit geraumer Zeit gänzlich verödeten Stadt. Der am Nordende befindliche höchste Punkt des Grates bildete die Burg und war durch eine besondere Mauer von der Stadt geschieden, deren Tor noch erhalten ist. In der Stadt standen verschiedene große Gebäude, von deren Mauern gleichfalls noch ansehnliche Stücke aufrecht stehen, doch ist die Arbeit sehr roh und stillos. Über der Türe des an der Stelle der zerstörten Schloßkirche stehenden Kirchleins ist eine Platte mit einer gänzlich unleserlichen Inschrift und das Bruchstück eines rohen Gesimses eingemauert; man fand also offenbar nicht mehr alte Reste beim Bau der neuen Kirche. Es ist demnach anzunehmen, daß die Baukunst in diesem Orte niemals geblüht hat.

Etwas stromabwärts, gegen Vjerda zu, steigt ein Šin Gjergj genannter Hügel empor, der ehemals eine Veste trug, welche zur Venezianerzeit mit Danj und Vraka Signale wechseln konnte, die letzterer Ort nach Drivast übertrug. Jetzt steht auf dem anstoßenden Hügel eine Kirche.

Auch in Dukadžin, nahe bei Puka, finden sich Ruinen eines Schlosses, welches nach der Überlieferung vom albanesischen Fürsten Paolo Zenta bewohnt gewesen sein soll. In der Tat erwähnt auch Barletius eines solchen Fürsten als Verwandten Leč Dukadžins.

In Miredita finden wir östlich von Oroši auf dem gegen Lurja die Grenze bildenden Gebirgskamme die Reste des zerstörten Klosters Šin Džin. Ferner an dem Zusammenfluß zweier Bäche in Kušneni, zwischen Vigu und Kačinari, die Trümmer des alten Schlosses Kastri, hinter dem auf einem Hügel noch heute ein gleichnamiges Dorf vorhanden ist. Die Einwohner behaupten (ohne Grund), daß diese Burg der Stammsitz der Kastriota ge-

wesen sei. Die Umfassungsmauern sollen einen bedeutenden Umfang haben. An einer Stelle waren ihnen 8 Zimmer angebaut, deren Grundmauern noch sichtbar sind. Außerdem sind weder im Innern der Umfassungsmauern, noch irgend in ihrer Nachbarschaft Reste einer Kirche oder größerer Gebäude, eine Inschrift, Säule oder sonstiges Architekturstück bekannt*).

Am Abhang des Čjafa Murese zwischen Matija und Debar befinden sich bei dem Varoš**) genannten Orte die Trümmer der „Kjutet Skanderbegut" d. i. der „Stadt Skanderbegs"***). Sie liegen in einer kleinen Mulde, welche jetzt ganz mit Gestrüpp bewachsen ist. Nach Angaben der Albanesen (auf welche man sich in dieser Beziehung indeß nicht sehr verlassen kann) sollen weder Inschriften, noch Wappen, noch mit behauenen Steinen eingefaßte Tore und Fenster vorhanden sein.

Nach Hahn sollen die Umfassungsmauern der Festung sehr wohl erhalten sein, ebenso ein Turm, von dessen großem Fenster aus Skanderbeg, als er diese Festung nicht mehr gegen die ihn belagernden übermächtigen Feinde zu halten vermochte, mit seinem Hengste auf die tief unten liegende Felsplatte heruntersprang und entfloh. Daß aber

---

*) Don Angelo Bianchi beschreibt diese Ruinen als sehr ausgedehnt. Die Grundbauten der Umfassungsmauern lassen sich weithin längs der beiden Schenkel des Mündungswinkels des Voma-Baches in den Gijadri verfolgen. Sie bestehen aus unbehauenen, mit Kalk verbundenen Bruchsteinen geringer Größe, „so wie man sie auch heute noch baut". Die tief in den weichen ebenen Boden eingerissenen Betten der beiden Bäche bilden die natürlichen Stadtgräben. Im Innern sind auch noch viele Grundmauern vorhanden, doch keine von großen Gebäuden oder Kirchen, an einer Mauerseite zählte er einst acht an dieselbe angemauerte kleine Stuben; ob diese Türme oder Wachstuben waren, wollte uns nicht klar werden. Diese Wohnstätte vergangener Geschlechter ist nun gänzlich verlassen, denn das Dörfchen, welches ihren Namen Kastri entlehnte, liegt fast eine Stunde örtlich davon. (Hahn.)

**) Varoš ist das serbische Wort für „Stadt".

***) Ich teile Hahns Ansicht, daß wir in der Kjutet Skanderbegut den Ort Gard-i-pošt zu sehen haben, einen der beiden Plätze, welche Skanderbegs ursprünglichen Besitz bildeten.

dieser Sprung kein Märchen sei, davon zeugen die vier Hufspuren, welche der Hengst bei dem Sprunge in den Felsen eindrückte. Nach Anderen nahm er bei seiner Flucht vor dem übermächtigen Feinde zwölf oder auch dreizehn Pferdeladungen Geldes und andere Kostbarkeiten aus seiner Burg mit und vergrub diese im Gebirge, um sie bei seiner Rückkehr wieder zu finden. Hahn bemerkt dazu: „Auffallend war mir die große Verbreitung dieser Sage, ich hörte sie von den Meisten, die ich nicht nur in Matija, sondern auch in Dukadžin und in Dibra nach Skanderbeg befragte. Es war dies das Einzige, was man noch von ihm wußte. Auch fragt man vergebens, wer die Feinde waren, vor denen Skanderbeg fliehen mußte, wohin er geflohen, und ob er jemals wieder zurückgekehrt ist.

„Ich will nicht bestreiten, daß es einer eifrigen Forschung gelingen könnte, diese Sage um einige Züge zu vermehren; dazu reichen aber freilich drei auf der Landstraße verbrachte Tage nicht hin. Ich nahm jedoch die Überzeugung aus Matija mit, daß der geschichtliche Skanderbeg in der Erinnerung seines Volkes bereits ebenso verschollen ist, wie die Lieder, welche seine Taten besangen, und daß vielleicht sogar sein Name vergessen wäre, wenn sich nicht die Sage desselben bemächtigt hätte, um ihren uralten Stoff auf ihn frisch abzulagern, wobei sie sich aber nach ihrer Art streng abweisend gegen jede geschichtliche Überlieferung verhielt. Denn die Geschichte weiß nichts von einer Flucht Skanderbegs aus dem eigenen Lande vor einem übermächtigen Feinde, sie windet stets neue Lorbeerkränze um das Haupt des Siegers, der vierundzwanzig Jahre lang der vollen Wucht des jugendlichen Halbmondes zu widerstehen und seine oft wiederholten Anfälle blutig zurück zu schlagen die Kraft hatte. Aber die Sage hat keinen Sinn für diese Siege, die jünger (?) sind als die Zeit, in der sie selbst entstand, und in der sie die dem Zahn der Zeit unzugängliche Stählung erhielt, vermöge deren sie in treuem Erbgang zugleich mit der Sprache von Geschlecht auf Geschlecht übergeht.

Ihr Held flieht, und darum wird auch der sieggewohnte Skanderbeg von ihr zur Flucht verurteilt.

„Skanderbeg erleidet dasselbe Schicksal wie der Gothenkönig Theodorich, den die Sage als Dietrich von Bern vor seinem übermächtigen Oheim, dem Kaiser Hermanrich, in die Fremde fliehen läßt, während die Geschichte weder von diesem Kaiser noch von einer Flucht Theodorichs die geringste Kunde hat."

Bei N d e r é n j e (zwischen Durres und Tirana) gewahrte ich auf einem hohen Berge eine Ruine, welche mir meine Suvaris als von einer Džami (Moschee) herrührend bezeichneten, während Hahn in seiner „Reise in das Drin- und Vardar-Gebiet" behauptet, es sei die Ruine einer Festung. Er erzählt, daß darüber die Überlieferung gehe, daß vor Zeiten unabhängige Dynasten auf der Burg saßen, welche mit jenen Cjalmis (nahe Tirana) beständig in Fehde lagen. Jedenfalls verdient Hahn mehr Glaubwürdigkeit, weil er die Ruine selbst besucht hat. Er schreibt darüber: „Am folgenden Morgen ritten wir in einer halben Spirale den steilen mit alten Ölbäumen bepflanzten Festungsberg hinauf, wozu wir eine kleine halbe Stunde brauchten. Wir möchten seine Erhebung über den Flußspiegel nicht unter 700 Fuß schätzen. Gegen Westen wird er von dem nicht über eine Stunde langen Tale von Gijella flankiert. Die stufenartig übereinander gestapelten Felsschichten der westlichen Talwand haben eine so regelmäßige Form, daß sie wie künstlich angelegte Terrassen aussehen. Das gleichnamige Dorf liegt auf einer dieser Terrassen im Südwesten der Festung.

„Auf dem ebenen Kamme oberhalb dieses Dorfes öffnete man vor zehn Jahren mehrere Gräber, in denen sich Messer und andere Metallwerkzeuge fanden, ob von Eisen oder Bronze wußte man nicht anzugeben. Dort finden sich auch Fundamente von Ziegelsteinen. Im Osten des Festungsberges streicht das weit breitere Tal von Peza mit zum Teile ähnlich terrassierten Wänden von Süd nach Nord. Dieses ist über zwei Stunden lang. Dieses

gleichnamige Dorf soll sich etwa zwei Stunden SOS von der Festung an der östlichen Talwand hinziehen.

„Die Festung selbst liegt auf dem höchsten Gipfel des zwischen jenen beiden Tälern von Süd nach Nord laufenden und durch das Arzén-Tal von seiner nördlichen Fortsetzung getrennten Höhenzuges. Der zunächst an diesen Gipfel stoßende Teil dieses Höhenzuges heißt Varoš, und hier soll vor Alters die Stadt gelegen haben.*) Als die Zeiten ruhiger wurden, dürften die Einwohner von dieser unbequemen Höhe „an die Wurzel" (Nde-renje) des Berges hinabgezogen sein. Doch wohnen hier noch einige Familien in zerstreuten Häusern. Zu dem Festungsgipfel führt von hier (also von Süden) aus eine breite wohlunterhaltene Stiege zu dem überbauten Festungstore. Dieses ist so vollkommen in dem alten Festungsstile gehalten, daß wir der Versicherung anfangs keinen Glauben schenken wollten, daß es, so wie das daranstoßende Bethaus, ein Werk Ali Pašás von Joannina sei. Dieser merkwürdige Mann hatte also hier seine Arme bereits weit über den Škumbi hinausgestreckt. Der über dem Torwege angebrachte Kiosk ist noch vollkommen erhalten und sogar mit bunten Landschaften ausgemalt. Dies zeigt von der Wichtigkeit, welche Ali dieser Position beilegte, denn ähnliche und bekannte Bauwerke desselben sind weit anspruchsloser.

„Auf die Frage nach alten Inschriften hatte man uns schon in der unteren Stadt auf eine Treppenstufe des verfallenen Minarets der Festungsmoschee verwiesen; auch oben war diese bekannt. Sie erwies sich aber als eine Reihe von Furchen, welche der Regen in den Stein gegraben, als er noch an seiner natürlichen Stelle lag. Wir durchsuchten die schlecht gewölbte noch erhaltene Cisterne, die Steine des türkischen Friedhofes, die Umfassungsmau-

---

*) Daß so viele Stätten ehemaliger Städte in Albanien und Makedonien den serbischen Namen „Varoš" = Stadt führen, ist ein weiterer nicht zu unterschätzender Beweis für die von mir behauptete Tatsache, daß im Mittelalter jene Länder hauptsächlich von einer serbisch sprechenden Bevölkerung bewohnt waren.

ern, das ganze unebene Festungsplateau, welchem ich, der Erinnerung nach, 2—300 Schritt nordsüdlichen Durchmesser gebe, und hofften wenigstens Einen Zeugen vergangener Zeiten zu finden, aber vergebens; die Steine sind hier eben so stumm, wie die Menschen. Die Taten und Leiden aller Geschlechter, welche hier gehaust, sind unwiderbringlich aus der örtlichen Erinnerung verwischt, und doch sind, um der Wäringer zu geschweigen, erst vier Jahrhunderte seit Skanderbegs Tod (1467) verflossen!"

Auch in der Nähe der Beširit-Brücke vor Tirana gibt es noch einige Reste der mittelalterlichen Stadt Ljalmi, deren Dynasten ich oben gedachte. Ein anderer mächtiger Dynast, ein Herzog, saß auf Brare (zwei Stunden nordöstlich von Tirana), woselbst noch ein Turm und eine Kirche im dichten Walde stehen sollen.

Zwei Stunden südlich von Tirana befindet sich die Ruine der in Skanderbegs Geschichte so oft genannten hochberühmten Veste Pertrejla (Petrella bei Barletius).

Pertrejla liegt auf einer freistehenden Felsenspitze des Höhenzuges, welcher sich vom Gerabe nach Cap Ródoni zieht. Diese wohl über 1000 Fuß hohe Felsspitze fällt gegen Südwest und Nord fast senkrecht ab und bedarf daher nur gegen Osten künstlicher Befestigung. Am nördlichen Ende durchbricht der Arzén den erwähnten Höhenzug, um seinen ostwestlichen Lauf nicht zu unterbrechen; die Kuppe bildet daher den Schlüssel zu seinem oberen Tale, welches gerade auf dieselbe zuläuft. Der Gipfel ist mit mehreren zum Teil turmartigen Festungsbauten gekrönt, welche allmählich in Trümmer zerfallen. Das Ganze macht den Eindruck einer zerstörten mittelalterlichen Wartburg. Diese Mauerwerke scheinen keine antiken Spuren zu enthalten und sämtlich mit Kalk gebaut zu sein. Daß aber der Ort auch in alten Zeiten bewohnt war, beweisen die kyklopischen Mauerreste in der Nähe des heutigen Ortes. Dieser besteht aus mehreren weit auseinanderliegenden Gruppen, deren einzelne Häuser wiederum sehr zerstreut zwischen Ölpflanzungen stehen, denn trotz

seiner Höhe ist der Ort sehr ölreich. Das Hauptviertel liegt in der vom Höhenzug gebildeten Einsattlung, bevor sich dieser zur Kuppe erhebt. Dort ist auch ein winziger Bazar mit einem Kaffeehause und nahe dabei das Grabmal des Balabán Pašá. In der alten Feldordnung der Provinz nahmen die Fahnen Pertrejlas den ersten Rang ein.

Anderthalb Stunden südwestlich von Kruja liegen nahe dem Dorfe Funt Graze die von Hahn in den „Albanesischen Studien", Seite 120 beschriebenen, antiken Stadtreste von Skurtéše, welche beide Namen meinen Suvaris unbekannt waren. Hahn bemerkt, daß die rechtwinkelig behauenen Quaderlagen zum Teil vortrefflich gefügt sind. Ob Skurtéše mit dem ptolemäischen Alvanúpolis wirklich gleichbedeutend ist, wage ich nicht zu entscheiden, doch scheint mir, daß die Etymologie mehr für Arvona spricht.

Die ehemalige Festung von Kruja ist seit 1832 Ruine. Als solche kann man auch die Kastelle von Cješ und Jšmi betrachten. Eine Ruine Namens Daulé befindet sich drei Stunden nördlich von Kruja auf dem Pulgha-Gebirge. Halja Daulé gehörte einst den Fürsten von Kurbino. Über zwei Stunden nordwestlich davon sind auf dem Malj-i-bardh (= Weißer Berg) die Reste einer alten, dem heiligen Michael gewidmeten Kirche mit einem zur Hälfte eingestürzten Glockenturm sichtbar.

Anderthalb Stunden nördlich von Brinje in Biškasi (Miredita) befinden sich am rechten Mat-Ufer, unweit Šehér*), die Überreste einer Stadt, namentlich die Grundmauern einer großen dem heil. Peter geweihten Kirche. Es ist wahrscheinlich, daß diese Stadt ehemals den Namen Biškasi geführt hat, weil es gegenwärtig wohl eine Pfarre und ein Barjak, nicht aber einen Ort dieses Namens gibt.

Die in Skanderbegs Geschichte vielgenannte Veste Petralba dürfte wohl mit den bei dem Dorfe Gur-i-bardh in Matija sichtbaren Ruinen identisch sein. Denn

*) Šehér ist das türkische Wort für „Stadt".

beide Namen bedeuten zu deutsch „Weißenstein“ und die Beschreibung der Lage dürfte auch so ziemlich stimmen.

Eine andere in Skanderbegs Geschichte erwähnte Veste, deren Lage man bisher nicht genau kennt, nämlich Stellusio, glaube ich in den unweit Martaneš (im Barjak Bogšik von Matija) gelegenen Ruinen suchen zu müssen. Hahn schreibt über diese folgendes:

„Diese Festungsreste heißen Kalja Kjutatese (Kalj heißt im Albanesischen das „Pferd“, der ganze Name würde somit „Stadtpferd“ bedeuten*) und gelten als von Skanderbeg erbaut; sie haben aber nach der Versicherung der Wlachen weder eine Inschrift noch sonst irgend einen behauenen Stein aufzuweisen. Ihre Mauern bestehen nur aus mit Kalk verbundenen Feldsteinen.“

Über eine andere, vier Stunden nordwestlich von Debar gelegene Ruine schreibt Hahn:

„Eine starke Stunde südlich von der Grenze (der beiden Dibra) führte uns der Weg über die Stelle, auf der einst die bedeutende Stadt Grážđan gestanden hat. Nur einige Überbleibsel der Fundamente ihrer aus Kalk- und Bruchsteinen roh gebauten Umfassungsmauern, deren Spuren sich bis zu dem eine halbe Stunde westlich vom Wege fließenden Drin verfolgen lassen, sind nebst vielen dem Boden gleichgemachten Grundmauern von Gebäuden die einzigen Zeugen ihres früheren Daseins. Alle meine Fragen nach Quadern, Inschriften, Säulen oder sonstigen Architekturstücken wurden von meiner Begleitung und allen später befragten Dibranern einstimmig verneint. Ebenso wenig wußte irgend jemand Bescheid darüber, ob und warum diese Stelle mit der zwei starke Stunden südlicher gelegenen, heutigen Stadt freiwillig vertauscht, oder warum die Stadt, wenn sie gewaltsam zerstört worden, nicht an derselben Stelle wieder aufgebaut wurde. Ich war jedoch viel zu kurz in Dibra, um behaupten zu können, daß die Kunde hiervon dort unbe-

*) Wahrscheinlich ist aber der Name verschrieben, statt „Kalja“ d. i. Schloß, also „Stadtschloß“. S. G.

dingt ausgestorben sei, und dies um so weniger, als ich auf mein Drängen nach Aufschlüssen über jene alte Stadt erfuhr, daß sie der Sage nach 300 Gerber gezählt habe."

Drei Stunden nordöstlich von Graždan liegen in einem steilen Felstal die Ruinen von Z a g r a d, einer alten Veste. Sie sind auf einem senkrecht aus dem Tale aufsteigenden Felsen sichtbar. Darnach könnte man Zagrad für das in Skanderbegs Geschichte eine so große Rolle spielende S v e t i g r a d*) halten, wenn nicht das Bedenken vorläge, daß Zagrad, seiner Lage nach, gar keine strategische Bedeutung hat, während die gleich zu erwähnende Ruine von Kodžadžik allen strategischen Anforderungen entspricht. Hahn selbst sucht Svetigrad auch eher in der Ruine bei K o d ž a d ž i k, drei Stunden südöstlich von Debar im jetzigen Serbien. Er sagt hierüber:

„K o d ž a d ž i k (das Dorf) liegt anderthalb Stunden östlich vom Drin, um eine auf einem hohen und steilen Felsen gelegene stattliche Festungsruine, an deren Fuß der Weg von Ohrid nach Kričevo**) vorüberzieht. Sie besitzt eine große vortrefflich gebaute Cisterne und von dieser erzählt man dieselbe Geschichte, welche uns Barletius in seinem Leben Skanderbegs von der Übergabe S v e t i g r a d s berichtet; es heißt nämlich, daß die Türken diese Festung lange vergeblich belagert hätten und sie endlich nur dadurch in ihre Gewalt bringen konnten, daß sie einen Verräter erkauften, welcher einen toten Hund in diese Cisterne warf, worauf die Besatzung lieber die Festung übergeben, als aus der Cisterne getrunken habe. Die Zeit, wann sich dies ereignete, wird von der Sage, ihrer Art nach, nicht angegeben, doch spricht noch der weitere Umstand für die Verlegung von Svetigrad nach Kodžadžik, daß seine Bewohner sich durch die Reinheit, mit welcher sie das Türkische sprechen, vor allen ihren Nachbarn auszeichnen, und sie behaupten, daß ihre Voreltern von den

*) Zagrad ist serbisch für „hinter der Festung" und Svetigrad für „heilige Festung".

**) Wohl verschrieben für Debar!

Sultanen aus Kleinasien hierher verpflanzt worden seien, um diese wichtige Festung zu bewachen. Denn wir wissen aus Barletius, daß die Bürger von Svetigrad nach dem Übergabevertrage die Festung verlassen und in die Vorstädte ziehen mußten, und anderweitige Beispiele machen es nicht unwahrscheinlich, daß sie im Laufe der Zeit durch die Zuwanderer auch aus diesen verdrängt worden seien.

„Dagegen weiß Niemand mehr anzugeben, wie die Festung früher geheißen, und behauptete Iljás Agá und der Bischof von Kričevo*), man wisse hier zu Lande nicht anders, als daß Graždan, dessen ausgedehnter Überreste wir oben gedachten, in früheren Zeiten Svetigrad geheißen. Indessen beschreibt Barletius Svetigrad als eine kleine, auf unersteiglichem Felsen gelegene Bergstadt, während jene umfangreichen Stadtreste am Rande der Drin-Ebene liegen und durchaus nicht brunnenarm sind.

„Die Entfernung Svetigrads von Kruja, welche Barletius auf 70,000 Schritt oder 23 türkische Stunden**) angibt, dürfte zu dem Orte führen, wo der Weg von Dibra nach Ohrid vom West- auf das Ost-Ufer des Schwarzen Drin überführt. Dieser Punkt dürfte wohl zu allen Zeiten als der natürliche Schlüssel des Flußpasses und der großen Struga-Ebene betrachtet worden sein, und darum finden sich in dieser Gegend nicht nur mehrfache Reste alter Befestigungen, sondern wird auch heutzutage diese Brücke von zwei an ihren beiden Enden gelegenen viereckigen Pisé-Türmen verteidigt und ist in ihrer Mitte ein großes Gattertor angebracht, durch welches der Übergang abgesperrt werden kann. Diese Befestigungen sind zwar höchst primitiver Art und scheinen nicht sowohl auf den Schutz von Dibra, als vielmehr zu Abhaltung der Dibraner von der Ebene berechnet zu sein, da es bei diesen hergebracht ist, in aufgeregten Zeiten die Ebene mit Raubeinfällen zu be-

---

*) Der Ort heißt aber Kičevo. S. G.

**) S. 111 schätzt er dieselbe Entfernung auf 480 Stadien, was nach unserer Annahme, von 20 Stadien per Stunde, 24 geographische Stunden oder 20 türkische Stunden ergeben würde.

helligen. Doch müssen sie gegen diese alles Geschützes entbehrenden Hochländer für hinreichend erkannt worden sein, weil man sie, wenn anders, nicht wohl angelegt hätte.

„Hier aber findet sich keine der Beschreibung des Barletius entsprechende Örtlichkeit, und von allen Eingeborenen und in der Umgegend beschäftigten Fremden, welche ich in Ohrid an Bazartagen zu mir holen ließ, wollte kein einziger jemals die Geschichte von dem toten Hunde oder dem Namen Svetigrad gehört haben. Die armen Leute waren freilich durch ihre plötzliche Vorforderung vom Bazarwege sehr befangen und beantworteten daher alle meine Fragen mit stereotypem „neznam"*) (ich weiß es nicht). Doch lieferten auch anderweitige Erkundigungen bei gebildeten Einwohnern von Struga und Ohrid über diese Frage keine befriedigenden Ergebnisse, so daß ich die Auffindung des alten Svetigrad meinen Nachfolgern überlassen muß."

Endlich seien noch die spärlichen Reste der Skanderbeg'schen Veste Modrica bei dem Dorfe Modrić, zwei Stunden südlich von Kodžadžik, erwähnt.

Städte- und Landschaftsbilder.

Škodra.

Die Hauptstadt von Oberalbanien zählt ungefähr 30 000 Einwohner, wovon fast 20 000 Mohammedaner, 9000 Katholiken, 1000 Orthodoxe und 120 Zigeuner sind.

*) Es ist bezeichnend, daß alle nichtslavischen Reisenden, welche von angeblich in Albanien und Makedonien wohnhaften „Bulgaren" reden, diese immer nur serbisch und niemals bulgarisch reden lassen. Bei ihnen sagen alle Bewohner „ja ne znam„ (serbisch) statt „az ne znaja" (bulgarisch), „dobro došli" (serbisch) statt „hubavo dohoždali" (bulgarisch); „bolje vas našli" (serbisch) statt „pohubavo vas namirali" (bulgarisch), „varoš" (serbisch) statt „grad" (bulgarisch — im Serbischen „Festung") 2c. Oberflächlichen Reisenden, wie z. B. dem Prof. Weigand, fällt so etwas natürlich nicht auf.

Von dem Castell aus gesehen gibt uns Stadt wie Umgebung eine herrliche Augenweide. Blicken wir nach Norden, so liegt die Stadt zu unseren Füßen. Aus frischem Grün tauchen unzählige rote Dächer hervor, aber nicht schön aneinandergereiht, sondern zerstreut, gleichwie in den meisten Dörfern des Orients. Nur die Hauptstraßen sind regelrecht gebaut; alle Seitengassen werden größtenteils durch Mauern gebildet, welche Gärten einschließen, in deren Mitte sich das eigentliche Wohnhaus erhebt. Die Eifersucht der Mohammedaner wie der Katholiken ist nämlich nicht geringer als jene der Türken, und so kommt es, daß die meisten in dem Abschließen und Absondern des Hauses ein Mittel gegen nachbarliche Neugierde suchen.

Die Häuser der Stadt sind in einer weiten Fläche zerstreut und verlieren sich in der Mitte der Ebene. Vom See ist die Stadt zwei Kilometer weit entfernt. Einzelne Minarete ragen aus der Masse hervor, doch sind sie gleich den Moscheen ziemlich unbedeutend. Gegen Nordosten zu fesselt ein stattliches Gebäude unsere Blicke; es ist vielleicht das größte, jedenfalls aber schönste der Stadt — die katholische Kathedrale, welche angeblich 2500 Personen fassen kann. In der Ferne erheben sich die Berge des Maljisorengebietes, besonders der imposante Máranaj und der Cukáli.

Gegen Norwesten schweift das Auge über die unabsehbare fruchtbare Ebene — im Norden Bajza, im Süden Fuša Stoj genannt — sowie über den bläulich schimmernden See. Im Westen hemmt der steil ansteigende und das Kastell überragende 572 Meter hohe, jetzt stark befestigte und Škodra beherrschende Taraboš den Blick auf Antivari, das dort hinter dem Rumija-Gebirge liegt. Er trägt die unzugänglichen Befestigungen, welche allein 1913 so lange die Eroberung der Stadt durch die Montenegriner hinderten. An seinem Fuße, dicht unter uns, gewahren wir die neue, sehr lange, hölzerne Jochbrücke, welche die Bojana überbrückt, und an deren jenseitigem Ende die orthodoxe Capelle San Rocco nebst einigen Häusern steht. Die Bojana

macht nördlich derselben eine rechtwinklige Biegung und entzieht sich dadurch unseren Blicken.

Am Fuße des Rosafa (so heißt der Berg, welcher das Castell trägt), und um denselben herum zieht sich der beträchtliche Bazar. Er beginnt dicht an der Mündung des Kiri in die Bojana und zieht sich dann zwischen dem Rosafa und einem kleinen Bache nach Norden, bis er sich in die Stadt verliert.

Wenn wir uns jetzt nach Süden wenden, wechselt das Bild. Die Bojana schlängelt sich silberglitzernd zwischen Büschen und Bäumen um die Abfälle des Taraboš und verliert sich in der Ferne. Nach Aufnahme des Kiri (und des in diesen mündenden Drinazi) bildet sie einen riesigen Sumpf mit kleinen Inseln. Die vielen Fischereien haben diese Versumpfung bewirkt und nur ein erfahrener Steuermann kann es wagen, sein Fahrzeug durch die Kanäle zu führen.

Jenseits der Kiri-Brücke liegt die Vorstadt Bačelek, ein so elendes schmutziges Nest, daß die Straßen eines ungarischen Pußta-Dorfes dagegen noch in holländischer Reinheit erscheinen. So, wie ich es sah, hätten Unberittene nur dann an die Benutzung der Straßen denken können, wenn sie gute Schwimmer waren.

Über Bačelek hinaus erfreut sich das Auge an dem frischen Grün der Ebene, in deren Mitte sich eine einsame Felsengruppe erhebt, der jetzt stark befestigte Malj Brdiz, (auf der österreichischen Karte ist irrtümlich das Dorf Brdica šiper mit diesem Namen bezeichnet), welcher 1913 von den Serben gestürmt wurde. Gegen Südost zu taucht der Drinazi zwischen Wiesen, Feldern und Steinwüsten hervor. Wie erwähnt, hat der Drin im Winter 1858—1859 bei dem Dorfe Vade die Fesseln seines bisherigen Bettes gesprengt, sich über die Ebene ergossen und endlich im Winter 1860—1861 sich ein neues Bett gegraben, wodurch der neue Arm bei der Vorstadt Tabaki in den Kiri mündet. Der Drin hat dadurch viel von seinem Wasserreichtum verloren.

Zwischen dem Kiri und dem Rosafa, sowie dem dessen Fortsetzung bildenden Hügel liegt die interessante Vorstadt Tabaki, und zwar an der Stelle, wo vormals (meiner Überzeugung nach) das venezianische Scutari stand. Die Häuser stehen da mehr gedrängt beisammen und aus ihrer Mitte ragt eine schöne Kuppel-Moschee, deren Dach ganz jenen von Stambul gleicht.

Nach Nordost zu stoßen, wie schon erwähnt, mehrere Hügel an das Castell. Der Rosafa ist von dem nächsten — kurzweg „Tepé", d. i. Hügel, genannt — durch eine tiefe Einsattelung getrennt, welche mehrere Häuser enthält. Der Tepé diente den türkischen Truppen zum Lagerplatz, in dessen Mitte sich das große Zelt des Befehlshabers bemerkbar machte. Der Tepé ist durch ein tiefes Tal, welches durch ein Stadtviertel ausgefüllt ist, vom nächsten etwas niedrigeren Hügel getrennt und ebenso dieser von einem noch flacheren, der sich schließlich in der Ebene verliert.

Damit haben wir den Anblick Škodras aus der Vogelschau gezeichnet. Um die Stadt näher kennnen zu lernen, wollen wir jetzt einen Spaziergang durch dieselbe unternehmen und, da wir uns schon auf dem Kastell befinden, mit diesem gleich den Anfang machen.

So lange das Kastell noch verteidigungsfähig war, hielt es nicht schwer, die Erlaubnis zu seiner Besichtigung zu erhalten. Seit es aber in Ruinen lag, schämte sich der Valí, einem Fremden einen Blick in das „alte Kistel" werfen zu lassen, (wie sich einer meiner Bekannten ehrfurchtslos ausdrückte.)

Bis zum Jahre 1874 galt die Festung für sehr stark, weil sich in ihr 1832 Mustafá Pašá Bušatlija drei Monate lang gegen den Großvezír Mehemèd Rešid gehalten hatte. Daß die gezogenen Geschütze seitdem die ganzen Verhältnisse geändert hatten, bedachten die biedern Türken nicht. Die Ursache des traurigen Zustandes des Kastells ist folgende:

Der Valí von Scutari hörte 1874, daß vor hundert Jahren ein gewisser Franklin ein Instrument erfunden

habe, welches imstande sei, den einschlagenden Blitz unschädlich abzuleiten. Als Jungtürke den Reformen wie dem Schnaps geneigt, beschloß er einen himmelstürmenden Schritt zu tun, indem er Auftrag gab, einen solchen Blitzableiter kommen zu lassen.

Aber in des Pašás Kassen herrschte Ebbe und er erschrak, als man ihm mitteilte, was einige Stangen Eisen kosten würden. „Sparsamkeit ist des Staatsbeamten erste Pflicht!", dachte sich der Valí und von diesem erhabenen Gedanken beseelt, befahl er, nur die Stange mit der vergoldeten Spitze anzuschaffen, weil nach seiner Ansicht die Ableitungsstangen überflüssig waren.

Wie es der Pašá angeordnet hatte, so geschah es. Unter Jubelgeschrei der Jungtürken, Kopfschütteln der Alttürken, Trompetengeschmetter und „Padišá čok jaša"-Geschrei der Truppen wurde der halbe Blitzableiter feierlich auf das Pulvermagazin gesteckt und der Valí legte sich an jenem Tage mit dem süßen Bewußtsein nieder, die Geschichte der türkischen Neuerungen um ein glänzendes Blatt vermehrt zu haben.

Selbstverständlich konnte es der große Neuerer nicht erwarten, die Wirksamkeit seines Blitzableiters zu erproben. Doch das nächste Gewitter blieb, ihm zum Trotze, monatelang aus.

Da, eines schönen Tages, rückten schwarze Wolken gegen Škodra heran und verfinsterten den Himmel. Der dicke Valí lief, was er konnte, in die Stadt hinab, um von einem Fenster des Saráj aus den Blitz in seinen Ableiter schlagen zu sehen. Er brauchte diesmal nicht lange zu warten. Ein greller Wetterstrahl zuckte aus den Wolken und gerade in den Blitzableiter. Im nächsten Augenblicke erfolgte ein gewaltiger Donnerschlag — das Pulvermagazin war in die Luft geflogen! Ein riesiges Loch und geborstene Mauern zeugen von der Wirkung der Explosion.

Der arme Pašá! Außer dem Schaden hatte er noch den Spott, denn die Alttürken riefen höhnisch: „Gott ist groß und unser Vali dumm! Er hat sich von den Giaurs

übers Ohr hauen lassen und eine ihrer gemeinschädlichen Erfindungen gekauft. Des Allmächtigen Wille geschehe!"

Echt türkisch ist übrigens, daß nach dem Auffliegen die Blitzableiterstange nicht entfernt wurde, so daß ein zweiter Blitz das Werk der Zerstörung vollenden konnte.

Ich hatte keine Gelegenheit die Mauern der Festung näher zu untersuchen, doch schließe ich aus verschiedenen Gründen, daß der Grund derselben römischen Ursprunges ist, daß die über die Baufläche ragenden Untermauern aus der Zeit der serbischen Herrschaft stammen, die Form und der sonstige Ausbau venezianisch ist und die Türken nur die viereckigen Türme in Basteien umgewandelt haben. Es erscheint unglaublich, daß der militärische Blick der Römer den Rosafa nicht zur Anlage der Akropolis ausersehen haben sollte.

Heute ist das Kastell ganz ohne militärischen Wert, d. h. gegen einen mit moderner Artillerie versehenen Gegner, denn der jenseits der Bojana liegende und befestigte Taraboš beherrscht das Kastell. Von außen nimmt sich die Festung noch ganz stattlich aus, im Innern herrscht jedoch gräuliche Zerstörung. Seit 1832 ist an dem Kastell Rosafa nichts ausgebessert worden. Seit dem Blitzschlag ist das Kastell nur noch als Ruine zu betrachten, welche höchstens genügt, die unruhige aber geschützlose Stadtbevölkerung im Zaum zu halten.

Der Haupteingang in das Kastell ist gegen den Tepé gerichtet. Oberhalb des Tores, zu welchem ein höchst beschwerlicher, gewundener Pfad führt, sieht man noch heute den Löwen von San Marco. Im Innern befindet sich der alte in Trümmern liegende Konák, den früher die Pašás bewohnten, eine Kaserne und die in eine Moschee umgewandelte ehemalige Garnisonskirche. Dort, wo einstens das Pulvermagazin stand, ist ein riesiges durch die Explosion in die Erde gerissenes Loch sichtbar. Eine andere Kirche (bezw. ihre vier Wände) steht außerhalb des Kastells am Fuße des Rosafa unweit der Kiri-Brücke. Es war die Stadtkirche Madonna del Buon' Consiglio (ein

neuer Beweis für meine Vermutung, daß die venezianische Stadt an der Stelle des heutigen Tabaki gelegen war), deren Bild sich in Rom befindet, wohin es der Sage nach bei der Besetzung der Stadt durch die Türken von Engeln gebracht worden ist. Hecquard erzählt auch von mehreren unterirdischen Räumen im Rosafa; doch konnte ich darüber nichts erfahren.

Der albanesischen Sage zufolge soll die Festung durch einen gewissen Rosa gegründet worden sein. Als der Nordturm mehrmals einstürzte, riet ein Greis, zur bessern Haltbarkeit eine Frau einzumauern. Rosas Schwester Fa, welche die Arbeiten besichtigte, wurde denn auch ergriffen und eingemauert. Daher erhielt der Berg den Namen Rosa-fa.

Oberst Amerling, der die Zitadelle noch vor dem Auffliegen des Pulverturmes besuchte, erzählt darüber: „Die Häuser der Zitadelle sahen insgesamt entsetzlich aus; wir besichtigten eines derselben, zu dem wir auf mehreren Stufen emporsteigen mußten, im Innern. Das Vorzimmer war nur zum geringsten Teile mit einem sogenannten Fußboden bekleidet. Um dasselbe durchschreiten zu können, mußten wir im Gänsemarsch über einen schmalen Balken balanzieren, ein Fehltritt würde uns unvermeidlich in den Keller befördert haben. Wir sahen erstaunt einander an, da aber der Major, welcher uns führte, trotz seiner Korpulenz mit ziemlicher Sicherheit den Balken überschritt, folgten wir ihm vorsichtig nach und gelangten auf diese Weise in den „Empfangssalon", dessen Wände die Spuren häufigen Regens zeigten. Hier residierte der Kommandant der Zitadelle, ein Oberst, der uns einlud, auf einem Teppich Platz zu nehmen und den unvermeidlichen Kaffee in seiner Gesellschaft zu schlürfen. Die Schalen sahen indeß so verlockend aus, daß ich nicht umhin konnte, einen passenden Moment zu benützen, um den Inhalt hinter meinem Rücken auf den Teppich auszuleeren, der dadurch wohl schwerlich einen Schaden erlitt, da er ohnehin schon in allen Farben spielte."

Wenn wir das Kastell verlassen, so führt uns der Weg in eine Hohlschlucht hinab, in welcher einer der Stadtteile Škodras liegt. Wenn ich nicht irre, heißt er Ajasma. Steigen wir auf der andern Seite wieder den Hügel hinan, so befinden wir uns auf dem Tepé, offenbar jenem von dem venezianischen Chronisten oft genannten Berge San Marco, welcher während der Belagerung von 1474 durch 8000 Montenegriner besetzt war, deren heldenmütiger Widerstand damals die Stadt rettete und den Türken 7000 Mann kostete. Auf dem Tepé waren auch die türkischen Belagerungsbatterien aufgefahren, als sich Kará Mahmúd gegen die kaiserliche Armee verteidigte. 1880 war der Tepé nebst den anstoßenden Hügeln von den unter Zelten lagernden Truppen besetzt. Einen erheiternden Eindruck machte es, die rund um die Hügel aufgestellten Wachtposten unter riesigen in die Erde gepflanzten — Regenschirmen stehen zu sehen, wie solche sonst nur bei Hökerinnen gebräuchlich sind.

Zweimal täglich entstand auf den drei Hügeln Bewegung: wenn nämlich die Soldaten abgespeist hatten und dem Sultan ihren Dank abstatten mußten, daß er ihnen nur den Sold, nicht aber auch das Essen schuldig blieb. Dies geschah folgendermaßen:

Die Soldaten stellten sich bataillonsweise auf jedem Hügel zusammen. Die Trompeten schmetterten gräuliche Mißtöne, welche türkische Signale vorstellten, und die wackeren Nizám hielten ihre Martini-Henry-Gewehre mehr oder minder graziös vor den Bauch. Darauf begann die Musikbande einen abenteuerlichen Lärm zu machen. Nach einigen kläglich jammernden Pianotönen (welche offenbar das Winseln hungriger Soldaten veranschaulichen sollten) schnitt die große Trommel alle musikalischen Klagen durch ein entschiedenes „Bum!" ab. Dies war für die neben der Musik stehenden Soldaten das Zeichen zu einem „begeisterten": Padišá čok jašá! (Lang lebe der Sultan!) welches sofort von dem Bataillon des zweiten und dann von jenem des dritten Hügels wieder-

holt wurde. Nach einer Pause von vier Sekunden hörte man endlich auch aus dem Kastell obigen Ruf ganz schwach wimmern und sofort nahm die Musik ihr Jammern wieder auf. Das „Bum!“ mit nachfolgendem Geschrei wiederholte sich in dieser Weise dreimal. Dann marschierten die Bataillone einige Minuten lang auf und ab, wahrscheinlich um zu sehen, ob der Hunger wirklich die Glieder gelenkig erhält, und schließlich legte sich jeder auf die faule Haut.

Zwischen dem Tepé und dem nächsten Hügel ist ebenfalls eine starke Einsattelung, welche das Stadtviertel Tepé enthält. Die Häuser desselben liegen ganz anmutig im Tale, ziemlich dicht gedrängt und in nicht geringer Zahl. Auf dem Abfall des Tepé gegen den Kiri zu befindet sich die große Vorstadt Tabaki, welche ihrer Lage halber von der eigentlichen Stadt ziemlich abgeschlossen ist. Noch heute herrscht zwischen Tabakinern und Škodranern eine große Abneigung; beide Teile kommen wenig in Berührung und war früher die Abneigung so stark, daß lange Jahre hindurch förmlicher Krieg zwischen beiden bestand und Abgrenzungslinien gezogen wurden, welche die Gegenpartei nicht ungestraft überschreiten durfte.

Meine Gründe für die Behauptung, das venezianische Scutari sei nicht an Stelle des heutigen Škodra gestanden, sondern habe sich zwischen dem Rosafa, Tepé und den anderen Hügeln einerseits und dem Kiri andererseits befunden, sind folgende: Wenn es anders wäre, hätte Scutari Ringmauern, Gräben und Wälle haben müssen, um sich gegen die ungeheuren türkischen Belagerungsheere und deren von beträchtlicher Artillerie unterstützte Angriffe halten zu können. Diese können aber nicht spurlos verschwunden sein, und nachdem die Stadt nicht erstürmt, sondern laut Friedensvertrag unzerstört übergeben wurde, lag auch für die Türken kein Grund vor, die Festungswerke zu schleifen. Ferner hätte die Besetzung der Hügelkette durch die Montenegriner des Ivan Crnojević unmöglich den Fall der Stadt verhindern können, wenn diese vor dem Tepé lag. Übrigens treffen auch des Barletius sonst

dunkle Worte über die Lage Scutaris zu, wenn er sagt: „Ursprünglich lag die Stadt in der Ebene; nachdem sie aber von den Barbaren zerstört worden, flüchteten sich die Bewohner in die Festung und bauten sich später an den Abhängen der Hügel an." Nun konnte aber die Stadt keine sicherere Lage finden als mit dem Rücken an die Berge gelehnt und vor der Front durch den Kiri geschützt. Dieser Umstand erklärt, weshalb wir nicht die geringste Spur von einer venezianischen Stadtbefestigung finden, und weshalb die Kirche am südlichen Abhang des Rosafa liegt.

Jenseits von Tabaki befindet sich das ebenfalls als Vorstadt geltende kleine Dorf Kuči.

Die Brücke, welche zwischen dem Kastell und Bačelek über den Kiri führt, befand sich 1880 im jämmerlichsten Zustande. Bevor wir darüber ritten, ermahnten mich meine Begleiter abzusteigen, um bei dem sehr möglichen Einsturz der Brücke besser wegzukommen. Damals Fatalist und an schlechte Brücken im Orient gewöhnt, blieb ich im Sattel. Daß der Zustand der Brücke ein unbeschreiblicher war, konnte ich erst dann würdigen, als ich am jenseitigen Ufer von unten hinauf sah. Dann erst ergriff mich Erstaunen, daß die Brücke nicht schon längst eingestürzt war. So etwas läßt sich nicht beschreiben; das muß man sehen! Höchst possierlich war es, die Überschreitenden (zwei- und vierfüßige) einen förmlichen Eiertanz aufführen zu sehen, um den vielen Löchern und fehlenden Balken auszuweichen.

Viel besser, weil erst 1879 an Stelle der 1877 beim Vordringen der Montenegriner verbrannten Brücke aufgeführt, ist jene über die Bojana. Neben ihr befinden sich das Zollamt und verschiedene Magazine, der gedeckte und gemauerte große Besestán und die Ausläufer des Bazar.

Wenn man einen türkischen Bazar gesehen hat, so hat man alle gesehen. Überall bleibt das Bild dasselbe; nur daß der eine Bazar größer ist, der andere kleiner, dieser mehr, jener weniger kostbaren Inhalt birgt, in dem einen größeres Gedränge herrscht als in dem andern. Sonst findet man überall dieselbe lange und schmale, von elen-

den, stinkenden Buden gebildete Gasse, deren „Pflaster“ durch den allenthalben liegenden Unrat schlüpfrig gemacht ist; ferner die in den Buden inmitten der aufgeschichteten Waren hockenden Verkäufer, welche, gedankenlos in das Blaue starrend, warten bis ein Käufer kommt; endlich die Čibukdžis, d. h. die Pfeifenanzünder, welche, ein glühendes Kohlenbecken am Arm, mit der Feuerzange unaufhörlich klappernd durch den Bazar ziehen.

Im Bazar von Škodra geht es so zu, wie in jenen anderer türkischer Städte. Nur fiel mir etwas auf, was ich außerhalb Albaniens weder in der europäischen, noch asiatischen, noch afrikanischen Türkei gefunden hatte: weibliche Verkäufer, welche vor den Buden an den Rinnsteinen auf der Erde hockten und Waren feilboten. Diese Mohammedanerinnen gehörten offenbar zur ärmsten Klasse, wie schon ihre Kleidung zeigte. Alle hatten das Gesicht mit einem den Jašmák vertretenden undurchsichtigen Tuche verhüllt, das so eng anlag, daß sich Nase, Lippen und Kinn deutlich abzeichneten. Wie bekannt, ist die „partie honteuse“ der Türkin ihr Gesicht; da also durch den dichten Jašmák der guten Sitte Genüge geleistet wird, stößt sich niemand in Škodra daran, wenn die sonstige Tracht jener Verkäuferinnen, nur aus Hemd und Unterhose bestehend, verschiedene nicht geschlossene Schlitze aufweist. Ländlich sittlich! Nachdem die Mohammedaner sämtlich die weite, unterrockähnliche Fustanella, die Frauen aber durchgehends Beinkleider tragen (die Mohammedanerinnen meistens nur gewöhnliche Unterhosen), so könnte man sagen: „In Škodra trage die Frau die Hosen, der Mann den Unterrock!“

Die Weiber haben hier im allgemeinen mehr Freiheit als in andern türkischen Städten, denn man sieht sie in ziemlicher Anzahl allein umhergehen oder im Bazar hocken. Ihre Tracht ist aber gewöhnlich sehr plump, häßlich und geschmacklos. Die Zigeunerinnen weichen dem aus, indem sie halb oder auch ganz nackt umherlaufen, ohne von der Polizei behelligt zu werden, denn deren ganze Sorge beschränkt sich darauf, jene Leute zu verhaften,

welche nach neun Uhr abends ohne Laterne auf der Gasse betroffen werden.

Der Bazar von Škodra soll 1800 Buden zählen, deren Bewachung nächtlicherweile einem Kulukdži-baši und fünf Kulúks anvertraut ist. Während meiner Anwesenheit in Škodra brannten 300 Buden in einer Nacht nieder.

Vom Bazar gelangt man in die eigentliche Stadt. Auf der gegen das Kastell zugekehrten Seite ist nur die gemalte Moschee von Belang — aber nicht etwa, weil sie so schön bemalt oder ein besonderes Bauwerk, sondern weil sie so haarsträubend geschmacklos und häßlich bekleckst ist. Der türkische Friedhof befindet sich nicht weit von ihr und ist sehr anspruchslos und unbedeutend.

Die Quergasse, welche zur bemalten Moschee führt, nimmt in dem sogenannten „Mittelpunkt" der Stadt ihren Anfang. Dieser wird durch das „Saráj" gebildet, einen großen von niederen Mauern und Wassergräben umfriedeten Platz, welcher die Regierungsgebäude, Empfangsgemächer des Pašá, Kasernen und Lagerräume enthielt. Dicht vor einem der drei durch Wachtposten besetzten Eingänge befand sich das Telegraphenamt. Es war dies eine ärmliche Baracke, deren Inneres dem Äußern entsprach. Der Direktor wohnte in einem stallartigen Verschlag, während seine Leute in einem kleinen anstoßenden Zimmer bei vier Telegraphenapparaten saßen, deren Batterien frei an den Wänden standen.

Das Saráj war der Mittelpunkt der Regierung. Der Valí (welcher für gewöhnlich in seinem ziemlich einfachen Konák wohnte) begab sich täglich in das Regierungsgebäude — ein elendes baufälliges Rattenloch — um Audienzen zu erteilen*) und die laufenden Geschäfte zu er-

*) Den Leser dürfte meine Audienz beim Valí Izét Pašá belustigen. Mit meinem Dragoman machte ich vor einem sehr baufällig aussehenden Gebäude Halt. Eine Holzstiege äußerst mangelhafter Bauart führte in den ersten Stock, dessen Wände ebenfalls aus Holz hergestellt waren. Zuerst gelangten wir in den Wartesaal, welcher mich sehr an einen solchen dritter Klasse auf einer der entlegeneren Eisenbahnstationen erinnerte, nur daß er noch schmutziger war. Die

ledigen. Die Soldaten exerzierten vor seinen Fenstern und betrachteten mit heiliger Ehrfurcht mehrere gewöhnliche Omnibusse, welche die einzigen Wagen Albaniens waren und über deren Verwendung ich im Unklaren blieb, weil erst Fahrstraßen für sie gebaut werden müßten.

Gesellschaft war dem Orte angemessen. Zerlumpte, schäbige Türken und Albanesen beiderlei Geschlechts hockten oder standen umher; einige vertrieben sich zweckentsprechend die Zeit durch die Jagd auf Ungeziefer. Adjutanten, Ordonnanzen, Wachen und dergleichen, um ein weniges minder schäbig, hielten die „Ordnung" aufrecht. Als Franken, also geborenen „Honoratioren", geleitete man mich in einen getrennten Raum, das heißt in einen Bretterverschlag von der Größe einer Loge des Wiener Josephstädter Theaters, in welchem bereits als türkische „Honoratioren" ein Mollá, ein Jungtürke und ein Hodžá saßen. Da die Kissen eine sehr verdächtige Reinheit aufwiesen und ich mich erinnerte, daß mein Vorrat an Zacherlpulver auf die Neige gehe, zog ich es vor, stehen zu bleiben bis ich angemeldet wurde. Dies geschah bald. Ohne Umstände steckte der diensttuende Adjutant (welcher, nebenbei erwähnt, von einem österreichischen Unteroffizier wegen unerhörten Zustandes seiner Montur sofort auf 48 Stunden in Arrest geschickt worden wäre), seinen Kopf durch den die Tür vertretenden Teppich und gewahrte, daß Se. Exzellenz allein sei. Mit Umgehung der anderen bereits wartenden Personen wurde ich also von meinem Dragoman in das Allerheiligste geführt.

Der Valí, ein schwarzer, intelligent aussehender Mann von etwa 38 Jahren, dessen Gesichtszüge mir bekannt schienen — ich dürfte sie am Wiener Salzgries oder Börsenring oder vor der Klagemauer der Juden in Jerusalem schon gesehen haben — lud mich ein, auf einem Lehnstuhl Platz zu nehmen, der nur für Franken berechnet zu sein schien, weil die Einheimischen bekanntlich nicht anders als mit gekreuzten Beinen sitzen können. Übrigens machte der Pašá davon eine Ausnahme, denn er benahm sich sehr europäisch fortschrittlich, und der einzige Rückfall in türkische Gewohnheiten schien mir der Umstand zu sein, daß er sich jenes Körperteiles, den Heine die „naive Rückseite" nennt, als — Briefbeschwerer bediente. Er saß nämlich auf den Bittschriften seiner Untertanen; andere Papiere lagen zu seinen Füßen. Welche Bittschriften mehr Aussichten auf Erhörung hatten, jene, auf denen der Valí saß, oder jene, welche von seinen Stiefeln und Sporen zermalmt wurden, konnte ich nicht ergründen. Denn als ich mich später verabschiedete, hob der Valí seinen Briefbeschwerer nicht auf. Wahrscheinlich fürchtete er, ein unerwarteter Windstoß möchte die Bittschriften wegblasen.

Das Saráj liegt zwischen zwei breiteren und besser erhaltenen Straßen, welche sich hinter dem an das Saráj stoßenden „Volksgarten" zum „Boulevard" von Škodra vereinigen. An der einen Straße liegt das englische, an der andern das italienische Konsulat. Beide Gebäude haben modern europäisches Aussehen und sind im Innern sehr wohnlich eingerichtet, das englische hat auch einen hübschen Garten.

Dicht daran stößt der schon erwähnte „Volksgarten". Dieser wurde von Husséjn Pašá (dem überhaupt die Stadt viel verdankt) 1878 errichtet und ist sehr bescheidenen Umfangs. Inmitten mehrerer ganz hübscher Anlagen erhebt sich ein Kiöšk (Kiosk), welcher bei meiner Ankunft von einem Kaffeesieder gepachtet war, der sich jedoch nach der Niedermetzelung Bećir Gjošas*) (als deren Vorwand

*) Am 26. Mai abends mißhandelte der gewalttätige Brigant Bećir Gjoša den Kavedží des Volksgartens, und dieser reichte beim Valí die Klage ein. Ein Haftbefehl wurde erlassen und 60 bis 80 Zaptjés aufgeboten, weil man wußte, daß Bećir Gjoša sich der Verhaftung widersetzen werde. Um Aufsehen zu vermeiden, wurden die Gensdarmen in die verschiedenen Gassen verteilt, auch eine Kompanie Nizams bereit gehalten, da wegen der zahlreichen Freunde des Räubers ein Straßenkampf möglich schien. Um 6 Uhr abends umstellten zehn oder zwölf Zaptjés das mir gegenüberliegende Haus, in welchem sich der Räuber nebst seinem Diener befand. Als die beiden aus dem Hause traten, forderte sie der Čauš zur Ergebung auf. Bećir war stolzer als ein spanischer Hidalgo; er erwiderte, daß er sich niemals ergeben werde und ergriff die Flucht. Weil ihm aber jetzt von allen Seiten Zaptjés entgegentraten, zog er seinen Revolver und gab drei Schüsse auf sie ab, ohne sonderbarerweise jemanden zu treffen. Auch sein Diener — ein Neger — schoß zweimal ohne Erfolg und lief davon, ohne daß man seiner habhaft werden konnte.

Die Zaptjés gaben jetzt eine volle Salve ab und verwundeten Bečir Gjoša. Noch zwei Schüsse abfeuernd, die wieder fehl gingen, flüchtete er sich in das nächste Haus. Die Zaptjés eilten ihm nach und fanden ihn in der Mitte eines Zimmers auf die Knie gesunken. Als die Zaptjés eindrangen, begrüßte er sie nochmals mit seinem letzten Schuß, dann sagte er:

— So, jetzt könnt ihr mich niedermetzeln, aber schneidet mir nicht den Kopf ab. (Als Mohammedaner huldigte er nämlich dem Aberglauben, daß er ohne Kopf nicht in das Paradies eingelassen würde.)

seine Mißhandlung dienen mußte) nach Konstantinopel flüchtete, um der Rache der Verwandten zu entgehen. Übrigens ist der Volksgarten unbelebt und nur hin und wieder von schläfrigen Türken besucht, wegen des Kaffees. Ich betrat ihn nur einmal und das war damals, als mir meine Freunde ein Abschiedsfestmahl im Garten gaben.

Dem Volksgarten gegenüber steht eine winzige elende Moschee, wie man mir sagte, die älteste der Stadt. Ihr Muezin krächzte seinen Gebetruf in so eigentümlich komischer Weise, daß es allgemeine Heiterkeit erregte, als ich ihn täuschend nachahmte. Doch wäre mir das bald

---

Die Zaptjés feuerten nun aus nächster Nähe noch eine volle Salve ab und streckten ihn tot nieder. Es waren im Ganzen 60—70 Schüsse abgegeben worden.

Ich war gleich nach dem ersten Schusse ans Fenster geeilt, das Drama wie aus einer Loge sehend. Peter Gorazjú befand sich eben bei mir.

— Hurra, es kommt zum Straßenkampf, rief ich erfreut, als ich Albanesen und Türken auf einander schießen sah. Kommen Sie mit mir hinab und beteiligen wir uns an dem Kampfe.

Dies sagend nahm ich Revolver und Messer und eilte rasch hinab.

Ich kam eben an, als die letzten Schüsse knatterten.

Meinen Freund stehen lassend, wollte ich eben in das Haus eindringen, als sich mir eine Menschenmenge entgegenwarf.

Wie es nämlich zu geschehen pflegt, war plötzlich unter den zahlreich zusammengeströmten Zuschauern eine Panik ausgebrochen. Es hieß, des Erschossenen Freunde seien im Begriff, das Militär anzugreifen. Infolgedessen ergriff Alles die Flucht. Weil ich den Grund derselben nicht kannte und vermutete, jetzt erst beginne der eigentliche Kampf zwischen Türken und Albanesen, blieb ich stehen. Ein Albanese eilte auf mich zu und rief mir in gebrochenem italienisch entgegen: „Musjé, fuggite, le palle protebbero colpirvi, la parentela del birbante si prepara all' attacca!" Da mir die Geschichte indessen nicht so gefährlich vorkam, blieb ich trotzdem. Und ich tat wohl daran. Einen Augenblick später wurde ich auf diese Art Zeuge des interessanten Rückzugs der Truppen. Im Laufschritt, sechs Mann hoch, das Gewehr schußfertig im Anschlag, wälzte sich ein Viereck der rotuniformierten Zaptjés heran, in dessen Mitte einige von ihnen ein großes Brett auf den Köpfen trugen. Der Räuber lag gleich einem Schlafenden darauf. Nur das über die weiße Fustanella rieselnde Blut und die vielen pulvergeschwärzten Stellen seiner Kleidung wiesen auf den gewaltsamen Tod hin.

teuer zu stehen gekommen. In deren Nähe befindet sich eines der beiden Medresé, welches eine kleine Bücherei arabischer und persischer Handschriften besitzen soll und aus dem gewöhnlich der Lärm der türkischen Schuljugend dringt. Eine andere Schule, ich glaube die katholische, steht auf der andern Seite der erwähnten Moschee.

Hinter dem italienischen Konsulat befindet sich die orthodoxe Kirche, ein kleines Gebäude, aber den Bedürfnissen der Gemeinde genügend, und das Jesuitenkollegium.

Nicht weit vom Kloster, inmitten eines großen von Mauern umgebenen Platzes, ragt die stattliche katholische Kathedrale gegen den Himmel, zwar ohne Türme, aber von gefälligen Formen und im Innern (wenigstens für Albanien) prächtig ausgeschmückt. Wie man sagt, soll sie 2500 Personen fassen, was bei dem Mangel von Bänken wohl möglich ist. Übrigens ist die Bigotterie der Katholiken so groß, daß — an Wochentagen leerstehend — an Sonntagen die Kirche nicht nur überfüllt (rechts die Männer, links die Weiber), sondern auch der ganze Hof vor der Kirche mit Knieenden bedeckt ist. Nur heiratsfähige Mädchen (vom zwölften Jahr aufwärts) sind unsichtbar, weil sie entweder schon beim Morgengrauen in die Kirche getrieben werden oder diese gar nicht besuchen dürfen.

Nicht weit von der Kirche befindet sich der katholische Friedhof, welcher nur drei nennenswerte Denkmäler und Gräber besitzt. Das erste ist das Grabmal Bib Dodas in Form eines Sarkophags, das zweite jenes der Tochter des französischen Konsuls, das dritte eine aus Holz geschnitzte Büste, die Arbeit eines gewöhnlichen albanesischen Bauern. An Kunstwert und Form gleicht diese Büste immerhin einer neuseeländischen Bildnerarbeit. Das angebliche Bildnis des Begrabenen wird umsomehr zur lächerlichen Fratze, als der Künstler in die Handflächen der steif ausgestreckten Arme (die ganze Figur bekommt dadurch eine Kreuzform) einen Vogel gesetzt hat, während ein dritter Kuckuck auf dem Kopf der Figur sitzt. Aber in Anbetracht der Person des Bildners muß man diesem trotzdem Talent zuerkennen.

Durch mehrere größtenteils von Katholiken bewohnte Gassen und an dem einfachen Wohnhause Prenk Bib Dodas vorbei kehren wir wieder zum Volksgarten zurück, um unsere Wanderung auf der Hauptstraße, von dort an „Boulevard des Européens“ oder „Linie A-B“ genannt, fortzusetzen.

Rechts erhob sich hinter mehreren Bäumen das „Hotel Papaniko“, das so elend war wie sein Aussehen, aber doch das einzige, wo man gute Gesellschaft traf. Dann fallen uns mehrere modern fränkische Gebäude auf, die mitunter sogar zweistöckig sind, und deren eines das „Hotel Europa“ war, dessen Wirt Daragijati sich als ein charakterloser, heimtückischer Wicht zeigte.

Nach einem schwachen Anlauf zu einer Allee, wie sich dies für einen „Boulevard“ geziemt, sehen wir rechts das österreichische Generalkonsulat. Es ist zwar ein kleines Haus von nur sechs Fenster Front, aber im Innern sehr wohnlich eingerichtet. Der rückwärts liegende Garten ist sehr geräumig und hübsch, enthält auch eine Kegelbahn. Weiter hinauf auf der linken Seite zeigt sich das stattliche russische Konsulat, das sich sogar den Luxus eines Balkons gestattet. Einige Schritte davon befindet sich ein kleiner Markt; der Boulevard wird von einer Querstraße durchschnitten, welche rechts zur Kathedrale, links in das Türkenviertel führt und durch ein Zaptjé-Wachhaus (Karakól) gekennzeichnet ist.

Im Türkenviertel, das einen großen Platz mit Moschee, viele Gärten und Buden enthält und einen ganz eigentümlichen Anblick bietet, verirrte ich mich regelmäßig und hatte dann Mühe, mit Hilfe meiner mangelhaften Kenntnis des Türkischen und Albanesischen wieder aus dem Labyrinth zu entkommen.

Der Boulevard setzt sich hinter dem Karakól in einer schnurgeraden Linie fort; von den Häusern abgesehen, ist dies der regelmäßigste und schönste Teil der Straße, weil von europäischen Ingenieuren angelegt. Das Ende des Boulevard wird durch die Gruppe der sogenannten „drei

Bäume" bezeichnet, von denen jedoch einer fehlte, da er vom Blitze zerschmettert worden war. In der Nähe dieser mächtigen Bäume, welche einst von einem Vali gesetzt worden sind, gewahrte man eine Zisterne und die Spuren des Zeltlagers der türkischen Bataillone, welche hier gewöhnlich vor dem Ausmarsch in den Krieg lagerten.

Links von den drei Bäumen in einiger Entfernung liegen noch zwei kleine Vorstädte von Škodra, namens Dobreč und Golem. Vor ihnen befindet sich das Militärspital, aus zwei großen Gebäuden bestehend, und eine Kaserne.

Lješ (Alessio).

Mag man sich dieser Stadt von Norden oder Süden nähern, immer wird sie, bezw. ihre Burgruine, schon von fern einen malerischen Anblick gewähren. Von der Stadt selbst wird man anfangs freilich wenig sehen. Um ein Gesamtbild derselben zu erhalten, muß man den gegenüberliegenden Felsen zwischen Rumeka und dem Antonskloster besteigen. Man braucht sich dann nur zu wenden, um auch das Meer in der Ferne zu erblicken.

Ich habe Lješ von allen drei Seiten gesehen, und jedesmal bot es mir ein anderes Bild. Als ich das erstemal von Kruja kam, sah ich vor mir den Ausläufer eines hohen Gebirges, den Malj Veleš. Er besteht aus zwei Kuppen. Die rechte gleicht einem Zuckerhut und trägt ein mohammedanisches Kloster (Teké), von dem sie auch den Namen hat. Die linke Kuppe erhebt sich nahe dem Drin und hat einen abgeplatteten Gipfel, der von der Burg gekrönt ist. An seinem Fuße, links, zwischen Berg und Fluß befindet sich der Bazar. Bevor ich in diesen einritt, gewahrte ich zur Rechten die Zigeunervorstadt. Jenseits des Drin leuchteten die Kirche und das Kloster S. Antonio herüber, das den Fluß einschließende Schilf und Gebüsch schloß die riesige Ebene links ab.

Anders zeigte sich Lješ, als ich später von Škodra kam. Links verschloß mir die halbmondförmige Bergkette Tražanj-Kalmeti-Malj Veleš jede Aussicht auf das In-

nere Mireditas. Die Gegend bis an den Fuß dieser Bergkette bestand aus einer riesigen, äußerst anmutigen und fruchtbaren Ebene, auf welcher sich zahlreiche Dörfer erhoben, die bischöfliche Residenz Kalmeti in der Mitte. Rechts zog sich das schilfbewachsene, mit Alleen und Hecken umsäumte Drin-Ufer dahin, vor mir tauchte die Burg von der nördlichen, weniger eindrucksvollen Seite auf. Am Fuße des Berges, mehr nach links zu, entdeckte ich die versteckten Häuser der eigentlichen Stadt. Weil ich mich damals auf der Flucht befand und nicht viel Zeit zu landschaftlichen Studien hatte, hielt ich diese Neustadt für ein entfernteres Dorf, obwohl ich drei Monate zuvor daselbst übernachtet hatte. Meinen Irrtum wurde ich erst gewahr, als ich auf dem dritten Punkte angekommen war, dem Felsen westlich von Cješ am andern Drin-Ufer, und die Stadt suchte.

Meine Blicke fanden zwar den kleinen Bazar, die Vorstadt, das Zigeunerdorf und selbstverständlich die Burg, aber die Stadt konnte ich nicht entdecken. Erst auf mein Befragen teilte mir mein Führer mit, daß ich von diesem Punkte aus die Neustadt nicht sehen könne, weil sie hinter dem Burgberge versteckt liege; ich hätte sie jedoch eine Viertelstunde vorher gesehen.

Die Zigeunervorstadt umfaßt etwa 20 elende Strohhütten und beherbergt gegen 200 Insassen, sämtlich Schmiede. Sie liegt am südlichen Fuße des 407 m hohen Tefé-Berges. Eine 18jährige Zigeunerin in der Tracht der Eva vor dem Sündenfall kam ganz unbefangen zu mir, mich anbetteln. Wäre ich ein Maler gewesen, so hätte ich den herrlichen ebenmäßigen Körper des Mädchens, namentlich aber ihr bezaubernd schönes Gesicht durch den Pinsel festgehalten und ich bin überzeugt, daß es dann solches Aufsehen gemacht hätte, wie die Asti'schen Mädchenbildnisse, deren keines an Schönheit jener Zigeunerin gleichkommt!

Der Bazar, den man zunächst betritt, bildet eine einzige lange Straße, welche etwa 80 Buden enthält. Mir kam deren Inhalt ärmlicher vor als in den anderen alba-

nesischen Bazars, und auch die Zahl der Käufer schien mir sehr bescheiden zu sein. Die Manufakturen und Kolonialwaren werden von Škodra bezogen und zur See nur Salz eingeführt. Der Drin ist nämlich für Fahrzeuge von 30 bis 40 Tonnen bis Lješ schiffbar. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Mais, Sumach, Fustelholz (Scodano, Färbeholz), Bau- und Brennholz. An Sonntagen soll der Bazar belebter sein, weil dann Markttag ist und besonders viele Mirediten den Platz besuchen. Diese bringen auch Vieh, Felle, Wolle, Flachs, Wachs und Häute von Bären, Füchsen und Hasen zum Verkauf. Die Kaufleute von Škodra und Durres schiffen das Erstandene auf den Flußfahrzeugen nach Medua ein, wo bereits größere Schiffe zur Weiterverfrachtung harren.

An den Bazar stößt die Altstadt, welche eine Ansammlung elender verfallener Baracken ist und kaum 200 Einwohner beherbergen mag. Wenn ich nicht irre, wird sie mit dem serbischen Wort „varoš" bezeichnet und von den anderen Stadtteilen unterschieden. Die Straßen sind eng, schmutzig und kotig, wie in allen türkischen Städten.

Außerhalb der Varoš befindet sich die Neustadt, woselbst alle Kaufleute und halbwegs anständigen Leute wohnen. Sie besteht aus etwa 300 Häusern, welche sich alle gleichen. Jedes ist einstöckig, von hohen Mauern umgeben und von dem Nachbarhause getrennt. Viele enthalten auch Gärten, Höfe, sogar Quellen. Von Obstbäumen umgeben und ziemlich rein gehalten, machen sie einen angenehmeren Eindruck als die anderen albanesischen Dörfer. Nachdem der größte Teil der Bewohner Mohammedaner sind, dürfen wir uns nicht wundern, mehrere kleine Moscheen zu erblicken. Die ganze Stadt mag etwa 2500 Einwohner zählen, von denen ein schwaches Drittel Katholiken sind. Wenn Hecquard 1858 der Stadt 3500 Einwohner gab, so rührt dies daher, daß er die Dörfer Merkinje mit 1100 und Kalmeti mit 1000 mitzählte.

Die vier eben beschriebenen Stadtteile liegen alle um die Felsenkuppe, welche die Burg trägt. Diese liegt jetzt in

Ruinen und entbehrt auch des militärischen Wertes, weil man von der östlichen Höhe in sie hineinsehen kann. Zur Zeit der glatten Geschütze hatte dies allerdings keinen Nachteil. Der Hügel ist 165 m hoch und trug einstens das berühmte Akrolissos. Die Mauern der Burg sind im Innern so kunstfertig gebaut, daß man Mühe hat, die Fugen der einzelnen Steine zu erkennen. Die äußeren Mauern scheinen noch gut erhalten zu sein. Sie bestehen aus einem von runden und viereckigen Türmen flankierten Walle. Der Haupteingang besteht aus einer Reihe Hohlgänge und wird von zwei viereckigen Türmchen verteidigt. Im Innern der Burg stehen noch drei Häuser, welche der Besatzung Unterkunft gewährten, die sich einst auf 20 Mann belief, 1880 aber auf vier Infanteristen und zwei Artilleristen beschränkt wurde. Nachdem die Bestückung aus drei alten Feldgeschützen bestand, kam auf jedes derselben eine Bedienung von zwei Mann.

Außer diesen Häusern gibt es noch eine wohlerhaltene Zisterne und verschiedene altertümliche Mauerreste im Innern der Burg*) Auf dem einzig noch vom alten Palaste übrig gebliebenen Mauerbogen gewahrt man noch drei Schilde von Marmor. Der eine zeigt uns das mexikanische Wappen: einen Adler mit einer Schlange, welches übrigens auch jenes des Skanderbeg gewesen sein soll. Auf dem zweiten sehen wir einen kletternden Löwen, das dritte enthält eine männliche und eine weibliche Gestalt, beide mit Heiligenschein und durch das Doppelkreuz von einander getrennt.

Lješ ist Hauptort der gleichnamigen Diözese, doch wohnt der Bischof in dem nahen Kalmeti, wo er von seinem Nachbar, dem Bischof von Zadrima (Sapa), der in Nenšati wohnt, keine drei Stunden weit entfernt ist. Früher besaß Lješ fünf Kirchen. Die Kathedrale war dem

*) Als die Serben 1913 Lješ eroberten, teilte man ihnen mit, daß die Türken vor der Übergabe aus Aberglauben ihren Barjaktar mit der Fahne eingemauert hätten. Man fand beide in der Tat eingemauert, und der Fahnenträger konnte noch lebend gerettet werden.

heiligen Nikolaus geweiht und in ihr soll Skanderbeg begraben worden sein. Die Türken durchwühlten sein Grab und zerstückelten seinen Leichnam, um die einzelnen Glieder als Amulette zu tragen. Die Kathedrale verwandelten sie in eine Moschee; weil aber der einstürzende Turm drei Derwische tötete (und einer andern Überlieferung zufolge drei Muezins während des Betens vom Minaret stürzten), verließen die abergläubischen Türken die Moschee, und heute zeigen nur noch wenige Steine die Stelle an, welche sie einst inne hatte. Von den anderen Kirchen sind zwei spurlos verschwunden, die Georgs- und Sebastian-Kirche dagegen in Moscheen verwandelt.

Kruja.

Dies ist der albenesische Name für die hochberühmte Stadt, deren Namen wir Kroja zu schreiben pflegen, während die Türken sie Ak Ḫissar, „weiße Veste", nennen. Ich sah sie zuerst von der malerischesten Seite aus. Sie zeigte sich auf dem Abhang eines steilen Gebirges, Sara-Sadúk genannt (dessen höchste Spitze, Malj Kruese, „Berg von Kruja", 1005 Meter hoch ansteigt), etwa in der Weise wie Antivari vom Hafen aus gesehen. Der Kamm des Sara-Sadúk fällt an der Westseite schroff wie eine natürliche Mauer auf 604 m herab. Von da an flacht er sich sachte und terrassenförmig bis in die Ebene ab. In der erwähnten Höhe von 604 m liegt die Stadt Kruja auf einer schiefen Ebene, mit dem Rücken an die senkrechte Mauer des Sara-Sadúk gelehnt.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die ehemalige Festung, deren Mauern auf Befehl des Seriaskérs Mehemméd Rešíd Pašá 1832 geschleift wurden. Sie bietet ein so altertümliches Aussehen, daß ich sie fast in Verdacht habe, noch aus den Zeiten Skanderbegs zu stammen. Diese Exfestung hat 80 Häuser mit etwa 500 Einwohnern. Erwähnenswerte Bauten sind nur die beiden Moscheen, deren eine ein Minaret besitzt, und das Saraj, welches jetzt in Ruinen liegt, aber einst prächtig gewesen sein muß.

Von der alten Festung führt die lange, enge Bazarstraße mit ihren altertümlichen Buden in die Neustadt, deren 750 Häuser aus Baumgruppen hervorragen und mit ihren weißen Mauern von dem rötlich-grauen Gestein des Felsens abstechen. Auf der höchsten westlichen Felsenspitze ragt der Turm der Stadtuhr als einzige Erinnerung an die venezianische Herrschaft hervor. Nicht weit davon soll der Palast Skanderbegs gestanden haben, doch forschte ich vergebens nach Spuren desselben.

Die ganze Stadt mag 6000 bis 7000 Einwohner zählen. Ihren Namen verdankt sie mehreren ergiebigen Quellen (Krua, im Albanesischen „Quelle"), welche sich heute noch in ihrem Bereiche vorfinden. In kirchlicher Beziehung bildete Kruja früher ein Bistum. Man kennt 14 Bischöfe; der letzte ist von 1674. Heute ist es nicht einmal Pfarre.

Barletius behauptet, Kruja sei 1366 von Karl Topija gegründet worden, wahrscheinlich meint er aber damit nur ihre Festungswerke, denn die Stadt wird schon 1254 von Akropolita als Besitzung des Herrn Gulamós (Golem?) von Álbanon erwähnt. Ferner gibt es zwei neapolitanische Urkunden, aus denen ersichtlich ist, daß Kruja zeitweilig neapolitanische Besatzung gehabt hat. 1277 wird nämlich dem damaligen Statthalter von Durazzo, Jean de Vaubecourt, befohlen, „Castrum Croy" zu schützen, und dieselbe Aufforderung wird zwei Jahre später dem Kapitän von Durazzo, Giovanni Scotto, zuteil. Aus einer Urkunde von 1294 ersehen wir, daß sich „Romanus episcopus Crohensis" zu seiner Kirche nach Kruja begab. Die Neubefestigung der Stadt durch Karl Topija 1366 konnte deren Eroberung durch die drei Brüder Balšić, Fürsten von Zeta, nicht hindern. Doch vertrugen sie sich später mit Topija, denn 1394 ist Kruja urkundlich im Besitze des Marko Barbarigo, eines Schwagers Topijas. Er tritt es urkundlich an Venedig ab, übergibt es jedoch noch im selben Jahre den Türken. Daß Skanderbegs Vater niemals Kruja besessen hat, ist jetzt erwiesen.

Tirana.

Tirana ist unstreitig die schönstgelegene Stadt Oberalbaniens. Allerdings sind die Straßen von Tirana schmutzig, indeß rieseln durch dieselben zwei schmale Bäche, welche den Unrat wegschwemmen, und dieser Übelstand wird durch die herrliche Lage der Stadt hinreichend aufgewogen.

Man hat (sehr mit Unrecht) Albanien mit der Schweiz verglichen; in Tirana könnte man sich indeß wirklich in ein Alpental versetzt glauben. Die weitausgedehnte Ebene ist rings von hohen Bergen eingeschlossen, die allerdings mit den Schweizer Riesen keinen Vergleich aushalten und denen auch die Gletscher fehlen, welche aber durch ihre prächtige Farbenstimmung, wie durch ihre romantische Anordnung das trunkene Auge zu fesseln wissen. Der neue Beherrscher Albaniens sollte seine Residenz in keiner andern Stadt aufschlagen. (Allerdings hätte er dort nicht Gelegenheit, sich schnell auf ein fremdes Kriegsschiff zu flüchten.)

Die prächtigsten Höhen bilden die östliche und nördliche Einfassung der Mulde, in deren Mitte die Stadt gebaut ist. Gerade im Osten erhebt sich der 1207 m hohe Briskes, dessen Kamm gegen Nordwesten zum 1546 m hohen Dajti (Malj Daltit) ansteigt, der seinerseits durch ein tief einschneidendes Tal vom Brarit oder Pješit (1412 m) getrennt ist. Diese drei Berge fallen sanft gegen die Stadt ab und senden zahlreiche Bäche in das Tal hinab. Im Sonnenschein nehmen sie sich prächtig aus. Der Kamm ist größtenteils kahl und von rotem Gestein; der mittlere Abhang prangt im herrlichsten grünen Waldschmuck, und der Fuß ist mit wogenden gelben Feldern und braunen Äckern bedeckt. Zahlreiche Dörfer gucken allenthalben hervor und liefern den Beweis, daß der große Kessel von Tirana dicht bevölkert ist.

Im Süden wird dieser Kessel durch die halbmondförmige Grabe-Kette gebildet, deren höchste Spitze (725 m) gerade im Süden der Stadt liegt. Diese Abhänge sind bei weitem weniger anmutig und auch nicht so fruchtbar

und bevölkert wie die östlichen. Übrigens ist ein großer Teil derselben durch ein Vorgebirge verdeckt, das sich unmittelbar im Süden der Stadt vereinzelt erhebt und ebenfalls durch seine Farbenstimmung zu den Reizen der Umgebung beiträgt. Im Westen wird der Kessel durch den Barzes (487 m) abgeschlossen, der auf der Tirana-Seite teils Wiesen und Viehweiden, teils Steinwüsten enthält und in seiner Zerrissenheit einen hübschen Anblick bietet. Im Norden wird die Aussicht auf Kruja durch mehrere vorliegende Felspartien verdeckt, deren teilweise grüner Überzug vom roten Gestein matt absticht. Die Mulde selbst besteht weit und breit aus saftigen Wiesen, wohlgepflegten Gärten und gut bestellten Feldern.

Wenn man von Durres oder Kruja herankommt, kann man sich von der bedeutenden Ausdehnung der Stadt keinen Begriff machen. Man sieht vorerst nur eine kleine Zahl Häuser, über deren Dächer mehrere Minarets in bunter Malerei emporragen. Aber sobald man die Stadt betreten hat, bekommt man einen Begriff von ihrem Umfange. Ich irrte stundenlang durch die Gassen ohne das Ende zu finden. Freilich geschah mir in Škodra dasselbe, und ohne die Übersicht, welche ich vom Rosafa aus über diese Stadt gehabt, hätte ich deren Bevölkerung auch irriger Weise doppelt so hoch angeschlagen, als sie in Wirklichkeit ist. Hätte ich über Tirana einen solchen Überblick gehabt, wäre es mir vielleicht auch kleiner vorgekommen; allein ein solcher Punkt fehlte, und ich mußte mich mit der Mitteilung begnügen, daß die Bevölkerung der Stadt die Zahl von 22,000 Seelen nicht übersteige. (Heute vermutlich 26,000). Darunter sollen sich 50 katholische Familien mit 300 und 250 orthodoxe mit 1500 Köpfen befinden, außerdem einige Hundert Zigeuner, so daß sich die mohammedanische Bevölkerung auf 24,000 Seelen beliefe.

Die Straßen von Tirana sind außerordentlich belebt, und der bedeutende Bazar kann sich fast mit jenem von Škodra messen. Auffallend war mir, daß so viele Mohammedanerinnen auf den Straßen hockten und verschiedene

Waren feilboten. Die Bäche in den Gassen machen allerdings einen sonderbaren Eindruck, und ihr schwarzes Wasser trägt auch nicht zur Verschönerung bei, aber da die Straßen im allgemeinen breiter und mit netten Häusern eingefaßt sind, erhöhen sie nur das Eigentümliche der ganzen Stadt. Zu diesem tragen auch die vielen buntbemalten Moscheen bei, welche nicht so geschmacklos bekleckst sind, wie jene von Škodra, auch reiner gehalten werden. Inmitten der Stadt gewahrte ich viele Gärten, welche natürlich auch dazu beitragen, diese umfangreicher zu machen. Das Haus des Kajmakams ist mit einer Mauer umgeben und enthält einen geräumigen Audienzsaal*).

---

*) Auch hier hatte ich eine drollige Audienz. Durch einen Hof traten wir in ein mehr als bescheidenes Zimmer, welches den Audienzsaal vorstellte, aber eher der Badstube eines kleinen Bades ähnlich sah, in der die Badewannen durch Ottomanen ersetzt worden. Ein beleibter Türke von etwa 38 Jahren in fränkischen Kleidern kauerte mit gekreuzten Beinen auf dem Divan und spielte mit einem Rosenkranz, wie dies auch die Stambuler Türken den ganzen Tag zu tun pflegen. Er lächelte mich holdselig an, entfaltete den Brief seines Kollegen von Durres und meinte dann vergnügt: „Pek 'jü, pek 'jü!" (sehr gut!). Dann entstand eine Pause von fünf Minuten, worauf natürlich der unvermeidliche Kaffee gebracht wurde. Unterdessen hatte ich Zeit gehabt, meine Umgebung zu mustern. Es waren anwesend: ein Adjutant, ein Offizier, ein Schreiber und ein Eunuch.

Nachdem der Kaffee getrunken war und der mich einführende Pfarrer einige Worte gesprochen hatte, entstand eine neue Pause von fünf Minuten, worauf der Kajmakam gelassen drei gewichtige Worte aussprach: „Schönes Wetter heute!" Diese tiefsinnige Äußerung gab uns neuerdings Anlaß, fünf Minuten lang darüber nachzudenken, bis endlich der Schreiber zur Überzeugung gelangte, daß sein Herr Recht habe, was er durch ein zweimaliges „Evét, evét!" (ja, ja) zur allgemeinen Kenntnis brachte.

Natürlich mußte jetzt erst untersucht werden, ob diese Ansicht des Schreibers auch ihre Begründung habe, daher versanken wir Alle in tiefes Nachsinnen, sodaß ein Fremder hätte glauben können, er habe eine Versammlung von Gelehrten vor sich, welche etwa die hochwichtige Frage studierten, ob die Assyrer bereits den Gebrauch der Brenneisen zum Kräuseln ihrer schönen viereckigen Bärte gekannt hätten oder nicht.

Unterdessen hatte es aber zu regnen begonnen und dieses Ereignis veranlaßte den Offizier zu dem Proteste: „Chair!" (Pardon!)

Die Bevölkerung schien mir nicht fanatisch zu sein. Die Frauen tragen sich wie in Südalbanien, ebenso die mohammedanischen Männer, d. h. die Fustanella ist allgemein. Die Katholiken tragen nicht die Kaufmannstracht von Škodra und Lješ, sondern eine türkische Tracht, wie sie auch in Kleinasien getragen wird: rote Ärmeljacke, beinahe von maurischem Schnitte, Gürtel, Džamadan, weite bis an die Knie reichende blaue oder schwarze Pumphosen und Strümpfe. Viele Orthodoxe sah ich in derselben Tracht, welche ich im Innern von Griechenland gefunden hatte: rote, runde Ärmeljacke, rotes Mützchen mit langer Goldquaste und gesticktes, seitwärts etwas geschlitztes Kleid. Ich glaube mich auch zu erinnern, daß die Christinnen von Tirana ebenfalls den Jašmák trugen.

Seit 1856 besteht in Tirana eine kleine katholische Kirche, auf Kosten des Kaisers von Österreich erbaut. Neben der Kirche befindet sich das Pfarrhaus, welches die Schule enthält und mir zum Absteigequartier diente.

Die ganze Bevölkerung machte auf mich den vorteil-

Ich weiß nicht, wie lange diese interessante Unterhaltung fortgedauert hätte, wenn nicht meine Füße eingeschlafen wären. Ich begann zu befürchten, daß meine Augen diesem üblen Beispiele folgen würden, und brach daher das feierliche Schweigen mit den an den Pfarrer gerichteten Worten:

„Ja, also was ist denn eigentlich beschlossen worden?“

Der Kajmakam verstand zwar nicht italienisch, vermutete aber jedenfalls, ich habe etwas Schmeichelhaftes gesagt, denn er meinte lächelnd mit verbindlichem Nicken: „Pek 'jü, Pek 'jü!“

Als wir später die Residenz verließen, zupfte mich jemand am Rock. Ich drehte mich um und schrak förmlich zurück, als ich einen splitternackten Mann vor mir stehen sah, der nicht einmal einen Hut auf hatte.

„Es ist ein Narr, also nach türkischem Begriff ein Heiliger“, erklärte mir Don Gioachino gleichmütig; „wenn Sie ihm einen Čakmák geben, läßt er Sie in Ruhe.“

„Ja, wohin steckt er denn das Geld? er ist ja so, wie er seinerzeit zur Welt gekommen! Und wie kommt es, daß die Polizei seine skandalöse Erscheinung duldet, wo es hier von Mädchen, Frauen und Kindern wimmelt?“

„Türkische Moralität!“ meinte der Pfarrer achselzuckend.

haftesten Eindruck. Welch ein Unterschied zwischen ihr und dem ekelhaften Lumpenpack von Škodra!

In der Geschichte hat Tirana keine so bedeutende Rolle gespielt wie andere oberalbanesische Städte. Nach Hahn soll die Stadt erst um 1600 gegründet worden sein*), und er erzählt ihren Ursprung folgendermaßen:

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lebte in Albanien ein unbemittelter Bej, namens Sulejmán, dessen ganze Dienerschaft aus einem jungen Manne bestand. Diesem träumte einst, daß sich der Mond auf seine Schultern senkte und sein glänzendes Licht weithin strahlte. Sulejmán Bej, dem er diesen Traum erzählte, riet ihm, sich in der Welt sein Glück zu suchen, da ihm eine große Zukunft bevorstände. So geschah es auch.

Nach vielen Jahren erhielt Sulejmán Bej vom Großvezír den Befehl, nach Konstantinopel zu kommen. Dort angelangt staunte er nicht wenig, als er in dem Sadr-Azám seinen ehemaligen Diener erkannte, der also wirklich sein Glück gemacht habe. Da es ihm vom Großvezír freigestellt wurde, sich eine Gnade zu erbitten, verlangte und erhielt Sulejmán Bej das Sandžak Ohrid. Auf seinen Jagden kam er auch einmal nach Tirana, damals ein Dorf von 15 Häusern. Die Gegend gefiel ihm so ausnehmend, daß er Moschee und einen Bazar daselbst baute und nach seinem Tode dort begraben zu werden wünschte, was auch geschah.

Sein letzter Nachkomme, Hadži Edhém Bej, wurde von dem mächtigen Bej von Kruja vertrieben und irrte Jahre lang als Betteldervìš durch Anatolien. Ende der zwanziger Jahre kehrte er nach Albanien zurück und wurde von Mustafá Pašá in seinen alten Besitz von Tirana eingesetzt. Da er dem Pašá treu blieb, wurde er von Meheméd Rešíd Pašá nach Gefangennahme Mustafá Pašás (1832) abgesetzt und flüchtete sich nach Elbasán. Doch ver-

---

*) Geschichtlich erwiesen ist jedoch, daß schon zu Zeiten Skanderbegs eine Stadt Tirana vorhanden war, welche von Barletius als „major" bezeichnet wird und somit auch eine „minor" voraussetzen läßt.

söhnte er sich später mit seinem Feinde und gab ihm seine Tochter zur Frau. Von ihr stammen die reichen Bejs von Tirana ab, deren einer (Ahmed Bej) Mudír dieser Stadt war.

Durres (Durazzo).

Als ich mich diesem Haupthafen Mittelalbaniens von der Seeseite näherte, erfuhr ich eine arge Enttäuschung. Ich hatte in dem alten hochberühmten Dyrrhachion eine Stadt etwa von der Größe und Bauart von Corfù erwartet. Statt dessen zeigte sich mir ein zwar malerisch gelegenes, aber seiner Ausdehnung nach unbedeutendes Dorf. Gleich Dulcigno steigt der Ort amphitheatralisch an und erinnert mit seinen verfallenen Festungsmauern an Návpakto (Lepanto). Als ich aber an das Land stieg und durch die Straßen schritt, mußte ich mir gestehen, daß Durres an Armseligkeit und Schmutz kühn mit allen türkischen Provinzialstädten wetteifern könne.

Durres hat heute etwa 250 Häuser mit fast 1500 Einwohnern, davon 180 Katholiken, 600 Orthodoxe und 650 Mohammedaner. Außerdem sollen in der Vorstadt noch 200 Zigeuner leben. Die Häuser lagen größtenteils in Trümmern, der Rest waren elende Holzbaracken. Die Gassen boten das Möglichste an Schmutz, Gestank, Unebenheit und Steilheit. Da hier die Hunde nicht, gleichwie in Konstantinopel, die Straßenpolizei versahen, auch keine menschliche vorhanden war, läßt sich dies begreifen. Kein Wunder, wenn dann Durres als Fiebernest berüchtigt ist und von Fremden möglichst gemieden wird, wozu freilich auch das elende Wasser und die nahe Lagune das ihrige beitragen.

Warum Durres auf manchen Karten als Festung bezeichnet wird, sehe ich nicht ein. Im Mittelalter mochte es stark genug sein, heute beschränken sich die ganzen Befestigungen auf die verfallene Umfassungsmauer, wie denn auch 1880 die ganze Besatzung aus 20 Mann mit einer alten Kanone bestand. Die erwähnte Mauer ist aus den Trümmern der alten Stadt erbaut, denn viele der inmitten eingemauerten Steinblöcke zeigen altrömische Inschrif-

ten, aber auch byzantinische Bildhauereien und sind offenbar erst von den Venezianern oder Türken, wie es eben kam, eingesetzt worden.

Die Stadt hat mehrere in Moscheen umgewandelte alte Kirchen, von denen jene nahe der Porta Marina (Seetor) der heiligen Maria geweiht war. Die Katholiken besitzen eine Pfarrkirche. Ihr Erzbischof wohnt aber nicht hier, sondern weit nördlich, unweit des Flusses Mat in Delbinište, wo ich ihn sah. Die Reihe der Bischöfe reicht bis in das fünfte Jahrhundert hinauf, der zweite namens Astius soll unter Trajan hingerichtet worden sein. Auch die Orthodoxen besitzen eine Kirche.

Der Hafen oder vielmehr die Reede ist sehr ausgedehnt und gilt, trotzdem sie gegen Süden offen ist, als ziemlich sicher. Ich kann wenigstens aus eigener Erfahrung bestätigen, daß wir, obwohl unter heftigem Sciroccosturm einlaufend, ganz ruhig vor Anker lagen. Freilich hat der Sturm im Februar 1846 von zwanzig hier ankernden Schiffen sechzehn derart auf den Strand geschleudert, daß nur zwei wieder flott gemacht werden konnten. Nachdem manche jener Fahrzeuge drei Anker ausgeworfen hatten, erklärte man diesen Unfall aus dem schlechten Zustande des Grundes, welcher durch das Ballastauswerfen immer ärger wurde. Die große Lagune, welche sich im Norden der Stadt ausdehnt, soll ehemals durch zwei tiefe Kanäle mit dem Meere verbunden gewesen sein und Galeeren getragen haben; den in der österreichischen Küstenaufnahme und darnach auf den anderen Karten eingetragenen Verbindungskanal mit Brücke kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben, obwohl ich auf meinem Ritt nach Tirana über ihn gekommen sein müßte. Da jedoch der Strand an jener Stelle kaum wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so ist es leicht möglich, daß Springfluten über den Küstensand in die Lagune schlagen.

Durres, von den Italienern Durazzo, von den Serben D r a č genannt, wurde von einem unter dem Mudir von Kavaja stehenden Kajmakam verwaltet, dem ein Ha-

fenkapitän zur Seite stand. Der österreichische Konsul, welcher verdammt ist, in Durres zu wohnen, ebenso der Agent des Lloyd, sind herzlich zu beklagen. Ich möchte um keinen Preis der Welt dort wohnen.

Die Hauptstraße, welche sich indeß nur durch ihre Länge von den anderen Gäßchen unterscheidet, führt durch die Stadt zum Landtor, vor welchem der Bazar und eine Vorstadt liegt, von der man freiern Ausblick hat. Die Bevölkerung ist ziemlich herabgekommen. Zigeuner und Zigeunerinnen (letztere nicht nur unverschleiert, sondern auch unbekleidet) trieben sich stets auf der Gasse umher, so daß man fast glauben konnte, sie bildeten den Hauptteil der Bevölkerung. Die vornehmen Damen aller drei Religionen zeigen sich nur selten und dann verschleiert auf der Straße. Die männliche Bevölkerung ist größtenteils ärmlich und zeigt nichts von dem stolzen Auftreten der Albanesen in anderen Städten. Und doch — welche Geschichte hat Durres und welche Wichtigkeit besaß Dyrrhachion im Altertum und Mittelalter!

Mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt war ich bald fertig; denn sie bestanden nur in dem fußhohen Kot, in bewunderungswürdig elendem Pflaster, in schauerlichen Hausruinen und in verfallenen Festungsmauern, auf denen — eine ganze Kanone stand!

Unteralbanische Städte.

Kavaja bietet wenig Interesse. Es sieht größer aus, als es ist, weil seine Häuser weit verstreut liegen. Doch dürfte es kaum mehr als 7000 Einwohner zählen, darunter 800 Zinzaren und 1200 Orthodoxe, der Rest Mohammedaner.

Pekinj besteht aus einem etwa 100 Häuser zählenden Kern, der in Gruppen über Hügelland zerstreut ist und mehrere entlegene Vororte besitzt. Den Mittelpunkt nimmt der Bazarplatz mit einer eleganten Moschee und einem Uhrturm ein. In der Nähe ein Holzpalast der vornehm-

sten Familie. Von den 1000 Einwohnern sind die meisten Mohammedaner; daneben Orthodoxe und Zinzaren.

Elbasán ist eine überwiegend mohammedanische Stadt: 10 000 Mohammedaner gegen 1000 orthodoxe Kryptoserben und 400 orthodoxe Tosken. Letztere wohnen um die alte Festung herum, bei der sich auch die alte Metropole befindet. Auffallend viel Zigeuner gibt es in den Straßen, und es wäre nicht unmöglich, daß die Hälfte der Mohammedaner, wenn nicht mehr, aus Zigeunern besteht.

Berat, im Mittelalter „Beligrad" („Weißenburg") genannt, besteht aus verschiedenen getrennten Vierteln, deren ältestes, das Kástron (Burg), auf steilem hohem Felsen liegt. Es enthält einige altertümliche Geschütze, von denen eins die Jahreszahl 1684 trägt und von den Venezianern stammen dürfte. Daneben liegen viele rostige Eisenkugeln auf der Bastei. Auch der Bischof wohnt im Kástron. Am Fuß des Berges befindet sich die Marienkirche. Die Unterstadt ist langgestreckt, zieht sich am Fuße des Osum hin und dringt in einige Täler ein. Auf der Südseite des Flusses liegt das Viertel Gorica (serbisch „Berglein"), das heute von (angeblich) 3000 Zinzaren bewohnt ist. Die ganze Bevölkerung soll 18 000 Einwohner zählen, darunter die Hälfte Mohammedaner. Weder Osmanli noch Hellenen gibt es in Berat; die 6000 restlichen Orthodoxen sind Tosken.

Avlona (von den Venezianern in Valona verhunzt) liegt nicht am Meere, von dem aus man nur die Minarete über die Bäume hervorragen sieht, sondern über 2 km weit von der „Skala", dem Landungsplatz. Die Reede ist wohl offen, aber ziemlich geschützt und mit Geld ließe sich schon ein guter Hafen anlegen. Die Stadt selbst ist ein elendes Fieberneſt, auf der Ostseite amphitheatralisch von Hügelketten eingeschlossen, die große Hitze zurückstrahlen. Ich glaube nicht, daß Avlona mehr als 3000 Einwohner zählt, obgleich es viel größer aussieht, weil es zwischen Baum- und Buschwerk weit zerstreut ist. Minarete ragen

heraus. Die Bevölkerung ist sehr herabgekommen und stark gräcisiert. Es sollen etwa 1500 Mohammedaner und ebensoviel orthodoxe Tosken sein, die aber mit Griechenland liebäugeln. Etliche sind auch italienisch gesinnt und sprechen italienisch, so wie die Škodraner Katholiken. Bezeichnend ist, daß soeben der — Oberlastträger als „einzig geeignete Person" zum Hafenkapitän ernannt wurde!

14. Ausflug nach Drivasto.

Das geschichtliche Interesse, welches sich an Drivast (heute Drišti) knüpft, bewog mich, in Begleitung mehrerer Freunde einen Ausflug von Škodra nach Drivast zu machen.

Es war erst halb vier Uhr nachmittags, als wir aufbrachen und die Sonne ergoß ihre brennenden Strahlen über die Ebene. Die Albanesen waren daher der unmaßgeblichen Ansicht, daß wir — verrückte Franken seien. Wenn wir aber noch vor Einbruch der Nacht zurück sein wollten, durften wir nicht später aufbrechen.

Unsere Pferde sprengten im Galopp durch die Straßen, daß die Kinder und Müßiggänger scheu auseinanderstoben. Nach einigen Minuten hatten wir Škodra hinter uns. Die „drei Bäume" entschwanden unseren Blicken, und schon wollten wir in Carrière über die Fuša Stoji sprengen, als wir den Abgang eines Reiters bemerkten. Was war aus Herrn Evans*) geworden?

Wir kehrten rasch um und suchten. Richtig, da stand der Vermißte noch in der letzten Straße der Stadt und schnallte sich den Steigbügel länger. Beruhigt ritten wir weiter. Aber es dauerte nicht lange und Herr Evans rief uns zu: „Bitte, meine Herren, einen Augenblick zu halten; ich muß meine Bügel kürzer schnallen."

Noch bewahrten wir Ernst und Geduld. Als aber nach wenigen Minuten Herr Evans abermals um Halt

---

*) Der berühmte Altertumsforscher, welcher jetzt die Ausgrabungen des Labyrinth auf Kreta leitet.

bat, weil sein Sattel zu lose geschnallt sei, schüttelten wir schon bedenklich die Köpfe.

Es sollte aber noch schöner kommen! Nach weiteren fünf Minuten mußten wir unserem Freunde Zeit gönnen, abzusteigen und die verlorene Reitgerte aufzulesen, und unmittelbar darauf stieg er ab, weil er sich einbildete, sein Pferd habe ein Eisen verloren.

„Dies ist hoffentlich die letzte Störung", meinte Herr Skinner (Berichterstatter der „Daily News") lachend, „oder gedenken Sie noch öfters abzusteigen?"

Herr Evans schwor hoch und teuer, dies sei das letzte Mal gewesen.

„Also schnell, das Versäumte einholen!" rief der junge Jack (Sohn des englischen Minister-Residenten Kirby Green) und gab seinem Pferde die Sporen. Dieses, ein prachtvoller arabischer Hengst, riß aus und jagte mit fabelhafter Schnelligkeit dahin. Herrn Evans' Pferd, wahrscheinlich schon durch das fortwährende Absteigen seines Reiters gelangweilt, setzte ihm nach und unsere Tiere folgten der tollen Jagd. Aber schon nach wenigen Sekunden sahen wir etwas durch die Luft und über unsere Köpfe hinweg wirbeln — Herr Evans hatte seinen riesigen, weißen, indischen Helm mit dem langen flatternden Tuch verloren!

Natürlich bewog ihn dies zu abermaligem Halt, Absteigen und Suchen der Kopfbedeckung, während wir fluchend und schimpfend warten mußten. Aber noch zweimal verlor der Unglückliche seinen Helm, so daß er schließlich auf den Gedanken verfiel, sich denselben mittels des langen Tuches um den Leib zu binden. Schallende Heiterkeit begrüßte unseren Freund, als er in diesem grotesken Aufzuge weiter ritt. Der hin und her baumelnde Helm glich einem umgebundenen Weihwasserkessel.

Aber die Hand der Vorsehung lastete an diesem Tage schwer auf des Engländers Haupt! Schon nach kurzer Zeit kam er zur Erkenntnis, daß die Sonne stechend auf seinem bemoosten Haupte ruhe und er sich einem Sonnenstich

aussetze. Er bat uns daher abermals, zu halten und erklärte uns seine Absicht, heimkehren und ein anderes Mal den Ausflug zu Fuß unternehmen zu wollen. Dies war gut, denn sonst wären wir vor 24 Stunden nicht ans Ziel gelangt.

Nunmehr jeder Störung ledig, ging es rasch vorwärts. Die Ebene, auf welcher wir dahinsprengten, ist 50 Kilometer lang und anfangs 6, später 15 Kilometer breit. Einige kleine, aus dem Boden aufragende Felspartien bei Grizi abgerechnet, ist die Ebene spiegelglatt und würde von einem weniger faulen Volke in herrliche Äcker verwandelt werden.

Ein Seitenarm des Kiri, den ich bei meiner Ankunft noch mit hohem Wasserstand sah (ein Pašá ertrank vor einigen Jahren im Kiri), war jetzt gänzlich ausgetrocknet. Wir übersetzten ihn und jagten quer durch die Ebene dahin. Vereinzelt stehende Bäume bilden die Richtungsmarken. Nach einer halben Stunde langten wir bei der Venezianerbrücke an, ein antikes Werk von 13 Bögen (davon allerdings nur die Hälfte von Bedeutung), aber in so schlechtem Zustande, daß man vom Pferd absteigen muß. Der Kiri enthielt noch einige Wasserreste, die eine prächtige smaragdgrüne Farbe aufwiesen.

Unmittelbar hinter dieser Brücke begann der Weg schwierig zu werden. Von da an fließt nämlich der Kiri (d. h. sein Oberlauf) in einem engen Felsentale. In die Wände, welche sein Bett einfassen, sind auf beiden Seiten schmale Pfade gegraben, welche mich gleich der ganzen Gegend sehr an die montenegrinische Steinwüste der Granica zwischen Cetinje und Rijeka erinnerten. Der Weg folgt den Krümmungen des Flusses, sich in vielen Windungen an die Felsen schmiegend. Hin und wieder lag ein einsames Haus auf dem Wege und wurde von mir mit Entzücken begrüßt, denn ich litt jenen Tag an unersättlichem Durste und füllte sechsmal meine Feldflasche, außerdem bei jeder Station ein Glas um das andere leerend. Wir berechneten, daß ich im Laufe des Tages $5^1/_2$ Liter Wasser trank, ohne daß es mir übrigens irgendwie geschadet hätte.

Nach einer halben Stunde kamen wir an einem Dörfchen vorbei, das auf der Felsenwand über uns lag und ziemlich armselig aussah, wie übrigens alle Maljisorendörfer.

Hinter diesem Dorfe wurde der Pflanzenwuchs etwas frischer. Bewässerungslöcher und ein ebensolcher Kanal zogen sich links von unserer Straße dahin. Die großen Schildkröten, welche bisher so häufig über den Weg gekrochen waren — sie sind oft größer als ein Manneskopf — verschwanden, und die ganze Gegend bekam einen so romantischen Anstrich, daß ich mich in das Rydal-Tal in Wales zurückversetzt glaubte.

In der Folge zwang uns jedoch abermals eine schroffe Felsengegend abzusteigen. Ich ließ dabei aus Bequemlichkeit mein Pferd allein gehen, Jack erschreckte es, es wandte sich zur Flucht, ich konnte es nicht rechtzeitig erhaschen, ebensowenig Herr Skinner, und so sah ich meinen Gaul geradewegs gegen Škodra zurücklaufen, von wo wir jetzt 12 Kilometer entfernt waren. Das konnte schön werden, wenn ich so gezwungen war diesen Weg zu Fuß zurückzulegen!

Glücklicherweise interessierte sich mein Pferd für einen grünen Busch und blieb stehen, um ihn abzunagen. Ich benützte dies, um mich lockend und schmeichelnd zu nahen. Aber so oft ich näher kam, begann das Pferd zu laufen; offenbar fürchtete es eine Züchtigung. Herr Skinner erbot sich zu einer taktischen Umgehung und stieg gegen das Flußbett hinab, um dem Pferde in den Rücken zu kommen. Allein er konnte nicht durch die Hecken dringen und mußte zurück. Unterdessen hatte ich mich vergeblich bemüht das Pferd einzufangen. Wenn ich lief, rannte es desto schneller; ging ich langsam, schlenderte es gemütlich dahin. Unter diesen Umständen wäre ich wahrscheinlich gezwungen gewesen, meinem Gaul bis Škodra nachzulaufen, wenn nicht glücklicherweise zwei Albanesen aufgetaucht wären, denen ich zurief, sie sollten das Tier aufhalten, ohne in meiner Aufregung zu bedenken, daß sie meine englischen Worte nicht verstehen konnten. Sie errieten aber

die Lage, kreuzten ihre langen Flinten und sperrten dadurch den Engpaß, so daß das Rößlein gefangen war. Dieser Zwischenfall hatte unsere Unternehmung neuerdings um 20 Minuten verzögert.

Bald darauf bekamen wir Drivast in Sicht. Es erhebt sich auf einem vereinzelten Bergkegel, dessen eine Seite durch den Kiri, die andere durch den Drišti-Bach eingeschlossen wird, während die dritte Seite durch einen Sattel mit dem sacht ansteigenden Cukali verbunden ist.

Wir überschritten den Bach, hinter welchem sofort der Aufstieg mittels mehrerer Serpentinen beginnt. Nach ungefähr 10 Minuten kamen wir durch die Ruinen eines Turmes, welcher offenbar die Aufgabe hatte, den Zugang zur Stadt zu verteidigen. Er ist, gleich dem Heidelberger Turm, in zwei Teile geborsten, deren eine Hälfte sich dem Wege zuneigt. Nach weiteren 10 Minuten Steigens erreichten wir die Ruinen der ehemaligen Stadtmauern, deren Tor noch ziemlich gut erhalten ist. Vor demselben steht ein mächtiger Baum, vor dem eine Art Bastion Gelegenheit gibt, einen herrlichen Ausblick über das ganze Kiri-Tal zu genießen.

Hinter dem Torwege betraten wir das auf einer großen Terrasse des Felsenberges stehende Dorf Drišti, welches ungefähr 80 Häuser zählt und zum Stamme der Posripa gehört. Der k. k. Vizekonsul Schmucker führte uns in das Haus des ihm bekannten Barjaktars, in dessen Garten wir unsere Pferde grasen ließen, weil der weitere Aufstieg nur für Menschen, Affen und Hunde möglich war. Herr Schmucker, dem die drei schönen Frauen des Hausherrn, die ihre reizenden Gesichter unbekümmert und unverhüllt zeigten, sehr wohlgefielen, beeilte sich, uns den Vorschlag zu machen, hier zu bleiben. Skinner, Jack und ich wollten aber nur ein wenig rasten und dann allein den Gipfel erklimmen, so hübsch auch die Frauen waren und so bestechend ihre Formen wirkten. Nachdem wir daher unter allerlei Grimassen höflichkeitshalber ein paar Löffel einer unappetitlichen albanesischen Nationalspeise hinab-

gewürgt, überließen wir unsern faulen Freund seinem Schicksale und erkletterten unter Führung zweier Albanesen allein den Gipfel. Es war ein äußerst beschwerliches und nicht ungefährliches Stück Arbeit. Unsere drei Hunde keuchten neben uns hinan.

Ich war nicht wenig erstaunt, die beiden Albanesen unter sich serbisch reden zu hören. Erfreut sprach ich sie an und erfuhr, daß es hercegovinische Flüchtlinge aus Nikšić waren. Ich machte nun den Dolmetsch und erfuhr aus ihrem Munde manch' schätzenswerte Nachrichten. Freilich machte mich dies einerseits verdächtig. Schon in Drišti hatte man mich für einen Montenegriner gehalten, obwohl ich mit meinen Freunden englisch gesprochen hatte, und Herr Schmucker versicherte mir, daß es mir ohne seine Verteidigung schlecht ergangen wäre.

Nach halbstündigem Klettern waren wir endlich auf dem Gipfel angelangt. Er besteht aus einer kleinen Hochfläche, welche einst das berühmte Schloß Drivast trug, dessen Umfassungsmauern und Türme noch teilweise in Ruinen sichtbar sind. Aber das Innere ist ganz rasiert und liegt voll Felsstücke. Drivast spielte unter den Venezianern eine große Rolle, war lange Zeit ein Hauptort Oberalbaniens und Sitz von Bischöfen, deren man bis 1336 nicht weniger als 35 zählt. 1332 nennt es der französische Mönch Brocard als eine der sechs von „Lateinern", d. i. Katholiken, bewohnten Städte. Farlati spricht von einem unter den „Instrumenta miscellanea" des geheimen vatikanischen Archivs vorhandenen Diplom des Kaisers Isaak Angelos, welches Michael Angelos und seinem Sohne Andreas, „Herzögen von Drivasto", den Titel von „Grafen von Paštrović" verleiht und ihnen die Privilegien, Rechte und Würden bestätigt, die Kaiser Leo I. der Familie Angelos verliehen. Darüber sagt der Kaiser wörtlich: „Wie wir wissen, haben die Angeli Drivasto gegründet und dort erbaut, wo es jetzt steht, und auf ihre Kosten die Kathedrale sowie die Häuser der Canonici errichtet und mit allem Nötigen versorgt."

Nach Du Cange war zur Zeit des letzten serbischen Nemanja (Uroš) ein Andreas, „welcher von einer berühmten spanischen Familie abstammte", Herzog von Drivast. Er starb 1366 und ließ sein Reich seinem Sohne. Vergleicht man mit dieser Angabe die Behauptung des Barletius, der Herzog von Drivast habe (1443) Peter Hispanus geheißen, so könnte man sie für richtig halten. Doch geht aus den von Professor Hopf entdeckten Aufzeichnungen des Despoten Musaki hervor, daß des Herzogs Name Peter Span gelautet habe. Nun bedeutet allerdings Spanós im Neugriechischen einen bartlosen Menschen und dient als solcher Ausdruck häufig anstatt eines Familiennamens; man könnte also leicht beide Angaben mitsammen vereinigen, wenn nicht der auffallende Unterschied im Vornamen läge. Und zudem liegen Quellen vor, nach welchen Span ebenfalls einem serbischen Geschlecht angehörte (vielleicht Spanić?). Hecquard erzählt nämlich (ohne die Quelle zu nennen), daß der Herzog „Andreas Angelos" von Drivast, Abkömmling der byzantinischen Kaiser, 1440 sich freiwillig unter venezianische Oberhoheit gestellt habe. Acht Jahre später, während Paulus Angelus Bischof von Durazzo war, schlug Andrea Angelo den Angriff Hamzas auf Drivast ab. Letzterer, Neffe Skanderbegs, war nämlich von diesem mit dem Befehl von Balese betraut worden, hatte jedoch eigenmächtig Drivast angegriffen. Der Herzog machte einen unerwarteten Ausfall, brachte die Albanesen in Verwirrung und zersprengte sie vollständig. Hamza rächte sich dafür, indem er die Vorstädte verbrannte und das Land verwüstete.

Der Angriff Hamzas ist allerdings geschichtlich erwiesen, fand aber schon 1446 statt; dagegen reimt sich mit Hecquards Angaben weder Dr. Jirečeks Behauptung, Drivast sei 1395 venezianisch geworden, noch des Despoten Musaki Erzählung, Peter Span habe vier Söhne gehabt, Aleksej, Božidar, Uroš und Mirko, von denen der erste nach Jireček 1467 Herzog von Drivast war. (Bemerkenswert sind die rein serbischen Namen der vier Söhne.)

Den Fall Drivastos erzählt Barletius (Zeitgenosse) auf folgende Weise: „Die Leute von Drivasto waren tapfer und ausdauernd. Während die Türken Škodra belagerten, machten sie fortwährend Ausfälle, bei Nacht um das Lager zu überfallen, bei Tage um Pferde und Lasttiere zu erbeuten. Der Sultan, hiervon in Kenntnis gesetzt, benutzte einen Augenblick, als eben die Besatzung auf einem Streifzug begriffen war, um dem Seriaskér von Anatoli zu befehlen, er solle am 3. August 1477 Drivasto einschließen. (Mit dieser Jahreszahl stimmt obige Angabe nicht überein, denn Škodra wurde erst am 8. Juni 1478 eingeschlossen. Entweder soll es also heißen 3. August 1478, oder die Erstürmung von Drivast fand vor der Belagerung von Škodra statt. Ich halte ersteres für richtiger.)

„Der Seriaskér tat, wie ihm befohlen und griff die schwächste Seite der nur von Greisen verteidigten Wälle an. Nach 16 Tagen waren sie zerstört und der Sultan kam in eigener Person heran. Am 1. September um 4 Uhr morgens stürmten die Barbaren auf ein Zeichen des Sultans von allen Seiten gegen die Stadt und bemächtigten sich derselben. Die überdies noch durch die Pest gelichteten Reihen der Belagerten verteidigten sich hartnäckig und fielen bis auf den letzten Mann. Dreihundert Einwohner, welche gefangen worden, wurden am 4. September angesichts der Wälle von Škodra enthauptet."

Das Geschlecht der Herzöge von Drivast scheint erst 1698 ausgestorben zu sein.

Die Aussicht, welche wir von Drivast aus genossen, war herrlich. Das ganze Kiri-Tal lag in seiner romantischen Farbenpracht zu unseren Füßen. Der blinkende Fluß wand sich gleich einem Silberfaden durch die zackigen Felsen. Und dort über der weiten Ebene lag das anmutige Škodra mit seinen von den grünen Gärten so hübsch abstechenden roten Dächern und dem Kastell als eindrucksvoller Hintergrund. Der blaue See mit dem rückwärts liegenden Taraboš ergänzte das Bild. Im Südosten gewahrten wir das Temali-Gebirge mit seinen versteckten

Dörfern, im Nordosten den hohen Cukali mit einer kleinen Kirche auf halber Höhe. Endlich drüben, am anderen Ufer des Kiri, im Nordwesten den ebenso hohen Maranaj. Soweit unser Auge schweifte, konnte sein Blick auf entzückend schönen Bergpartien und Ebenen ruhen.

Der Abstieg war noch ermüdender, beschwerlicher und gefährlicher als der Aufstieg. Wir holten unsere Freunde beim Barjaktar ab und traten, da es schon spät war, die Heimkehr an. Der Abwechslung halber durchwateten wir den Kiri und setzten auf dessen rechtem Ufer unseren Rückzug fort. Die Gegend war hier allerdings weniger romantisch, aber der Weg auch weniger beschwerlich. Bei der Venezianer-Brücke (welche wir diesmal nicht betraten) erreichten wir wieder den alten Weg über die Ebene. Da es schon halb zehn Uhr war, veranstalteten wir ein Wettrennen, bei dem der kleine Jack mit seinem trefflichen Araberhengst stets die Führung behielt, während Herr Schmucker als zweiter, ich als dritter Reiter folgte. Einen Moment lang schoß Herr Peacock (Sekretär des englischen Minister-Residenten) Allen voran, da sein Pferd durchging. Das war für uns ein köstlicher Anblick, denn bei seinen zwei Yards Länge hatte er das kleinste Pferd, und da Reiten nicht zu seiner starken Seite gehörte, lag er fast auf dem Pferde wie im Bette, den Kopf beim Schwanz, die Füße bei der Nase des Pferdes, ein Bild zappelnder Ängstlichkeit!

---

15. Besteigung des Maranj.*)

„Den Maranaj müssen Sie mit mir besteigen, sobald der nächste Vollmond eintritt, sonst verlieren Sie meine ganze Hochachtung", sagte mir Herr Schmucker, als wir einmal mitsammen nach Raši ritten.

Ich warf einen prüfenden Blick auf den Bergriesen.

*) Auch aus meinem „Oberalbanien" wiedergegeben, in dem 207 Seiten ähnlichen Schilderungen meiner Reisen und persönlichen Erlebnissen gewidmet sind.

„Die Besteigung scheint ziemlich beschwerlich zu sein", warf ich ein. „Seitdem ich den Pentelikon im Schweiße meines Antlitzes erklettert, mir dabei beinahe eine Erkältung zugezogen habe und mit Mühe der Ausplünderung durch griechische Hirten entgangen bin, mich dann verirrt habe und nur durch Zufall halb verschmachtet meinen Führer fand, habe ich derlei Bergbesteigungen verschworen. Ich bin zwar zweimal meinem Eid treulos geworden, aber da handelte es sich nur um Berge zweiter Größe: Rigi und Snowdon."

„Ah bah", versetzte mein Freund, „der Maranaj ist auch nur 1576 m hoch; zudem nehmen wir den Barjaktar von Vorfa als Führer und laden noch unsere Freunde ein."

Herr Schmucker besitzt großes Überredungstalent, ich merkte dies schon aus unseren Tauschgeschäften. Auch diesmal wußte er mir die Aussicht, welche man vom Gipfel des Máranaj genieße, mit so glühenden Farben zu schildern, daß ich mich endlich überreden ließ.

Schwerer ging dies mit unseren Freunden. Anfangs hatte allerdings ein halbes Dutzend zugesagt, als es aber zur Ausführung kam, regnete es Ausreden aller Art. Herr Evans war nachtblind; nach Sonnenuntergang konnte er es nur in Begleitung zweier Freunde wagen, durch die Straßen zu schreiten. Herr Danusso meinte, sein wohlgerundetes Bäuchlein sei solchen Anstrengungen nicht gewachsen. Herr Müller (damals k. k. Vizekonsul, jetzt Gesandter) wurde durch eine Laune des Generalkonsuls zurückgehalten. Herr Canale (Kapellmeister der Liga, ein Neapolitaner) bekam das „Abgrundfieber", als er erfuhr, der Weg führe an Abgründen vorbei und sei lebensgefährlich. Der einzige Herr Peacock zeigte sich als Held, indem er uns begleitete. Er hatte genau vor Jahresfrist den Berg bestiegen, ich mußte daher wirklich seinen Entschluß bewundern, denn mich brächte man kein zweites Mal hinauf.

Am 19. Juni um halb 6 Uhr abends brachen wir von Škodra auf. Unser Diener hatte sein Pferd mit Lebensmitteln aller Art bepackt; Fernrohr, Schnellsieder,

Karten und ein Revolver vervollständigten unser Gepäck. Im Galopp sprengte Herr Schmucker voran; Herr Peacock, zu dessen starken Seiten das Reiten nicht gehörte, wurde durch das Feuer seines Renners fortgerissen und wirbelte dahin wie eine tollgewordene Telegraphenstange von zwei Yards Länge. Bei dem Bestreben, das Feuer seines Pferdes zu mäßigen, verirrten sich seine Beine bis gegen die Nase desselben. Unwillkürlich dachte ich mir: „Jeder Zoll ein Sportsmann!" Leider nahm sich mein Klepper das Beispiel seiner Brüder gar nicht zu Herzen. Das Pferd, welches ich gewöhnlich ritt, war lahm geworden, und ich hatte mir durch den Dragoman das nächstbeste oder vielmehr nächst schlechte andere mieten lassen — es war das elendeste, das ich je geritten habe! Das gute Tier hatte die sonderbare Eigenschaft — stehen zu bleiben, wenn es geprügelt wurde, wahrscheinlich, um dem Reiter diese Arbeit zu erleichtern.

Die anderen Pferde waren schon aus meinem Gesichtskreis geschwunden, als ich absteigen mußte, um einen neuen Reitstock aufzulesen, weil ich meinen ersten Prügel am Gaul entzweigeschlagen hatte. Auf diese Weise erklärt es sich, daß wir erst um 7 Uhr in Boksi anlangten, während ich sonst mit meinem Pferde die 10 Kilometer breite Ebene Fuša Stoji in weniger als einer halben Stunde durchsprengte.

Boksi liegt am Fuße des Maranaj, von dessen Gipfel es in Luftlinie 8 Kilometer entfernt ist. Es ist ein kleines Dorf der Pósripa und ganz hinter Hecken und Bäumen versteckt. Der Vornehmste des Ortes hatte versprochen uns nach Vorfa zu führen, von wo uns sein Schwiegersohn das Geleite geben sollte. Herr Schmucker, welcher bei seinen täglichen Ausritten in die Maljisoren-Dörfer die meisten Einwohner persönlich kannte, hatte die kleine Schwäche, in „österreichischen Sympathien" zu machen, etwas, was Herrn Lippich (dem damaligen k. k. Generalkonsul) nicht gegeben war. Das Mittel meines Freundes war sehr einfach. Er kehrte in alle Häuser ein, ließ

sich daselbst vom Ungeziefer benagen, trank mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung ekelhaften Kaffee, aß mit noch größerer Selbstverleugnung Birnen, welche schmutzige Weiber ganz ungeniert aus ihrem — Busen hervorholten, ja sogar albanesische Nationalspeisen des unappetitlichsten Aussehens, ohne dabei eine Miene zu verziehen, im Gegenteil „mir, mir!" („gut, gut!") stöhnend, und schließlich Trinkgelder hinterlassend, mit welchem selbst die verwöhntesten Pariser Kellner sehr zufrieden gewesen wären.

Bei der dicken Freundschaft, welche zwischen mir und Herrn Schmucker bestand, war es kein Wunder, wenn ich — allerdings unter leisen Klagen und Fluchen — ihn meistens begleitete und dann zum Handkuß kam. Mein Freund hatte nämlich die Gewohnheit kein Geld mitzunehmen, wenn er wußte, daß ich mit ihm ausritt, und zwar aus zwei Gründen: Erstens dachte er sich, wenn schon einer von uns Beiden ausgeraubt werden solle, möge *ich* es sein, und dann fand er es so angenehm, die lieben Albanesenbuberln und noch herzigeren Mäderln mit *meinem* Gelde zu beschenken. Auch in Boksi mußte ich aus meiner Kacil-Sammlung verteilen.

Nachdem der glückliche Vater im Namen des von mir beschenkten Kindes — Herrn *Schmucker* seinen Dank abgestattet hatte, wurde uns der unvermeidliche schmutzige Kaffee vorgesetzt. Ich hatte in der letzten Zeit ein Mittel gefunden, dem Trinken desselben auszuweichen, ohne die empfindlichen Albanesen zu beleidigen. Ich tat nämlich, als ob der Kaffee noch zu heiß wäre, setzte die Schale neben mich auf die Erde und stieß sie nach einiger Zeit, wie zufällig, um. Ich kann dieses bewährte Mittel nur allen Reisenden empfehlen.

Unsere Rast dauerte keine zehn Minuten und mein Pferd sah mich mit erstaunter Miene Anstalten treffen, es neuerdings zu besteigen. Der arme Gaul war vielleicht schon seit Tagesanbruch auf dem elenden Bazarpflaster herumgetrabt, und jetzt mußte er noch eine Stunde

lang auf echt montenegrinischen Felspfaden dahinstolpern! Aber was konnte ich machen? Von Bokši bis Vorfa windet sich nämlich der Weg — Gott verzeihe mir diesen Ausdruck! — zwischen zwei Felsenketten, Ausläufern des Maranaj. Die Zeit verstrich uns übrigens nicht so langsam. Einesteils bot auch der Weg sein Anziehendes, besonders einige hübsche Ausblicke durch größere Felsspalten auf die große Ebene und kleine Täler am Fuße des Berges; dann wußte uns Herr Schmucker durch seinen unerschöpflichen Anekdotenschatz zu erheitern und schließlich hielt ich Herrn Peacock und er mich für einen drolligen Kauz.

Eine Viertelstunde vor Vorfa wurde der Weg so schlecht, daß wir aus dem Sattel steigen und zu Fuß weiter stolpern mußten. Es war schon finster geworden, als wir die ersten Häuser des Dorfes erreichten. Von allen Seiten schossen die Hofhunde hervor und griffen unsere Waden an. Mit Mühe machte ihnen unser Albanese begreiflich, daß wir „miku" (Freunde) seien. Vor dem Hause des Barjaktar machten wir Halt. Es war halb neun Uhr. Der Mond begann aufzugehen. Die ganze Bevölkerung des Dorfes war auf den Beinen und staunte uns an. Unsere Pferde wurden abgesattelt und der Barjaktar lud uns ein, auf einem luftigen Gerüste Platz zu nehmen, das eigens für uns errichtet worden war. Die dienstfertigen Weiber brachten Teppiche, Strohmatten, Polster und Decken herbei, für welche Herr Schmucker tiefgerührt dankte, was ihn aber nicht verhinderte sofort zu bemerken (natürlich in englischer Sprache): „Ach, jetzt werden wir wieder mit Läusen Bekanntschaft machen!" Der Barjaktar, meinend, unser Freund habe eben seine Rede verdolmetscht, nickte ernsthaft dazu und wiederholte mehrmals: „Po, po!" (Ja, ja).

Der Vizekonsul konnte den Aufbruch nicht erwarten und wollte ohne Nachtmahl sofort die Besteigung beginnen. Aber mit allgemeiner Stimmenmehrheit beschlossen wir — nämlich Herr Peacock, ich und „Dreč" (Teufel — der schwarze Jagdhund des Vizekonsuls) — erst eine eingehende Untersuchung des Mundvorrats zu veranstalten.

Ich hatte Schokolade, Mastig, Reis, Tee, Zucker und Kaffee mitgenommen. Der englische Konsul oder vielmehr seine liebenswürdige Gattin hatte Herrn Peacock mit einem kalten Huhn, Schinken, eingemachter Frucht und einer Flasche Wein versehen, und Herr Schmucker überraschte uns durch Vorzeigen seines mitgenommenen — Brotes. Dazu brachten uns noch die Albanesen Milch und Käse, so daß wir wie Könige speisten. Ursprünglich wollten wir die Hälfte des Mundvorrats für unser morgiges Frühstück aufbewahren; allein nach einer halben Stunde zeigte es sich, daß nur *sehr* wenig übriggeblieben war. Der Vizekonsul beschuldigte mich, wenig *gesprochen*, aber desto mehr *gegessen* zu haben. Ich schob alle Schuld auf Dreč, dessen bittenden Blicken mein schwaches Herz nicht widerstehen konnte, und Herr Peacock, der als Brite auch beim Essen seinen Mann stellte, redete sich auf unseren Diener und die anderen Albanesen aus, welche so wacker mitgehalten hätten. Tatsache war, daß dem Barjaktar die eingemachten Früchte besonders schmeckten und er ein Mittel fand, sich das Glas gänzlich anzueignen. Er steckte nämlich seine schmutzige Hand tief hinein und leckte sie dann ab, dies wiederholend, ehe wir uns von unserm Entsetzen erholt hatten. — *Das Glas blieb sein!*

Kaum waren unsere Mägen beruhigt, als Herr Schmucker zum Aufbruch drängte. Auf die Versicherung des Herrn Peacock, er habe den Maranaj in vier Stunden bestiegen, schlug ich vor, bis 11 Uhr zu schlafen. Der Vizekonsul begann zu toben, aber an dem britischen Phlegma und meiner Faulheit scheiterten alle seine Vorstellungen. Wir erklärten mit Entschiedenheit, noch eine Stunde d. i. bis 10 Uhr rasten zu wollen. Von Schlaf konnte keine Rede sein, weil Herr Schmucker es zweckmäßig fand, seinen Hund Künste machen zu lassen und mit den Albanesen zu schwatzen. Der Grausame zwang mich auch zum Schluße noch, den Rest meiner Kacil-Sammlung unter die Kinder zu verteilen, die natürlich *ihm* dafür gerührt dankten.

Endlich um 10 Uhr brachen wir auf. Erst gingen wir ein Stück Weges zurück, dann wandten wir uns links. Der Pfad stieg sanft an und trotz des steinigen Geländes ging es doch ohne Beschwerden. Nur um meinen Freund zu ärgern, klagte ich: „Wär' ich nur lieber zu Hause geblieben! Herr Müller liegt jetzt behaglich im Bette, während wir die ganze Nacht hindurch bergsteigen müssen."

Der Führer schnitt mir die Rede ab, indem er meinte, wir dürften nicht sprechen und müßten so ruhig als möglich weiter schreiten, weil sich Häuser in der Nähe befänden, deren Insassen sehr mißtrauisch seien und nicht begreifen würden, was der Zweck unserer nächtlichen Wanderung sein könne. Schweigend kletterten wir weiter, aber die Hofhunde witterten uns und begannen heftig anzuschlagen. Der wohlerzogene Dreč hütete sich, in Folge eines warnenden Blickes seines Herrn, ihnen zu antworten und so umschifften wir glücklich diese Klippe.

In Albanien litt ich häufig an unstillbarem Durst. Mit Schrecken bemerkte ich jetzt, daß ich in Vorfa vergessen hatte, meine zur Hälfte Mastig enthaltende Feldflasche zu füllen. Wer beschreibt daher mein Entzücken, als wir über ein winziges Bächlein kamen, dessen Wasser mir köstlich däuchte. Ich trank sofort etwa 20 kleine Becher und füllte dann noch meine Feldflasche. Neu gestärkt verstummten meine Klagen und ich stieg rüstig vorwärts. Der Weg führte in Serpentinen eine Felsenwand hinan, der Mond leuchtete uns und bewahrte uns hierdurch vor Fehltritten; wir waren so naiv zu glauben, es werde immer so fortgehen. Als wir dann gegen 11 Uhr den Gipfel der Wand erklommen hatten, ging es ein kleines Stück in ebenem Gelände fort, bis wir zu einem Dorfe kamen, Vorfa šiper d. i. Ober-Vorfa genannt. Hier füllten wir neuerdings unsere Feldflaschen und setzten nach einer kleinen Rast von 5 Minuten unsern Weg fort. Ein alter Albanese jedoch, welcher vielleicht in uns Späher witterte, ließ es sich nicht nehmen, uns zu begleiten. Er hing sein Gewehr über den Rücken und schritt mit unsern andern Albanesen voran.

Der Weg begann erst von Vorfa šiper an schwierig zu werden. Die Felswände wurden immer steiler, in Ermangelung eines Pfades kletterten wir im Gänsemarsch über die Steine und Felsstücke, wie es eben anging. Diese Besteigung ermüdete derart, daß wir alle fünf Minuten Halt machen und uns eine halbe Minute lang ausschnaufen mußten. Nach jeder Viertelstunde erfolgte ein Halt von mehreren Minuten, während welchen wir uns auf die kalten Steine setzten — glücklicherweise ohne uns zu verkühlen. Meine beiden Freunde waren so naiv, mir zuzumuten, ich solle ihnen während jeder solchen Rast eine Strophe des Suppéschen „Tantum ergo" („Ländlich, sittlich") vorsingen. Die Albanesen, obwohl sie nicht verstanden, schnappten die letzten Worte des Herrn Peacock auf („Please, Sir, to sing!") und riefen mir von nun an unaufhörlich zu: „Sing, sing, sing!" oder vielmehr, wie sie es aussprachen: Zinn, zinn, zinn!

Nach vierstündigem Steigen waren wir noch immer nicht am Gipfel angelangt. Der Mond hatte sich bereits nach Mitternacht hinter die Wolken verkrochen und die Finsternis, welche herrschte, erschwerte uns nicht wenig das Klettern. Eine ebene kleine Wiese mit dichtem Gras war alles, was sich uns an Abwechslung bot. Wir baten den alten Albanesen, sein Gewehr abzufeuern, um das Echo zu erproben, doch weigerte er sich beständig. Wahrscheinlich war es gar nicht geladen, oder ein solcher Schießprügel, daß es gefährlich gewesen wäre, ihn auf die Probe zu stellen. Oder er witterte Verrat und wollte sich nicht wehrlos machen.

Das ungewohnte Wachen und die Anstrengung hatten uns in äußerste Erschöpfung versetzt und es geschah mehrmals, daß der Eine oder Andere sich kaum niedergesetzt hatte, als er auch schon in Schlaf versank und nach ein paar Minuten zum Weitermarsch geweckt werden mußte. Die Albanesen waren besonders faul. Da sie kein Interesse am Erreichen des Gipfels hatten, muteten sie uns zu und boten auch ihre ganzen Überredungskünste auf, uns

vom Weiterklettern abzuhalten. Sie wollten durchaus auf der kleinen Wiese bleiben und dann umkehren. Aber wir Franken sträubten uns aus allen Kräften gegen solches Ansinnen. Dem Alten bemerkten wir, daß es ihm freistehe auf der Wiese zu bleiben, unsere anderen Albanesen würden jedoch kein Geld und nichts zu essen bekommen, wenn sie uns allein den Gipfel erklimmen ließen.

Dies wirkte! In der Hoffnung auch an Geld und Essen teilnehmen zu können, setzte der Alte knurrend seinen Weg fort. Um uns nicht in unseren guten Vorsätzen wankend zu machen, stellte uns Herr Schmucker vor, daß es für uns Ehrensache sei, den erst von einem einzigen Franken (Peacock) erklommenen Gipfel zu erreichen, denn der österreichische Militär-Attaché am Cetinjer Hofe, Herr Hauptmann Sauerwald, kam blos bis Vorfa šiper und erklärte sich dann außer Stande und Lust weiterzuklettern. Und doch hatte er bis dahin noch den wenigst schwierigen Teil des Berges bestiegen!

Um halb drei Uhr erreichten wir eine zweite kleine ebene Wiese, auf welcher zwei Hütten standen. Wir krochen in die eine hinein und machten ein loderndes Feuer an. Ich schlief sofort ein, wurde jedoch bald wieder geweckt, als meine Stiefel zu brennen begannen und die dürren Blätter, mit denen wir feuerten, entsetzlichen Qualm verursachten. Wir hatten noch gute dreiviertel Stunden bis zum Gipfel, die Sonne ging um halb vier Uhr auf, es hieß also sich sputen.

Zum Ärger der Albanesen, welche ebenfalls bereits im Einschlafen begriffen waren, trieb uns Schmucker zur Hütte hinaus und feuerte uns zu einer letzten Anstrengung an. Der Morgen begann bereits zu grauen, wir konnten auf den Mond verzichten und durch einen Wald ging es schnell vorwärts. Wir lasen ein Jeder zwei Äste vom Boden und bedienten uns derselben als Bergstöcke. Ohne diese wären wir (besonders später beim Abstieg) mehr als zwanzigmal gefallen.

Zweimal glaubten wir bereits den Gipfel erklommen

zu haben und jedesmal verlängerten sich unsere Gesichter, als nach Erreichen der vermeintlichen Spitze, eine zweite noch höhere Kuppe auftauchte. Bevor wir den wirklichen Gipfel erreichten, entsandten wir zwei Albanesen nach einem nahen Wäldchen, in welchem Wasser zu finden sein sollte, und setzten mit unserem Diener allein den Weg fort. Ein Steinbock huschte an uns vorbei und wir riefen dem Alten zu, er möge ihn aufs Korn nehmen. Aber der schnitt nur ein klägliches Gesicht und ließ das Gewehr über der Achsel.

Diese letzte Partie der Besteigung schien uns die steilste zu sein und es hieß achtgeben, daß die Voranschreitenden mit dem sich unter ihren Füßen loslösenden Steingeröll, das mit fürchterlichem Gepolter lawinenartig in die Tiefe rollte, keinen der Nachkommenden verletzten. Weil uns das Gepolter Spaß machte, lösten wir mit vereinten Kräften einen etwa 50 Zentner wiegenden Felsblock los und rollten ihn in die Tiefe. Das Krachen der zerschmetterten Bäume, das Prasseln der mitgerissenen kleineren Steine und das Rauschen des Sandgerölls hielten sehr lange an, aber wehe dem Unglücklichen, der sich etwa unten befand! Dreč, welcher den Block für ein großes ihm geworfenes „Apportel" hielt, sprang ihm nach und konnte nur mit Mühe zurückgerufen werden.

Endlich um halb vier Uhr war der Gipfel erreicht. Er besteht aus einer etwa 150 Schritte langen und halb so breiten Fläche ohne Baumwuchs. Kaum waren wir oben, als die Sonne hinter den Bergen auftauchte. Herr Schmucker hatte einen roten Sonnenaufgang mit Alpenglühen à la Rigi erwartet und war daher sehr enttäuscht, als die Sonne ganz weiß und ohne besondere Schönheit hervorkam.

Ich schwitzte stark, war äußerst kühl angezogen und daher wegen des herrschenden Windes einer Verkühlung ausgesetzt. Ich verlangte vom Diener meinen Plaid — der Spitzbube hatte ihn zur Erleichterung seines Gepäckes in Vorfa gelassen! Ich überhäufte den Elenden mit allen

möglichen Schmähungen, knöpfte mich, so gut es ging, zusammen und legte mich an das Feuer. Aber ich konnte jetzt nicht mehr schlafen. Während meine Freunde das Mahl bereiteten, zog ich mein Fernrohr und begann die Aussicht zu würdigen. Diese war allerdings so herrlich und merkwürdig, daß ich mich für meine Mühen und Entbehrungen vollständig belohnt fand. Das ganze Maljisoren-Gebiet lag nämlich zu meinen Füßen und ich lernte seine Bodenbeschaffenheit aus dieser Vogelschau besser kennen, als wenn ich jedes einzelne Tal zu Pferd besucht hätte.

Im Norden starrte ein schroffer, steiler Felsenkegel gen Himmel, fast so hoch wie der Maranaj. Es war der Biškášit, und hinter ihm ließen der Velečik und der ganze Höhenzug der Nordalbanesischen Alpen ihre nackten, zerklüfteten Felsengrate sehen. Im Osten schnitten uns die hohen Berge von Šala und Šoši die Aussicht auf Prizren ab. Aber ein großes Stück des Drin-Tales ließ sich verfolgen. Der Fluß windet sich durch lauter schmale Felsenpässe, welche fast so senkrecht sind, wie der Kazan-Paß an der serbischen Donau. Im Kleinen wiederholte sich dieselbe Erscheinung im Kiri-Tal, welches gerade unter uns lag und sich fast ganz verfolgen ließ. Es nahm sich sehr romantisch und anmutig aus und die Venezianer-Brücke glich einem Spielzeug. Im Südosten erblickten wir das Temali-Gebirge mit den Pósripa-Dörfern. Der Cukáli ragte aus der Gruppe hervor; er ist etwas höher, als der Máranaj. Im Süden zeigte sich uns das Jubáni-Gebirge und der Unterlauf des Drin, die Zadríma, ja sogar Lješ. Südwestlich aber lag in herrlicher Schönheit Škodra zu unseren Füßen, der ganze Lauf der Bojana, deren Mündung bei San Nicolò wir ganz genau unterscheiden konnten.

Natürlich sahen wir auch das Meer bis zu der Stelle, wo uns der mächtige Táraboš, der vom Maranaj aus jedoch nur einem Hügel gleicht, und das mit uns gleich hohe Rúmija-Gebirge die Aussicht auf Ulcin (Dulcigno) und Bar (Antivari) verlegte. Besonders herrlich machte sich aber der See, welchen wir in seiner ganzen Länge

sehen konnten. Die vielen Inseln, die trotz der frühen Stunde bereits kreuzenden Londras mit ihren weißen Segeln — wahre Nußschalen! — endlich die am anderen Ufer liegenden Dörfer: Alles konnten wir mit Hülfe meines Fernrohres deutlich unterscheiden. Obwohl das Kastell von Škodra in Luftlinie 18 Kilometer von uns entfernt war, zeigte mir doch mein Fernrohr die einzelnen Schildwachen, und in den Straßen der Stadt — obwohl sich keine Seele zeigte, hätte ich einen Albanesen ganz gut von einem Franken unterscheiden können. Die Stadt mit ihren aus den grünen Gärten ragenden roten Dächern und dem Kastell im Hintergrunde lag reizend da! Die Bojana-Brücke, die beiden Kriegsdampfer, die Kathedrale, das Spital, das englische Konsulat, alles sahen wir deutlich und genau. Gegen Westen zu überblickten wir die ganze Ebene des nördlichen Seeufers mit ihren Straßen, Häusern, Dörfern, Bächen und ebenso gewahrten wir die Buchten von Hoti und Kastrati nebst dem dahinter vereinzelt liegenden Felsenkegel Hum, dessen Festungswerke das Fernrohr ganz deutlich zeigte. Tuzi selbst — in Luftlinie 25 Kilometer entfernt — wurde durch die vorliegenden Škreli- und Kastrati-Gebirge versteckt, aber einen Teil des Lagers konnten wir genau beobachten. Ebenso das Dorf Nanhelm und die Ebene bis zum Sem. Der Malj Hotit schloß dann unseren Gesichtsumkreis ab. Besonders bemerkenswert waren die Einblicke in die zu unseren Füßen liegenden Täler, welche samt den sie trennenden niederen Bergrücken von den kleinen Stämmen Kastrati, Rioli, Reči, Lohej, Kópliki, Búsahujt, Škreli ꝛc. bewohnt sind. Alle ihre Dörfer waren unseren Blicken preisgegeben.

Während ich so meine Augen weidete, waren die Albanesen mit dem Wasser eingetroffen, meine Freunde hatten Kaffee, Tee und Reis gekocht, die Reste des Schinkens, Käses und Brotes wurden vertilgt, Herr Peacock überraschte uns durch einige Dutzend Cakes, die schnell verschwanden, und um 5 Uhr traten wir wieder den Rückzug an. Wir wollten nämlich nicht in die große Hitze kommen und zur Mittagszeit in Škodra sein.

Diesen Abstieg werde ich nie vergessen! Anfangs gingen wir denselben Weg zurück bis zur Hütte, in welcher wir das Feuer angemacht hatten. Dann aber behaupteten unsere Führer der Weg sei zu lebensgefährlich und führten uns einen anderen Pfad, der bedeutend länger war und dabei — wie es uns schien — erst recht lebensgefährlich. In der Tat hätte uns ein Fehltritt zweifelsohne in die steilen Abgründe gestürzt, deren Saum entlang wir stundenlang stolperten, ohne deshalb merklich bergab zu kommen. Anfangs fügten wir uns in die höhere Einsicht der Albanesen, als wir aber der Karte nach nur um den ganzen Berg herumgegangen waren, ohne hinabgestiegen zu sein, empörten wir uns, ließen die Albanesen allein weitergehen und stiegen kerzengerade in die Abgründe hinab. Es war ein kleines Heldenstück, welches wir da vollführten, denn ein Fehltritt hätte uns den Hals gekostet, und wie leicht war ein solcher gemacht! Ohne unsere improvisierten Bergstöcke wären wir auch schwerlich mit geraden Gliedern heimgekehrt. Herr Peacock hätte beinahe sein Leben eingebüßt, als er einmal abrutschte. Ein Baum, an den er sich stürzend klammerte, rettete ihn. Auch ich kam in Gefahr, als ich einen Felsspalt übersprang, das Gleichgewicht verlor und hinunterrollte. Glücklicherweise haschte ich noch rechtzeitig nach einem Strauch, so daß sich mein ganzer Schaden auf einige Quetschungen und Abschürfungen belief. Ob dem Vizekonsul auch etwas widerfuhr, weiß ich nicht, weil er mit dem Diener den Abgrund an einer anderen Stelle hinabstieg.

Am Fuße desselben angekommen, erwarteten wir die anderen Albanesen und schritten dann über eine kleine gutbewachsene Ebene, auf der wir unter dem Schatten eines Baumes rasteten. Aber dies dauerte nicht lange. Die Hitze wurde unerträglich, obschon es erst 7 Uhr war, denn das fortwährende Klettern auf den harten Steinen erhitzte fast ebenso, als es ermüdete. Nach einiger Zeit erreichten wir einen halbwegs leidlichen Waldweg, der uns um 8 Uhr zu einem Dörfchen führte, in welchem wir

Rast machten. Seit unserem Aufbruch vom Gipfel hatten wir nicht getrunken und allen klebte die Zunge am Gaumen. Wir stürzten uns daher wie Verrückte auf die Wasserkrüge und tranken sie aus. Besonders der arme Dreč, welcher seit 12 Stunden nicht getrunken hatte, soff, daß wir fürchteten, er möchte platzen.

Der alte Albanese verließ uns hier und schien mit dem erhaltenen Rubel (17½ Piaster) sehr zufrieden. Die Hütte, in welcher wir rasteten, war nämlich die seinige. Seine Frau, eine hübsche Person, erschien und bediente uns; da sie aber so naiv war, halbnackt zu kommen, zankte er sie aus, befahl ihr, das Hemd zu schließen und sich zurückzuziehen.

Nach einer Viertelstunde brachen wir auf und setzten unseren Weg fort. Wir kamen jetzt auf den alten Pfad zurück, der uns gestern die erste Felsenwand hinangeführt hatte. Um halb zehn Uhr langten wir in Vorfa an, wo wir frühstückten, d. h. jeder ein halb Dutzend Gläser kalter Milch tranken und Maisbrot dazu aßen. Ein hübsches Mädchen von zwölf Jahren verliebte sich auf der Stelle in Herrn Schmucker (der damals ein sehr interessanter junger Mann war) und verursachte uns durch ihre Zärtlichkeit großen Spaß. Wir waren leider zu hungrig, müde und schläfrig, um noch lange zu liebäugeln, eine Beschäftigung, die aber Herrn Schmucker Lebensbedürfnis zu sein schien. Er mußte es sich dafür später gefallen lassen, bei Tahir (so hieß nämlich der Barjaktar von Vorfa) Gevatter zu sein.

Doch unsere Rast währte kaum eine Stunde, dann hieß es, die Pferde satteln und abreiten. Tahir zeigte uns einen näheren und schöneren Weg, auf dem wir schnell nach Škodra kamen, wo wir um 1 Uhr eintrafen, nachdem wir während der letzten 19½ Stunden 5 im Sattel gesessen, 11½ auf den beschwerlichsten Pfaden umhergeklettert und nur 3 gerastet hatten. Vom Schlaf war seit 36 Stunden keine Rede gewesen. Desto besser schliefen wir aber dann in Škodra! Ich wenigstens, 15 Stunden ohne Unterbrechung!

16. Wie man in Albanien reist.

Um dem Leser einen Begriff zu geben, welche Unannehmlichkeiten das Reisen in Oberalbanien manchmal bietet, (Unteralbanien ist weit besser!) gebe ich nachstehend einige Stellen aus meinem „Oberalbanien" wieder:

„Um halb neun Uhr erreichten wir den Gipfel des Maneze-Bergrückens. Zu unseren Füßen lag eine fruchtbare Ebene, durch welche sich der Arzén in mannigfachen Windungen schlängelte. Der Regen hatte bereits nachgelassen. Wir stiegen jetzt zum Arzén hinab. An seinen Ufern schimmerten die Häuser des Dorfes Bješka, doch ließen wir dasselbe links liegen, indem wir dem linken Ufer des Flusses entlang stromauf ritten. Dieses „entlang" ist aber keineswegs so aufzufassen, als ob wir uns dicht an Ufersrand befunden hätten. Der Arzén lag tief unter uns, denn die Kante, auf welcher wir ritten, befand sich mindestens 50 bis 60 Meter oberhalb des Wasserspiegels und fiel gegen diesen in einem Winkel von etwa 45 Grad schroff ab. Dieser Abhang bestand aus Erde, welche durch den mehrtägigen, unaufhörlichen Regen gänzlich durchweicht war. Als ich daher den Suvari, welcher unseren Zug eröffnete, Anstalten treffen sah, diesen Abhang hinabzureiten, wurde mir nicht wohl zumute, denn ich hielt es für unmöglich, daß ein Pferd dies ausführen könne. Statt daher dem Suvari zu folgen, hielt ich meinen Renner an und wartete den Erfolg ab.

Lange weigerte sich der Gaul des Gendarmen, doch fortwährende Spornstöße zwangen ihn schließlich, mit den Vorderfüßen über den Rand zu steigen. Zufällig war an dieser Stelle etwas härtere Erde und das Pferd glitt nicht den Abhang hinab, wie ich erwartet hatte. Etwas beruhigter zog es daher auch seine Hinterfüße nach.

Die Stellung war eine sehr fatale. Wenn das Erdreich plötzlich zu rutschen begann, mußten Roß und Reiter in den brausenden Arzén stürzen und bei der Höhe des Sturzes war ein tödlicher Ausgang unvermeidlich.

Glücklicherweise war es nicht nötig, zum Arzén hinabzusteigen; es handelte sich bloß darum, einige Schritte längs des Abhanges zu machen und dann wieder die Kante zu erklimmen. Aber auch dies war lebensgefährlich genug. Beim zweiten Schritt des Pferdes glitten dessen Hufe an dem weichen Erdreich ab und der Suvarí begann zu sinken. Schon glaubte ich ihn verloren, aber sein Pferd raffte alle Kräfte zusammen und erreichte nach gewaltiger Anstrengung glücklich den Rand der Kante.

Klopfenden Herzens und mit verhaltenem Atem hatte ich diesem aufregenden Schauspiele zugesehen. Das Leben des Suvarí hatte an einem Haare gehangen. Jetzt kam an mich die Reihe. Ich frug meinen zweiten Suvarí, ob es denn gar keinen andern Weg gäbe. Er verneinte.

Mehr als den Kopf kann's nicht kosten, dachte ich mir, und mit diesem mageren Troste gab ich meinem Pferde die Sporen. Es blickte in den Abgrund hinab, in dessen Tiefe der Arzén schäumte, und — nahm reißaus. Unerbittlich führte ich es wieder an den Rand der Kante und machte von meiner Reitgerte ausgiebigen Gebrauch. Wahrscheinlich in dem Gedanken, daß die höhere Einsicht des Reiters die Möglichkeit der Passage wohl erwogen habe, bequemte sich endlich das Pferd zum Gehorsam. Mir war ungefähr so zumute, wie dem Verurteilten, wenn er das Schafott betritt. Ich mußte mich im Sattel ganz zurücklegen, um das Pferd nicht durch das Übergewicht hinabzureißen. Sorgsam wendete mein Gaul, nachdem er den Abhang betreten, nach rechts, mit merkwürdiger Vorsicht vor jedem Schritte mit dem Hufe genau prüfend, ob das Erdreich noch Halt genug habe, um nicht mit uns abzurutschen. Als wir dann wieder die Kante erklimmen sollten, legte ich mich ganz auf den Hals des Pferdes und erleichterte ihm dadurch die letzte Anstrengung.

Ich war auf diese Weise glücklich der Gefahr entronnen, noch aber bangte mir für mein Packpferd. Aber auch dieses nebst dem Führer und dem zweiten Suvarí passierte ohne Unfall die schwierige Stelle.

In einiger Entfernung vom Arzén, der immer in der Tiefe floß, ging es nun lustig vorwärts. Der Weg war allerdings über alle Beschreibung elend, und ich dachte über den Zeichner der Generalstabskarte, welcher ihn als „Fahrstraße" mit doppelten Strichen gezogen: „Herr, verzeih' ihm, denn er wußte nicht, was er tat!" Mitunter kamen einzelne gepflasterte Strecken zum Vorschein — aber o Himmel, welch' ein Pflaster war dies! In Österreich habe ich mich oft geärgert, wenn ich bei meinen Spazierritten auf frisch angeschotterte Straßen stieß; nun, wenn ich behaupte, daß ich lieber fünf Stunden lang auf solchen, als eine einzige auf einer „gepflasterten" türkischen Straße reiten würde, wird man sich einen kleinen Begriff von der Art dieses Pflasters machen können! Ich und mein Pferd zogen es auch immer vor, wo es ging, neben diesem Pflaster in dem fußhohen Kot zu reiten. . . . ."

„Hinter Peza vogélj stießen wir auf ein nicht unbedeutendes Hindernis. Es war dies ein Wildbach mit reißender Strömung. Auch hier (wie überall) standen von der Brücke nur noch die gemauerten Enden, doch lief ein schmaler Holzbalken hinüber, auf dem Blondin vielleicht ohne Schwierigkeit gegangen wäre, der aber für uns und besonders für die Pferde unmöglich war. Es galt demnach, den tosenden Wildbach zu durchwaten.

Das Wasser war trüb, und wir hatten von seiner Tiefe keine Ahnung. Nur schlossen wir aus der bedeutenden Strömung, daß die Tiefe entsprechend sein müsse. Omér trieb sein Pferd in den Bach. Kaum hatte es zwei Schritte gemacht, als es bis an den Bauch einsank und von der Strömung fortgerissen wurde. Wäre Omér nicht ein so ausgezeichneter Reiter gewesen, so waren beide verloren. Er blieb kaltblütig, setzte sich so zurecht, daß sein Pferd nicht aus dem Gleichgewicht kam und ließ es schwimmen bis es eine Stelle erreichte, wo es festen Fuß fassen konnte. Dann gewann er wohlbehalten das andere Ufer.

Ich hatte mit begreiflicher Aufregung den ganzen Verlauf dieser Szene verfolgt und spürte keine Lust, es dem Suvari nachzutun. Erst nach den wiederholten Versicherungen des Führers, es gäbe keinen anderen Weg, bequemte ich mich dazu. Durch das Beispiel Omérs gewitzigt, führte ich mein Pferd ein paar Schritte stromaufwärts und trieb es dann so in den Bach, daß es mit dem Kopfe gegen die Strömung stand. Auf diese Weise konnte es sich leichter halten und derselben Widerstand leisten.

Das Gefühl im Sattel war ein sehr unangenehmes. Die geringste falsche Bewegung, die ich machte, konnte das Pferd aus dem Gleichgewicht bringen und es den Boden verlieren lassen. Das Wasser reichte mir bis zu der halben Höhe der Stiefel und bei jedem Schritte schwankte das Pferd, als könnte es der Strömung nicht länger widerstehen. Um in kein Loch zu geraten, tastete es sich behutsam vorwärts. Wenn ich in das Wasser blickte, dessen Wellen blitzschnell hinabschossen, schien es mir, als stünde dasselbe still, während das Pferd gleich einem Kahn stromaufwärts fahre. Glücklicherweise war der Wildbach nicht sehr breit, und so wurde ich bald aus dieser unangenehmen Lage erlöst.

Schlimmer ging es meinem Packpferde. Es wurde von der Strömung fortgerissen und schon fürchtete ich, es möchte das Gleichgewicht verlieren. In diesem Falle mußte es von der Ladung hinabgezogen und umgewendet, ertrinken, und mein Gepäck war gänzlich verdorben, weil es sich in zwei gewöhnlichen Säcken befand. Glücklicherweise sprengte Omér hinab und noch einmal in das Wasser, fing das schwimmende Pferd auf und führte es sicher an das Ufer. . . . ."

„Während wir so unsern Weg fortsetzten, fiel plötzlich ein Schuß. Niemand beachtete ihn. Ein zweiter folgte. Wir wurden aufmerksam. Ein dritter Schuß; Omér und ich blickten umher, konnten aber den Schützen nirgends erspähen. Die vierte Entladung bewog mich,

das Pferd anzuhalten und das Glas zur Hand zu nehmen. Omér rief mir zu, nicht stehen zu bleiben und kaum hatte er geendet, als ein fünfter Schuß krachte und diesmal eine Kugel pfeifend zwischen uns hindurchfuhr. Noch immer konnten wir nicht entdecken, wo der Schütze stand, aber nach dem Knall zu urteilen, mußte er in einem etwa 1000 Schritte von uns entfernten Walde stecken. Omér gab seinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp davon, ich tat desgleichen. Noch einen sechsten Schuß vernahmen wir, dann war alles ruhig.

Am unangenehmsten waren mir immer die Flußübergänge, denn die Pferde wateten oft bis an den Bauch im Wasser, ein Fehltritt konnte sie stürzen machen, die Strömung war oft sehr heftig und wegen der Undurchsichtigkeit des Wassers mochte es einmal geschehen, daß die Pferde entweder in ein Loch kamen, wodurch sie das Gleichgewicht verloren oder auch plötzlich in tiefe Stellen. Und leider gehörten gerade diese Flußdurchwatungen zur Regel. Mein Pferd war daher kaum trocken geworden, als wir wieder den Terkús, dann mehrmals die brausende Zeza durchwaten mußten. . . . . . ."

„Hinter Teké-Bala beginnt der Šperdet-Wald, welcher eine Ausdehnung von acht Stunden hat und mir noch viel Ungemach verursachen sollte. Nach der Karte hätte ich in einer halben Stunde Drvén erreichen sollen, es scheint jedoch, daß Omér den Weg nicht genau wußte und sich verirrte, denn wir brauchten fünf Viertelstunden dazu, dabei fortwährend durch einen endlosen Sumpf watend, in dem die Pferde bei jedem Schritt bis an die Knie einsanken, während Kröten und Frösche uns lustig umhüpften, Unken ihr monotones u—u—u riefen und allerlei Schlangen vorbeizischten.

Seitdem ich in Wales gelegentlich eines Ausfluges nach Cwm Elan in einen Sumpf geraten, plötzlich unvermutet bis über die Knie stecken geblieben und mit genauer Not dem gänzlichen Versinken entgangen war, habe ich eine heilige Scheu vor den Sümpfen. Man glaubt

seinen Fuß auf festen Boden zu setzen und siehe da, wie durch eine Versenkung wird man in unergründliche Tiefe gezogen.

Ich folgte daher den Spuren Omérs, während der Führer, welcher sich nicht genau hinter mir gehalten hatte, in eine Stelle geriet, wo sein Pferd bis an den Bauch versank und nicht mehr weiter konnte. Auf sein Hilfegeschrei kehrten wir um, zogen ihn und das Gepäck auf unsere Pferde, worauf es dann seinem ledigen Pferde gelang, sich herauszuarbeiten. Wäre er allein gewesen, hätte er jämmerlich umkommen müssen. . . . ."

„Hinter dem Pfarrhause von Drvén ging es steil bergan; anfangs über Felsen, dann in einem dichten Wald. Der Ritt war sehr unangenehm, denn der (leider) „gepflasterte" Weg machte den Pferden große Schwierigkeiten und die sich verschlingenden Äste und Zweige der Bäume an beiden Seiten des Weges erforderten entweder fortwährendes Bücken des Reiters oder Zerteilen durch Hand und Gesicht. Zudem war dieses Laubwerk beinahe immer mit Stacheln versehen, so daß ich schließlich bei meiner Ankunft in Škodra wie ein Lazarus aussah, da Gesicht und Hände von den Dornen so zerrissen waren, als hätte ich mit einem Heere von Katzen gerauft. Es sind ganz niederträchtige Gebüsche in diesem Albanien!

Gegen Barezani zu, das wir jedoch weit links ließen und gar nicht zu Gesichte bekamen, begann der Abstieg, welcher noch unangenehmer wurde, da die Pferde auf dem elenden Pflaster fortwährend strauchelten und zu stürzen drohten. Aber auch eine sonderbare Idee das, einen Wald zu pflastern! . . . ."

„Eine Stunde lang ritten wir durch Gebüsche und Hecken, über Wiesen und Sümpfe, durch Kot und auf schändlichem Pflaster, bis wir endlich einen Hauptfluß Albaniens erreichten, den Mat, welcher tief genug ist, um ein Durchwaten unmöglich zu machen und breit genug, um die Türken von einem Brückenbau absehen zu lassen. Diese haben daher eine Fähre eingerichtet, welche

an Einfachheit und Gefährlichkeit nur allenfalls in den Indianergebieten Amerikas ihresgleichen hat. Zwei ausgehöhlte Baumstämme sind nämlich aneinander gebunden und nahmen uns samt Pferden und Gepäck auf. Unsere fünf Pferde mußten erst durch List und Gewalt bewogen werden, sich dem unsichern Fahrzeug anzuvertrauen.

Dann standen sie zitternd nebeneinander, die Vorderfüße in dem einen, die Hinterfüße in dem andern Baumstamm. Wir vier Personen und drei Fährleute vervollständigten die neue Argo, welche weder Mast noch Steuer hatte, sondern lediglich durch lange Stangen geschoben wurde. Die Sache war nicht so leicht, da die Strömung heftig. Glücklicherweise verhielten sich die Pferde ruhig und ohne Unfall erreichten wir das andere Ufer, wo die Ausschiffung der Tiere neue Schwierigkeiten verursachte."

„Nachdem wir bereits den Berg von Lješ in Sicht bekommen hatten, machte Omér plötzlich Halt. In einiger Entfernung von uns stand ein Albanese, den blanken Jatagan in der einen, die lange Flinte in der anderen Hand, Pistolen im Gürtel, kurz eine martialische Gestalt von unheimlichem Äußern. Omér nahm bei seinem Anblick den Karabiner von der Schulter, legte ihn vor sich in den Sattel und befahl dem Führer, mit dem Gepäck einen Seitenpfad einzuschlagen; er selbst und der andere Suvarí ritten dem Wachtposten oder Räuber (eines von beiden mußte der Albanese sein) entgegen, während sie mir bedeuteten, ich solle dem Gepäck folgen.

Diese Vorbereitungen, die gänzliche Veränderung unserer Marschordnung und der unbeweglich dastehende Albanese mit seinem gezogenen Jatagan, ließen mich Schlimmes ahnen, und ich bereitete mich ebenfalls auf einen Kampf vor, indem ich die Revolvertasche öffnete und die Hand hineinversenkte, heimlich den Griff der Waffe umklammernd.

Das Gepäck war voraus und wollte auf dem Seitenpfad an dem Räuber vorbeireiten, als dieser dem Führer einen Wink gab, Halt zu machen. Da derselbe gehorchte

und ich wegen der Enge des Weges nicht vorreiten konnte, mußte ich ebenfalls stehen bleiben. Omér sprach unterdessen lange mit dem Albanesen, welcher keine Lust zu haben schien, uns vorbei zu lassen. Ich war darüber höchst empört und fest entschlossen, den frechen Kerl niederzuschießen, falls er es wagen sollte, uns den Weg zu verlegen. Man sagte mir dann in Škodra, dies wäre eine Unvorsichtigkeit gewesen, die mir hätte teuer zu stehen kommen können, da der Albanese sicherlich nicht allein war und auf den ersten Schuß seine Gefährten herangekommen wären. Bei dieser Gelegenheit meinte auch der Vizekonsul, Herr Schmucker, es sei viel besser, sich ruhig ausrauben zu lassen, als Widerstand zu leisten, da auf einen Schuß alles zusammenzulaufen und ohne lange zu fragen auf den Nichtalbanesen das Feuer zu eröffnen pflege.

Wenn dem so ist, kann ich mich allerdings beglückwünschen, daß der Albanese mich damals nicht zwang, von der Waffe Gebrauch zu machen. Omér blieb bei ihm zurück, und wir andern erhielten endlich die Erlaubnis weiter zu reiten. Erst nach einer halben Stunde kam uns Omér wieder nach. Es scheint, daß er den Räuber durch die Mitteilung eingeschüchtert hatte, ich stehe unter dem Schutze des Sultans und die Suvarís wären verpflichtet, mich zu verteidigen. . . . ."

„Schon nach unserem Aufbruch von Kodrokol hatte ich den Abgang zweier Zaptjés bemerkt, jedoch diesem Umstande kein Gewicht beigelegt. Jetzt verschwanden ihrer abermals zwei, und da wir zu einer Biegung des Weges gelangten, fielen plötzlich Schüsse; die drei letzten Zaptjés ergriffen eiligst die Flucht und unsere Schar zählte nunmehr, den Čauš mitgerechnet, im ganzen nur noch vier Köpfe. Wir zogen unsere Revolver und gaben in der Richtung Feuer, aus welcher die Schüsse gefallen waren. Dann sprengten wir vorwärts, sahen jedoch nur die Staubwolke fliehender Reiter, an deren Verfolgung nicht zu denken war, da sie alsbald im Walde verschwanden.

Pečorica ist ein elendes Dorf von fünfzehn Häusern und gänzlich von Mohammedanern bewohnt. Wir beschlossen hier eine Stunde zu rasten und einen Imbiß zu nehmen, da der achtstündige Weg uns ziemlich hungrig und müde gemacht hatte. Der Handži (Wirt) lud uns ein, ihm in das „Gastzimmer" zu folgen: ein kleines, von Schmutz starrendes, völlig leeres Gemach, dessen Decke so niedrig war, daß ich nur gebückt gehen konnte. Damals erwuchs mir jedoch der Vorteil, daß ich stets auf den Fußboden sehen mußte und demzufolge vor dem Hinabfallen in den Stall behütet wurde. Der Fußboden war nämlich durchlöchert wie ein Sieb, so daß man deutlich die Stalldünste durch die vielen Risse und Spalten aufsteigen sah. Angeblich waren diese Löcher dadurch entstanden, daß die übernachtenden Reisenden hier ihr Feuer angezündet hatten. Außer Kaffee konnte uns der Wirt bloß Ziegenkäse vorsetzen. Nachdem ich mich vergebens bemüht hatte, von demselben etwas abzuschneiden, herrschte ich den Handži an:

— Daj mi sjekiru! (Gib mir eine Axt!) Verwundert brachte er eine solche.

Ich erhob sie zu einem wuchtigen Streiche und ließ sie auf den Käse niederfallen. Es klirrte der Stahl und glitt ab, der Käse hingegen sprang in eine Ecke, wo wir ihn auch liegen ließen."

Nachschrift.

Obwohl das Manuskript dieses Werkes bis auf ein Kapitel bereits am 19. November abgeliefert wurde, verzögerte sich die Ausgabe des Buches dennoch derart, daß mir Gelegenheit geboten ist, noch einige Worte über die mittlerweile einigermaßen geklärte Lage in Albanien zu verlieren.

Zunächst läßt sich aus allem schließen, daß Wilhelm I. „von Italiens und Österreichs Gnaden Fürst von Albanien" (ich vermute, daß dies sein amtlicher Titel sein wird),

ein Opfer der Ratschläge seiner Frau werden wird, die — wie ich Zeitungsnachrichten entnehme — ihren Gatten veranlaßt hat, alle wohlgemeinten Warnungen und Abmahnungen in den Wind zu schlagen. Und doch hätte ihr dabei die Erzherzogin Charlotte zur Warnung dienen können, welche um jeden Preis Kaiserin werden wollte und deshalb ihren Gatten Ferdinand Max in das mexikanische Abenteuer und in den Tod jagte. Mir selbst sind Mitteilungen aus Albanien zugekommen, die ich — ad salvandum animam meam — in Zeitungen veröffentlichte.

Ein serbischer Amerikaner nämlich, der aus Albanien nach Amerika heimkehrte, hatte mir mitgeteilt, daß jene Partei, welche sich in Durres und Kavaja so sehr ins Zeug gelegt hatte, daß Albanien an Serbien angeschlossen werde (vermutlich die Orthodoxen, die von einem unabhängigen, also überwiegend mohammedanischen Albanien die Unterdrückung ihrer Religion befürchten), beschlossen habe, sich des Prinzen zu Wied nach seiner Landung durch einen Handstreich zu bemächtigen oder ihn, falls dies nicht möglich sei, mit seiner Begleitung zu erschießen. Nun sind alle Balkan-Nachrichten immer mit gewisser Vorsicht aufzunehmen, weil dort mehr gesprochen als getan wird, und Enten rudelweis auffliegen; aber so ganz unmöglich war die Sache doch nicht, besonders wenn der Prinz ohne größere Truppenmacht landen sollte. Ich erinnerte an einen ähnlichen Fall aus dem Jahre 1878. Damals beabsichtigte Fürst Nikola seinen feierlichen Einzug in Podgorica zu halten. Durch meinen Freund in Škodra erfuhr ich, daß sich dort im Bazar ein Albanese gebrüstet habe, er und seine Freunde würden bei dieser Gelegenheit den Fürsten erschießen. Obgleich ich mich gerade damals infolge meiner vorhergegangenen 5 Werke mit dem Fürsten in bitterster Feindschaft befand, hielt ich es doch für meine Pflicht, dem eben in Wien weilenden Minister Mašo Vrbica davon Kenntnis zu geben und zu raten, der Fürst möge die Sache untersuchen und seine Vorsichtsmaßregeln gut treffen, denn das spanische Sprichwort sage: „Hombre prevenido

nunca fué vencido" (ein durch Warnung vorbereiteter Mann wurde noch nie besiegt). Daß an der Sache etwas Wahres gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß mir Vrbica später für die Warnung dankte und mitteilte, der Fürst habe sich entschlossen, vorläufig Podgorica nicht zu betreten.

Ich wundere mich auch, daß der Prinz nicht lieber in Škodra residieren wolle, wo ihm die internationale Besatzung Schutz gewähren würde.

Allerdings käme vielleicht da ein anderes Bedenken in Betracht: in Škodra läuft der Fürst Gefahr, von den dort mächtigen Katholiken so verstrickt zu werden, daß es ihn bei den Orthodoxen und Mohammedanern bloßstellen müßte. Durch Klugheit ließe sich allerdings auch dieser Gefahr vorbeugen, wo aber soll der mit den Verhältnissen ganz unbekannte Fürst aufrichtige und gute Ratgeber finden? (Der Italiener Castoldi sicher nicht!) Man darf nicht übersehen, daß sich im neuen Fürstentum die Gegen und die Tosken gegenseitig verabscheuen, also alles, was der Fürst im Interesse der einen tun würde, den anderen mißfallen müßte. Scylla und Charybdis! Und wo ist der Steuermann, der durch diese beiden Wirbel sicher hindurchfährt? Albanien besitzt ja keinen einzigen Albanesen von höherer Bildung und politischem Verstand! Des Prinzen jetziger Berater Nogga läßt ihn „Albanesisch" lernen, doch ist nicht gesagt, ob Gegisch oder Toskisch, und so wird sich immer jener Teil, dessen Sprache nicht zuerst gelernt wird, zurückgesetzt und beleidigt fühlen. Deshalb täte Prinz Wied gut, beide Sprachen zu gleicher Zeit zu lernen. In Albanien ist es aber sehr gefährlich, jemanden zu beleidigen. Oft genügt dazu eine Lächerlichkeit. Man lese darüber auf S. 183 nach!

Aber noch eine Nachricht ist geeignet, uns mit Besorgnis in die Zukunft blicken zu lassen: es heißt, daß die Griechen in Unteralbanien 22 000 Mann ihrer Anhänger bewaffnet und in „heilige Bataillone" eingereiht hätten, de-

ren Aufgabe es sei, nach Abzug der Griechen und nach Einzug des neuen Fürsten den Anschluß an Griechenland zu verkünden und sich *mit Gewalt der neuen truppenlosen* Regierung zu widersetzen. Das könnte ebenfalls für den Fürsten und das Land recht unangenehme Folgen zeitigen.

Die größte Gefahr droht aber dem Fürsten von *Essád Pašá*! Zwar kam aus Albanien die Kunde, *Essád Pašá* habe *Ismail Kemál* Pašá's Beispiel befolgt und seine Machtvollkommenheit „formell" zu Gunsten seines Verwandten Hamdi Bej aufgegeben*), allein gleichzeitig erhielt ich von zwei verschiedenen Seiten Mitteilungen, die auf diese Nachricht ein eigentümliches Licht werfen. Beide Mitteilungen stimmten darin überein, daß sie besagten, Essád Pašá spiele ein *verräterisches Spiel* und habe den geheimen Hintergedanken *sich selbst* zum König von Albanien aufzuwerfen. Nur in der Art, *wie* er dies anstellen will, wichen meine beiden Mitteilungen von einander ab. Beide besagten übereinstimmend, daß Essád Pašá durch seine wiederholten Loyalitätsbeteuerungen und Briefe an den Prinzen zu Wied nichts anderes beabsichtige, als diesen in *Sicherheit* zu wiegen und *nach Albanien zu locken*, aber gleichzeitig den Mächten Sand in die Augen zu streuen. Deshalb wolle er sich auch selbst an die Spitze der Abordnung stellen, die dem Prinzen die „Krone" anbieten soll. Was *dann* folgen soll, wurde mir verschieden geschildert: nach der einen Mitteilung soll es Essád Pašás Absicht sein, dem Prinzen anfangs mit aller Ergebenheit entgegenzutreten und ihn dann bei der ersten guten Gelegenheit — *gefangen zu nehmen*, um ihn als *Geisel* gegen Einmengung der Mächte zu halten. Er würde nämlich dann den letzteren zu verstehen geben, daß es um des Prinzen Leben geschehen sei, wenn fremde Truppen in Albanien landen sollten

---

*) Er kann sie natürlich immer wieder eben so „formell" zurücknehmen und dürfte es auch tun, da er ja selbst eben an eine Zeitung telegraphierte, daß er *seine Stellung behalte*!

und die dort bereits befindlichen nicht schleunigst zurückgezogen würden. Er rechne dann damit, daß die Mächte, um des Prinzen Leben zu retten, nachgeben werden.

Die andere (wahrscheinlichere) Mitteilung schildert seine Absichten anders: danach wolle Essád Pašá die Regierung des Prinzen Wied ad absurdum führen, indem er ihn zu allen möglichen falschen Schritten bewegen würde, die ihn im Lande unmöglich machen müßten. Essád Pašá rechne nämlich damit, daß der Prinz nach seiner Ankunft in Albanien, dessen Verhältnisse ihm gänzlich unbekannt sind, unbedingt eine Person braucht, an die er sich zu halten hätte. Und diese Person würde Essád Pašá sein, weil er in Mittelalbanien gegenwärtig unbeschränkte Macht besitzt und das Heer an seiner Seite hat, das nur ihm ergeben ist und (weil von Mohammedanern zusammengesetzt) gegen einen „giaurischen" Fürsten nur Verachtung hegt, dagegen an Essád Pašá hängt. Letzterer halte es deshalb für sicher, daß der Prinz ihn unbedingt brauchen werde und darauf baue er seinen Plan. Nominell würde der Prinz alle Anordnungen treffen, aber in Wirklichkeit wäre es Essád Pašá, der die Marionette an dem Draht ziehen und lenken würde — natürlich in solcher Weise, wie sie in seine Endziele paßt. Hat der Prinz dann in kürzester Zeit abgewirtschaftet (worüber niemand im Zweifel ist, der die Verhältnisse kennt — die Diplomaten kennen sie natürlich nicht), so würde der Prinz entweder freiwillig gehen oder Essád Pašá dabei nachhelfen*). Dann

*) Durch meine Veröffentlichung dieser Mitteilungen fühlten sich die Schutzengel des Prinzen Wied so beunruhigt, daß sie die Mitglieder der europäischen Kommission Nadolny und Lamb nach Durres sandten, worüber der Berichterstatter des B. T. folgendes berichtete: „Essad empfing sie lächelnd, hörte ihr Verlangen mit stoischer Ruhe an und manövrierte mit solch einer politischen Gewandtheit, daß er den Delegierten alles versprach, nur das nicht, was sie wollten. Die Unterhandlungen, besser gesagt „Unterhaltungen" mit Essad verliefen also in demselben Sinne, in den sie sein Wille von Anfang an gelenkt, als man ihm dem Antrag stellte, daß er als Präsident der

hätte er den Mächten ad oculos gezeigt, daß ein christlicher Herrscher in einem überwiegend mohammedanischen Lande (und obendrein einer, der die Verhältnisse gar nicht kennt) völlig unmöglich ist, und er rechne dann mit der Ermüdung der Mächte, des lieben Friedens halber nachzugeben.

Nach meinem Dafürhalten kann die eine Mitteilung ebenso ihre Begründung haben, wie die andere. Möglicherweise hat Essad Pašá beide in Erwägung gezogen und wird je nach der Sachlage entweder die eine oder die andere zur Ausführung bringen. Aber dabei scheint mir doch, daß Essád Pašá eine Lücke in seiner Rechnung hat: er rechnet nicht mit der immerhin zahlreichen christlichen Bevölkerung und mit den Tosken. Ob ihm deshalb sein Plan, der recht fein angelegt ist, auch gelingen wird, ist nicht sicher. Endlich hat er auch mit dem Wettbewerb Izét Pašás zu rechnen, der anscheinend von Stambul aus unterstützt wird und in Unteralbanien mehr Anhang haben soll, als Essád Pašá. Letzterer hat aller-

---

Begrüßungskommission dem Prinzen Wied entgegenfahren solle. Die Regierung übergibt er aber nicht der Kontrollkommission, wie Kemal das getan hat, sondern nur dem künftigen Fürsten. „Denn", so erklärte er, „ich habe in **meinem** Reiche Ordnung und Ruhe geschaffen, somit werde ich **mein** Reich niemand andern als dem Fürsten von Albanien übergeben, füge aber hinzu, daß, wenn der Prinz abdanken oder **sterben** (aha!) sollte, **ich** die Regierung Albaniens wieder übernehme." Allzuviel Vertrauen in die neue Regierung scheint Essad nicht zu haben. „Škjipetaren kann nur ein Škjipetar regieren", meint Essad, und er kann recht haben, wenigstens können Maljisoren nicht mit Glacéhandschuhen behandelt werden. Und niemand auf Erden wird den Haß zwischen Türken und Christen ausgleichen. Für die Türken wird ein christlicher Monarch in Albanien immer nur ein „Giaur" bleiben — ein Ungläubiger! Insbesondere in Durazzo und Umgebung wird dieser Christenhaß öffentlich zur Schau getragen. Wie die bengalischen Tiger betrachten diese Bejs, Agás und Efendis die christlichen Ankömmlinge, die als Vorläufer des Prinzen Wied in Durazzo eintreffen. Das Schönste ist aber, daß Essad Pašá allen Christen die Waffen abnehmen ließ. Sie dürfen nicht ein Messer bei sich tragen, wogegen die Mohammedaner bis zu den Zähnen bewaffnet sind."

dings das voraus, daß er Albanese ist, während Izét Osmanli zu sein scheint.

Wie dem aber auch immer sei, Italien kann damit zufrieden sein; denn da es jetzt selbst einem geistig minder bemittelten Diplomaten schon klar geworden sein dürfte, daß Italien darauf ausgeht ein europäisches Mandat zur Besetzung Albaniens (oder wenigstens Unteralbaniens) zu bekommen — darüber lassen die Andeutungen in italienischen Blättern über die „wahrscheinliche Notwendigkeit" einer militärischen Besetzung des Landes und über Vorbereitungen dazu keinen Zweifel — würde die unvermeidliche Anarchie in Albanien das falsche Spiel begünstigen. Denn Österreich dürfte kaum Lust haben für fremde Interessen Blut und Geld zu opfern (besonders wo es durch das törichte Abkommen des Grafen Kálnoky mit Italien aus dem Jahre 1887 gebunden ist), noch weniger irgend eine andere Macht, und so bliebe nur Italien, das „im Interesse der Kultur" an die Besetzung Albaniens gehen könnte, unbekümmert darum, daß es sich dort noch mehr die Finger verbrennen würde als mit der „Besetzung" von Tripoli und der Cyrenaika, die ihm bereits 1150 Millionen gekostet hat, die im eigenen Lande nützlicher hätten verwendet werden können! Selbstverständlich würde Italien hoch und teuer versichern, daß es nicht an dauernde Besetzung denke, sondern nur so lange bis „Ordnung" im Lande hergestellt sei. Aber ganz dasselbe haben England in Egypten und Frankreich in Tunis schon vor einem Menschenalter gesagt — und beide denken nicht daran ihren Besetzungen ein Ende zu machen*).

---

*) Bezeichnend ist auch Italiens Haltung in der Inselfrage. Bei Besetzung der 12 Sporaden hatte Italien die Mächte mit der Versicherung beruhigt, daß es diese nur vorläufig als Druckmittel auf die Pforte besetzen wolle, und im Frieden von Lausanne verpflichtete sich Italien zur Räumung, sobald die Türkei ihre Truppen aus Tripolitanien zurückgezogen haben würde —, welcher Verpflichtung die Pforte längst nachgekommen ist. Das Schicksal dieser Inseln wurde ausdrücklich von der Pforte den Mächten zur Entscheidung überlassen, und diese hatten erklärt, daß keine von ihnen eine

Dann werden aber auch den famosen österreichischen „Staatsmännern" die Augen aufgehen, wohin sie gekommen sind, weil sie sich blindlings von Italien ins Schlepptau nehmen ließen und auf alle „Anregungen" von Rom aus eingegangen sind. Dann natürlich sind sie im wahren Sinne des Wortes eingegangen!

Meine scharfe Verurteilung der österreichischen Politik hat einen mir befreundeten sehr hochgestellten österreichischen Staatsmann (einen, der diesen Namen verdient) veranlaßt, mir folgendes zu schreiben:

„Daß in Ihrem Werke unsere Orientpolitik eine scharfe Verurteilung erfahren wird, das kann ich mir, — wie ich Ihre Auffassung kenne — wohl denken. Ich besorge dabei nur das Eine: daß nämlich Ihre Darstellung allzusehr das Gepräge der Voreingenommenheit tragen wird. Und das wird, wie ich fürchte, den Wert des Buches herabdrücken. Die Fehler unserer Politik datieren von lange zurück. Wenn Sie also mit unserer Regierung wegen ihrer Haltung während der jüngsten Krise zu rücksichtslos ins Gericht gehen, wird Ihnen, — wenigstens im Kreise der besser Eingeweihten — der Vorwurf der Ungerechtigkeit kaum erspart bleiben. Ich glaube, daß, wie die Dinge nun einmal lagen, Graf Berchtold wirklich nicht viel anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Ihrer Ansicht nach hätte Österreich die Küste Albaniens besetzen können, aber Sie vergessen, daß wir in dieser Richtung vollkommen gebundene Hände hatten, besonders Italien

---

der Inseln behalten dürfe. Trotzdem spricht man in Italien ganz offen von der Notwendigkeit, Rhodos oder Ikaria oder sonstige Inseln noch weiter „vorläufig" besetzt zu halten, „um sich im Falle eines Zerfalles der asiatischen Türkei den Italien gebührenden Anteil zu sichern." Und zum mindesten will man bei der Rückgabe 75 Millionen herausschlagen. Aber alle diese Anzeichen vermögen natürlich nicht, das süße Vertrauen am Ballplatz zum „loyalen" Bundesgenossen zu erschüttern. Das dürfte nach bekannter Manier erst dann geschehen, wenn es — zu spät ist! Sagte doch schon Napoleon I., daß es für Österreich ein Unglück sei, daß es immer um ein Jahr, ein Heer und eine Idee nachhinke. („Toujours en retard d'une année, d'une armée et d'une idée.")

gegenüber, und daß unsere Festsetzung in Albanien unter diesen Umständen, abgesehen von dem gewiß sehr ernsten Widerspruch des Dreiverbands, unvermeidlich zum Bruch mit unserem südlichen Bundesgenossen geführt hätte. Diese unglückliche Zwangslage hat aber nicht Graf Berchtold geschaffen, sondern er hat sie bereits vorgefunden."

Aus dem Umstande, daß ich diese Zeilen veröffentliche, mag man ersehen, daß ich gern auch gegenteiligen Ansichten das Wort gebe. Nur möchte ich aber dazu folgendes bemerken: Ich habe die Besetzung der albanischen Küste durch Österreich nicht als das *beste* Mittel angesehen, sondern als ein immerhin *besseres* im Vergleich zu der Wahrscheinlichkeit, daß sich jetzt *Italien* dort festsetzen wird. Welche Lösung ich für die *beste* halte, das habe ich auf S. 223—225 mitgeteilt; und zwar die beste in Bezug auf Österreich *und* Serbien. Wenn Österreich dergestalt selbst nichts in Albanien besetzte, so entfiele für Italien jeder Vorwand, gleichfalls in Albanien festen Fuß zu fassen. Die Frage dreht sich dann lediglich darum, ob *Italien* (oder der Dreiverband) etwas dagegen sagen könnte, falls Österreich, Serbien und Griechenland sich auf der von mir S. 225 angedeuteten Basis einigen sollten, die im Interesse *aller drei* Mächte läge. Keine (mir bekannte) Abmachung verpflichtet Österreich Italiens lächerlichen Standpunkt zu teilen und gar *zu verfechten*, daß durch Ausdehnung der griechischen Herrschaft bis an die montenegrinische Grenze (und durch Umgestaltung von Salonik in einen serbischen Hafen, in dem Österreich auch seinen Anteil hätte), Italiens Interessen irgendwie bedroht würden. Worin sollte die Bedrohung liegen? Hat das geldarme, verschuldete Griechenland, das obendrein zur Kultivierung Albaniens ungeheure finanzielle Opfer bringen müßte, die Mittel eine Flotte zu bauen, welche die große italienische Flotte „bedrohen" könnte? Eine solche Behauptung wäre geradeso lächerlich, als wenn sich Deutschland durch die *dänische* Flotte bedroht erklären wollte!

Die Furcht, Österreich würde sich dann mit Italien

überwerfen, ist völlig unbegründet, denn Italien braucht *Österreich* jetzt *mehr* als je zuvor, wenn es seine afrikanischen Besitzungen behalten will. Gar nicht zu reden davon, daß ja immer noch die Möglichkeit vorliegt, Italien werde beim nächsten Krieg zwischen Dreibund und Zweibund (oder Dreiverband), falls dieser siegreich enden sollte — wie es wahrscheinlich ist —, die in Frankreichs Besitz befindlichen *ehemals italienischen* Länder Corsica, Nizza, Savoyen und die so sehnlich begehrten Kolonien Tunesien und Algerien bekommen. Die italienische Diplomatie war (im Gegensatz zur österreichischen) fast immer geschickt und klug; sie begreift also auch vollkommen, welche *Vorteile* ihr der Anschluß an die Mittelmächte gewährt, und *nur deshalb* ist auch Italien Mitglied des Dreibunds. Denn was könnte der Dreiverband Italien als Lohn für Treulosigkeit in Aussicht stellen? Südtirol und Triest, die *niemals* zu Italien gehört haben? Diese wären nicht die großen Opfer eines Krieges wert! Und Istrien und Dalmatien sind ob ihrer slavischen Bevölkerung ausgeschlossen.

Betrachten wir dies alles, so kommen wir zur Überzeugung, daß Italien, bei *festem* Auftreten Österreichs, im *eigenen* Interesse klein beigeben würde. Und den Dreiverbandsmächten könnte die von mir angedeutete Lösung gleichgiltig sein; Frankreich würde seinem Liebling und Schützling Griechenland zulieb keinen Einwand erheben und ebensowenig Rußland aus Rücksicht auf die Freundschaft mit dem glaubensverwandten Serbien und Griechenland. England aber hätte dabei überhaupt keine Interessen.

Eine viel größere Gefahr droht seitens der sich jetzt so kriegerisch gebärdenden *Türkei*, deren Aufrechterhaltung noch immer von verknöcherten Diplomaten als Evangelium betrachtet und zur Richtschnur der eigenen Politik genommen wird, trotzdem sich die Verhältnisse seit dem letzten Krieg gewaltig geändert haben. Auch die deutsche Diplomatie hat aus dem Mißerfolg der Türkenfreund-

schaft nichts gelernt und hält in unseliger Verblendung die Aufrechterhaltung der türkischen Mißwirtschaft für politische Weisheit. Die Ungeschicklichkeit der europäischen Diplomatie überhaupt hat sich ja in den letzten anderthalb Jahren glänzend gezeigt. Letztere täte daher gut, etwas nachdenklicher zu werden und Betrachtungen darüber anzustellen, ob es nicht endlich einmal an der Zeit wäre, eine **neue** Walze einzulegen und die veralteten Anschauungen gründlich zu ändern? Bei einigem guten Willen ließe sich ja die ganze orientalische Frage endgiltig aus der Welt schaffen und zwar in einer Weise, daß jeder Staat dabei seinen Nutzen fände. Seit mehr als einem halben Jahrtausend sind jene Länder, welche einst an Kultur und Reichtum die erste Stelle in der Welt einnahmen, durch die türkische Lotterwirtschaft ganz herabgekommen. Es wäre höchste Zeit, sie der europäischen Kultur wiederzuerschließen und dem europäischen Handel und der Industrie neue Absatzquellen zu eröffnen. Dazu bedarf es einer vollständigen Teilung der Türkei, die überhaupt durch ihre sechshundertjährige Barbarenwirtschaft bewiesen hat, daß sie nur ein Schandfleck auf der Erde ist.

Man spricht immer von der Unmöglichkeit, die Türkei so zu teilen, daß keine Macht unbefriedigt bleibt. Dies gälte nur dann, wenn eine Macht unverhältnismäßig mehr als die anderen beanspruchen wollte. Ist aber auf allen Seiten guter Wille zur Billigkeit vorhanden, so ist eine passende Teilung nicht unmöglich. Von den Großmächten brauchte nur z. B. Deutschland Mesopotamien einschließlich Koweit, Palästina und Syrien mit dem Taurus als Nordgrenze zu erhalten, Rußland das jenseits des Taurus liegende Kleinasien und Armenien, England Egypten und Arabien, Frankreich Tunesien und Marokko (als unmittelbare Besitzungen), während Österreich und Italien von diesen Mächten zur Entschädigung etliche Hunderte von Millionen erhielten, und jeder Staat hätte seinen Nutzen und sein Kolonisationsge-

biet, bezw. Österreich und Italien Mittel zur inneren Kolonisation. Die Halbinsel Gallipoli und jene beiden, auf denen Konstantinopel und Skutari liegen, könnten als neutraler „Meerengen“-Staat bleiben, Thrakien den Bulgaren und Griechen im Austausch gegen die von Serben bewohnten und heute noch im Besitz von Bulgarien und Griechenland befindlichen Gebiete gegeben werden. Alle ägäischen Inseln den Griechen. Das wäre dann eine Teilung, bei der niemand verkürzt würde.

Übrigens ließe sich gleich auf einmal tabula rasa machen, und es könnte zum Ausgleich auch der Rest der noch nicht den Kaukasiern unterworfenen Welt verteilt werden. Dazu würde die Teilung Chinas, Persiens, Siams und Abessyniens gehören, die ohnehin nur Fragen der Zeit sind; ebenso die käufliche Erwerbung der portugiesischen Besitzungen in Afrika durch Deutschland. Kurz, es ließen sich bei gutem Willen allerseits leicht alle Anlässe zu kriegerischen Verwicklungen der Zukunft, wenn nicht beseitigen, so doch stark eindämmen.

Nachtrag.

Auf S. 34 habe ich meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß es den Serben möglich war, ohne irgendwelchen Widerstand seitens der Albanesen Albanien zu besetzen.*) Seither hatte ich Gelegenheit darüber Mitteilungen zu erhalten, die mir das Rätsel lösen. Der Einmarsch der Serben kam nämlich den Albanern ganz unerwartet, weil sie überzeugt waren, daß jene sich niemals in ihre Berge wagen würden, am allerwenigsten zur Winterszeit, wo die Berge mit Schnee bedeckt sind, beständig strömende Regengüsse und schneidender Wind die ohnehin schon im Sommer so schwer zu beschreitenden „Wege“ so schwierig machen, daß nicht einmal ein Einzelner so leicht durchkommt, am allerwenigsten aber ein Heer mit Artillerie und großem Troß. Als demnach zwei

*) Die Kämpfe bei Lješ, Škodra und an der Küste fanden mit türkischen Truppen statt.

serbische Kolonnen von Prizren und Gjakovica aufbrachen (jede 5—6000 Mann mit 12 Geschützen stark) und teils durch Dukadžin, teils durch Ljuma und Miredita gegen Lješ, Škodra und weiter nach Durres zogen, waren die Albanesen sprachlos. In Dukadžin leisteten sie überhaupt keinen Widerstand und in Ljuma benahmen sie sich verräterisch, wie schon so die mohammedanischen Albanesen häufig sind. Sie gingen nämlich den Serben mit Brot und Salz entgegen und ließen sie ruhig durchziehen, in der sicheren Überzeugung, daß sie angesichts der Unmöglichkeit, die Gebirge im Winter zu überschreiten, mit gelichteten Reihen zurückkehren würden, worauf man sie gänzlich vernichten könnte. Denn in Albanien gibt es viele Gegenden, wo eine Handvoll Leute ein ganzes Heer aufhalten kann, und die serbische Marschkolonne war auf viele Kilometer auseinandergezogen.

Es kam aber anders! Alle Berichte stimmen damit überein, daß das Überschreiten der albanesischen Berge die größte Leistung der Serben im Kriege war, gegen welche die Siege am Schlachtfeld noch klein erscheinen. Ja, der Übergang der 5500 Montenegriner unter Janko Vukotić über die nordalbanesischen Alpen zur Winterszeit, als er von Gjakovica über Gusinje nach Škodra marschierte, wurde von fremden Offizieren als eine größere Leistung angesehen, als die berühmten Alpenübergänge Hannibals und Napoleons. Denn sie hatten bis zu 2300 m im eisigsten Wind, Schnee und auf echt „montenegrischen" Pfaden zu übersteigen. Mehr als alle Worte sprechen aber die Tatsachen, daß die beiden serbischen Kolonnen während der letzten drei Tage nichts zu essen hatten, so daß viele sogar die Rinde der Bäume abnagten und daß dabei gegen 1000 Mann aus Erschöpfung umkamen, ebenso wie die meisten Pferde und Maultiere. Auch die Montenegriner litten unbeschreiblich, und von 50 einmal zur Aufklärung vorgeschickten jungen Leuten (den kräftigsten!) erlagen 48 den Beschwerden.

Mußte also schon diese Kraftleistung den Albanesen Eindruck machen (denn sie bewundern Heldenmut und großartige Leistungen auch beim Feinde), so waren sie womöglich noch mehr verblüfft über die Haltung der Serben. Es war strengstens verboten worden, irgendwo zu plündern oder selbst ohne Barzahlung zu requirieren. Ebenso durfte kein friedfertiger Albanese belästigt werden. Da nun die Albanesen beim Durchzug keinen Widerstand leisteten, wurden sie von den Serben aufs freundlichste behandelt und ihnen alles, was sie lieferten, bezahlt. Ja, als viele erklärten, sie zögen es vor, statt Geld Waffen zu erhalten, gab man ihnen auch solche! (Meines Erachtens nach eine Torheit!) Als sich die Nachricht davon im Lande verbreitete, machte sie so guten Eindruck, daß die Albanesen sich sagten: „Diese Serben kommen als Feinde und benehmen sich besser als die Türken im eigenen Lande! Obendrein bezahlen sie alles und zudem vermögen sie durch Gegenden zu marschieren, welche Turgút Pašá kurz zuvor für so unpassierbar erklärt hatte, daß er wieder umgekehrt war!" Und so zeigten sich namentlich die Katholiken den Serben so geneigt, daß einige von ihnen gar als Freiwillige eintraten und bei Lješ mitkämpften! Alle Serben stimmen darin überein, daß die katholische Bevölkerung sie überall mit Freude begrüßt und auf das herzlichste aufgenommen habe. (Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß die Katholiken meistens den Mantel nach dem Wind drehen.)

Die mohammedanischen Ljumaner allein machten eine Ausnahme. Diese sind nämlich als wildes, unbändiges und grausames Räubervolk berüchtigt. Schon in Friedenszeiten mußte sich jeder Wanderer, wenn er unbehelligt durchkommen wollte, vorerst die Bessa durch einen tüchtigen Tribut erkaufen, sonst wurde er ausgeraubt und ermordet. Ich habe oben ihren hinterlistigen Plan mitgeteilt. Als nun die serbische Kolonne durchgezogen war, waren sie so sehr überzeugt, daß diese bald in jämmer-

lichem Zustande zurückkehren würde und dann leicht vernichtet werden könnte, daß sie begannen die einzelnen klei-Abteilungen zu überfallen und zu ermorden, welche die Verbindung zwischen der Kolonne und Prizren aufrechtzuerhalten, bezw. den Nachschub, Krankenbeförderung etc. zu besorgen hatten. Als dies in Prizren bekannt wurde, zeigte man den Ljumanern, daß man zwischen friedfertigen Albanesen und räuberisch-mörderischen einen Unterschied zu machen verstehe. 2 Bataillone rückten aus Prizeren nach Ljuma, wo sie mit den Ljumanern in Kampf gerieten, deren befestigte Türme erstürmten und zerstörten, alle Häuser verbrannten, aus denen auf sie geschossen worden war, und die mit den Waffen in der Hand Gefangenen erschossen. Der Denkzettel half auch, und Ljuma wagte nicht mehr, die weiteren durchziehenden Kranken- und Verpflegungszüge zu behelligen.

Auch über die Belagerung von Škodra wurden mir merkwürdige Mitteilungen, die mir das Rätsel des langen Widerstandes lösen. Erstens waren die Montenegriner entweder zu schwach oder zu ungeschickt die Stadt von allen Seiten einzuschließen, obgleich dies von amtlicher montenegrinischer Seite wiederholt versichert wurde. Die Verbindung mit Lješ blieb so lange frei, bis die Serben dort erschienen waren und Škodra auch vom Osten und Süden her einschlossen. Bis dahin hatten sich aber die Türken in Škodra schon längst auf ein halbes Jahr mit Mundvorrat versehen. Die auf dem unzugänglich hohen Taraboš liegenden Befestigungen konnten nicht erstürmt werden, weil sie sturmfrei waren und die Montenegriner keine Mittel besaßen, den Sturm vorzubereiten: sie ermangelten z. B. der Scheren die Stacheldrähte zu durchschneiden, der Sandsäcke die Gräben auszufüllen und sogar der erforderlichen Belagerungsgeschütze, weil sie nur zwei schwere Geschütze unter unsäglichen Beschwerden auf den Berg hinaufzuziehen vermochten. Daß sie trotzdem die Vorwerke erstürmten, war zwar großes Heldentum, aber auch große Torheit! Ein

französischer Offizier wiederholte bei einem solchen Sturm die Worte des Generals Bosquet anläßlich des englischen Reiterangriffs bei Balaklava: „C'est magnifique — mais ce n'est pas la guerre!" (Das ist prachtvoll, — aber so führt man nicht Krieg!) Weil nämlich die Montenegriner gerne als Helden gelten und sich als solche zeigen, führen sie den Krieg noch so, wie in der Vorzeit, wo es galt Mann an Mann zu kämpfen. Statt, wie es die moderne Taktik vorschreibt, jede Dekkung zu benützen und sich so viel als möglich unsichtbar zu machen, springen sie wie die Narren vorwärts und lassen sich zwecklos niedermähen — blos um als „Helden" gelten zu können! Ein bulgarischer Offizier, Stančev, der die Montenegriner bei Kamenica gegen die Bulgaren anstürmen sah, erzählte in der N. F. P. über diese Torheit, wie die Montenegriner, abweichend von den Serben, ganz ungedeckt anstürmten und sich zwecklos niedermähen ließen, nur um nicht in den Verdacht der „Feigheit" zu kommen! Viel an dieser Torheit trugen die vielen alten Montenegriner Schuld, welche noch an den Kämpfen der Jahre 1858—62 teilgenommen hatten und den sich etwa decken wollenden jungen Montenegrinern entrüstet zuriefen: „Ihr Feiglinge, was duckt ihr euch, statt gegen den Feind zu gehen?" Sie übersahen nämlich dabei, daß heute Schnellfeuergeschütze, Magazin- und Maschinengewehre ganz anders wirken als damals die Perkussionsflinten und glatten Geschütze! Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Vorfall aus der Belagerung von Škodra: Nachdem die Montenegriner das Vorwerk Bardanjol erstürmt hatten, erstürmten sie auch das nächstliegende Muselinova Glavica und zwar mit Verlust von nur 20 Mann, weil die Türken bereits bestürzt waren. Darüber waren nun die guten Montenegriner so entzückt, daß sie — sich vor den Schanzen aufstellten und Kolo zu tanzen begannen! Natürlich richteten die Türken ihre Geschütze auf sie und die erste Salve streckte gleich 120 Montenegriner nieder — also sechsmal mehr als die Erstürmung gekostet hatte!

Auch über den vielbesprochenen Angriff des türkischen Kreuzers „Hamidjé" auf die sich in Medua ausschiffenden Serben erfuhr ich Bemerkenswertes: Der Kreuzer war durch drahtlose Telegraphie in Kenntnis gesetzt worden, wann und wo die Ausschiffung stattfinden solle, daher traf er am 12. März 1913 pünktlich vor Medua ein, nachdem er, um etwaigen griechischen Kriegsschiffen auszuweichen, die ganze Zeit unter österreichischer Flagge gefahren war! (Was er auch später tat, um wieder glücklich zurückzukommen; nur während des Kampfes focht er unter türkischer Flagge.) Er begann den Kampf auf 5000 m und verfeuerte etwa 200 Granaten, die meist fehl gingen. Leicht hätte er alle griechischen Frachtdampfer in den Grund bohren können mit ihren 4000 Serben an Bord und allen für die Belagerer von Škodra bestimmten Vorräten, wenn er sich nicht durch den Frachtdampfer „Trifolia" hätte verblüffen lassen. Auf diesem befanden sich nämlich zwei serbische Gebirgsgeschütze mit den dazu gehörigen Artilleristen. Letztere brachten die Geschütze in Stellung und begannen auf den „Hamidjé" zu feuern, wobei sie eine sehr glückliche Hand hatten, indem ihre Schüsse insgesamt trafen. Statt nun die „Trifolia" aufs Korn zu nehmen, zog es der Türke vor — das Weite zu suchen, und so waren die Serben und Griechen gerettet. Denn nur ihrer 90 kamen um; meistens indem sie ertranken, als sie ins Meer sprangen. Sonst belief sich der ganze Schaden auf 2 Dampfer, die auf den Strand gesetzt wurden („Christomanos" und „Dervinjotis"), deren Ladung aber gelöscht werden konnte. Die anderen Dampfer waren nur leicht beschädigt.

Endlich wurde mir von verschiedenen nicht serbischen Seiten bestätigt, daß die christlichen Albanesen sich nicht nur nicht gegen die Serben feindselig zeigten, sondern über diese sogar so entzückt waren*), daß sie ihren

---

*) Manchmal hatte das Entzücken einen komischen Grund. So erzählte der Franziskaner Serafin in Lješ meinem Gewährsmann, seine katholischen Pfarrkinder wären deshalb so über die Serben ent-

Abzug aufs lebhafteste bedauerten und offen sagten, jetzt erst hätten sie einen Begriff bekommen, was es heiße, wenn geordnete Zustände, eine gute Verwaltung und Gerechtigkeit herrschen. Nur die Mohammedaner in Albanien zeigten sich feindselig.

Bemerkenswert ist, was in dieser Beziehung ein Berichterstatter aus Ungarn (Tomics), der zu Ende des Krieges nach Albanien kam, darüber zu erzählen weiß: „Die Maljisoren erklärten mir ihre Dankbarkeit für das serbische Heer, welches sie von den verhaßten Türken befreit habe. Anläßlich der 300-Jahrfeier der Romanows sandten die Häuptlinge der Umgebung von Lješ: Jusuf Bej, Mona Bej, Hodža Bej, Ahmet Hodža u. a. (also Mohammedaner!) dem Zaren telegraphische Glückwünsche, wobei sie sagten: „Wir unterzeichnete Häupter von Lješ und Umgegend, welche das heldenmütige serbische Heer von der wilden Tyrannei der Türken befreit hat, beglückwünschen Euer Majestät zur Feier. Unsere Hoffnung und unser Wunsch ist, daß wir von unseren Befreiern nicht getrennt, sondern mit Serbien vereinigt werden."

Hier möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß diese für Mohammedaner unbegreifliche Haltung wohl unter dem frischen Eindruck der Tatsache geschah, daß das serbische Rote Kreuz einen bedeutenden Betrag gesandt hatte, um den Albanesen, deren Häuser von den Türken unter Riza Bej aus Škodra niedergebrannt worden waren, diese wieder aufzubauen. Der Betrag sollte in Kalmeti unter Vorsitz des dortigen Bischofs Georg Koletsa an die Notleidenden verteilt werden. Als der serbische Befehlshaber von Lješ, Simo Avramović, den Albanesen dies mitgeteilt hatte, knieten sich alle nieder und wollten durchaus nicht aufstehen, sondern riefen immer nur: „Es lebe König Petar!" — Jeder hatte nämlich 60

---

zückt, weil diese zur katholischen Osterfeier schossen und an der Feier teilnahmen, was bei den Türken nie der Fall gewesen war.

bis 200 Dinar erhalten. Man sieht wie das Geld schnell die Albanesen loyal macht!

Auch in Škodra fand Tomics Serbenfreundlichkeit. Er erzählt, daß die Albanesen aller Religionen und Stände dem montenegrinischen Kronprinzen ihre Freude ausgedrückt hatten und ihn ihrer Ergebenheit versicherten, behauptend, sie wünschten nichts sehnlicher als Einverleibung in Montenegro. Wer sich erinnert, was ich über das Škodraner Lumpenpack gesagt habe, wird sich darüber nicht wundern. Wenn sie sich freuten, war es wohl hauptsächlich über das Ende der Belagerung, also ihrer Leiden. Denn diese waren nach Tomics furchtbar gewesen. Sie hatten am Hungertuch genagt, weil Essád Pašá nur für seine Truppen sorgte. Darum wohl wurden die Montenegriner, welche sofort mit einer Flottille von Booten mit Lebensmitteln für die Verhungerten anrückten, als Retter begrüßt.

Auch über die Belagerung selbst erzählt Tomics Bemerkenswertes. Essád Pašá hatte nach seiner eigenen Mitteilung ursprünglich 30 000 Mann, von denen zum Schlusse noch 23 000 übrig waren, als er sich ergab — wie er selbst in seinem Briefe schrieb: „nachdem er die letzten möglichen Verteidigungsmittel erschöpft hatte." Die belagernden Montenegriner waren nie stärker als 25 000 Mann, deshalb konnten sie auch die Stadt nicht einschließen, welche außer dem Taraboš noch ringsum die befestigten Höhen von Murica, Brdica, Melguš, der beiden Bardanjol und Muselim als Vorwerke besaß. Eine Verbindungslinie dieser Außenwerke ergibt nach der Karte über 40 km! Von diesen Vorwerken hielt sich nur der große Taraboš; Brdica und Melguš wurden von den Serben erstürmt, alle anderen von den Montenegrinern. Aber unter welchen Opfern! Die dreitägigen Stürme auf den Bardanjol allein (10.—12. Februar) kosteten den Montenegrinern bei ihrer verrückten „Heldentaktik" 3000 Tote und Verwundete!*) (Von 9000 Stürmenden!) 3 Kompag-

*) Was das heißt, mag man durch Vergleich mit den monte-

nien verloren alle Offiziere, von 16 Bataillons-Chefs wurden 9 getötet oder verwundet! 56 Offiziere fielen, mehr als dreimal so viel wurden verwundet. Von einem 700 Mann zählenden Bataillon fielen 100 und 400 wurden verwundet. Der 80jährige Mišelja Viljakov Jovanović, der sich unter den Stürmenden befand, erhielt seine vierte Kopfwunde. (Seine erste schon 1858*). Andrerseits verlor aber auch das türkische Bataillon „Nišan" von 900 Mann 870!) Tomics, der die genommene Stellung besichtigte, konnte nicht begreifen, wie es Menschen überhaupt möglich war, diese zu nehmen. Und alle diese Opfer zwecklos! Bloß, um der „Ehre" zu genügen, denn die Mächte hatten bereits erklärt, daß sie Škodra den Montenegrinern auch im Falle der Einnahme nicht lassen würden, obgleich es die älteste serbische Hauptstadt und später jene der montenegrinischen Herrscher gewesen war.

Über seine Gespräche mit den Maljisoren erzählt Tomics noch folgendes:

„Ich fragte, ob sie denn einstens Serben gewesen seien? Worauf man antwortete: ‚Ich glaube schon ein Teil von uns, aber nicht alle.' Dann sagte man mir, sie möchten am liebsten mit Montenegro vereinigt werden, denn der Türke sei der Erbfeind und der Montenegriner der Befreier." (Dies sagten ihm Sokol Bac, der allerdings schon vor 30 Jahren [nach dem verunglückten Aufstand] in Montenegro einen Zufluchtsort gefunden hatte, und Miras Cjuca, den die Türken zu — 101 Jahren Gefängnis verurteilt hatten, weil er eine Zahl Maljisoren zur

negrinischen Verlusten von 1876—78 ermessen = 2972 Tote, 6513 Verwundete! Dabei hatten aber die Türken 51 692 Tote, 41 353 Verwundete, 10 440 Gefangene, 4280 Pferde, 58 200 Gewehre, 136 Geschütze und 168 Fahnen verloren!

*) Daß 80jährige Montenegriner an den Stürmen teilnahmen, darf den deutschen Leser nicht wundern, denn der Montenegriner hat keine Altersgrenze für den Krieg und ficht, so lange er sich rühren kann. Ich sah 1875 in Cetinje einen 117jährigen Montenegriner, der noch stolz seine Waffen trug und ins Feld rückte, obgleich er bereits im Jahre 1768 in der Schlacht bei Velestovo seinen ersten Türken getötet hatte! Damals war er 10 Jahre alt gewesen.

Hochzeitsfeier des Kronprinzen Danilo nach Cetinje geführt hatte. Was also ihre Ansichten erklärt.)

Sokol Bac erzählte auch folgendes:

„Vor einigen Jahren wollten uns die Jungtürken in das Heer zwingen und zum Steuerzahlen verpflichten. Zu diesem Zweck ging Turgút Pašá hinterlistig vor. Er verlangte von uns Auslieferung der Waffen, um uns ganz moderne dafür zu geben. Wir gingen ihm auf den Leim. Als wir uns betrogen sahen, versprach man uns zur Entschädigung volle Bürgerrechte. Aber auch das war Betrug, weil unsere Leute nicht unter die Behörden aufgenommen wurden, auch wenn sie auf der österreichischen Schule in Škodra studiert hatten. (Es gibt nämlich jetzt dort sogar eine Art Gymnasium, eine Frauenarbeitsschule und eine italienische Handelsschule). Da begannen wir vor 3 Jahren nach Montenegro zu fliehen. Als wir zurückgelockt wurden, war es nicht besser. Als Montenegro sich zum jetzigen Krieg anschickte, trat ich als Wortführer der Maljisoren vor den König Nikola und sprach so zu ihm: ‚Herr, von jetzt ab bist du unser König und wir sind deine Untertanen. Wir werden weder den Sultan noch irgend einen andern als Herrn anerkennen. Dies geben wir dir hier auch schriftlich.' Und beim Kriegsausbruch ging mit den Montenegrinern wer von uns Lust hatte, etwa 2—3000."

Tomics bemerkt, daß zuletzt nur 3—400 Maljisoren geblieben waren, weil sie sich in ihrer Erwartung: plündern und die Mohammedaner drangsalieren zu dürfen, enttäuscht sahen. Denn in der Zadríma hatten die Mohammedaner vorher den Katholiken die Felder und Häuser verbrannt und nun wollten sie ihnen das Gleiche tun. Das erlaubte aber die montenegrinische Heeresleitung nicht.

Weiter äußerte sich Sokol Bac (den Tomics Haupt der Hoti, Kastrati, Škreli und Gruda*) nennt) folgendermaßen: „Mit den Mohammedanern können wir nicht aus-

*) Diese Stimmung steht im auffallenden Gegensatz zu dem, was ich auf S. 41 sagte. Es sind also nur zwei Möglichkeiten vorhanden:

kommen. Zwischen uns gibt es nur Blutrache und Haß. Die Türken haben uns unter Mithilfe der mohammedanischen Albanesen unsere Dörfer verbrannt; wir taten ihnen dann, wo wir konnten, das Gleiche. Zwischen uns ist kein Frieden möglich. Sollte Europa wirklich ein eigenes Albanien schaffen, dann wird es etwas erleben! Es wird dann einen Ausrottungskrieg geben! Wir Albanesen auf der rechten Uferseite des Drin (also die Maljisoren) wollen Vereinigung mit Montenegro. Wir wollen kein autonomes Albanien, in dem wieder die Mohammedaner den Herrn spielen würden. Wenn wir gezwungen werden sollten, mit diesen auch ferner zusammen zu leben, dann ist der gegenseitige Vernichtungskrieg unvermeidlich."

Auch in Lješ sagte ein Albanese zu Tomics: „Gott behüte, daß wir Autonomie bekommen! Wenn dies geschehen sollte, dann soll Europa kennen lernen, was Albanien ist! Jetzt sind wir ruhig und zufrieden, weil die Serben Ordnung gebracht haben."

Bezeichnend ist der Jammer Tomics', daß die Albanesen — Ungarn nicht kennen! Er sagt, daß zwar Ungarn an den Millionen ebenfalls beteiligt sei, welche Österreich seit Jahren für seine Propaganda in Albanien verschwendet habe, allein dies wüßten die Albanesen nicht. Sie kennen nur Österreich. Nur die Mohammedaner hätten etwas davon reden gehört, daß es ein Ungarn gäbe, das den Türken freundlich gesinnt sei. So habe Ungarn nichts davon, daß es zur österreichischen Propaganda beitrage.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß allen

---

entweder haben die Maljisoren ihre gegen Tomics geäußerten Gefühle und Anschauungen plötzlich geändert (aber dann warum?) oder die Nachricht vom beabsichtigten Widerstand der Maljisoren gegen die Einverleibung in Montenegro war nur eine der vielen serbenfeindlichen Enten, in denen ein gewisser Teil der österreichischen Presse und die berüchtigte, verlogene „Alban. Korr." auf Anstiften der Regierung so Großes leisteten, wodurch sie zum Schaden beider Monarchien die öffentliche Meinung irreführten und verhetzten.

Nachrichten zufolge jetzt in Albanien mit fieberhafter Eile an Zivilisierung gearbeitet wird. So z. B. schreibt der Berichterstatter des B. T. über die Vorbereitungen in Durres folgendes:

„Das Straßenbild in Durazzo fängt an, einen anderen Charakter anzunehmen. Das Orientalische beginnt sich mit dem Europäischen zu vermischen. Viele Geschäftsleute, Fleischer, Bäcker, Wirte, darunter viele Deutsche, besuchen Durazzo, um dort Geschäfte aufzumachen. Am häufigsten hört man aber die unverfälschte Wiener Sprache. Das sind die Arbeiter des Prinzen zu Wied, etwa sechzig oder noch mehr, lauter Wiener, die im „Palais" arbeiten und kolossal bezahlt werden. Alles ist noch im Entstehen begriffen, ein fürchterliches Durcheinander. Der Konák enthält etwa achzig bis hundert Zimmer. Es ist die ehemalige Residenz der Pašás, die mit der Front nach Süden am Meeresstrande liegt. Die Zimmer des Fürsten im ersten Stock sind groß und licht. Er hat zwei Arbeitskabinette, ein Empfangszimmer, Wartezimmer, einen großen Saal, den „Thronsaal". Am Eingang liegen die Zimmer der Wachen (die braucht er) und ein Adjutantenzimmer. Rückwärts befindet sich ein riesiges Speisezimmer. Im zweiten Stock liegen die Zimmer der Fürstin, der Hofdamen, der Friseurin. Am freundlichsten aber sind im zweiten Stock die Zimmer der Kinder. Für die Dienerschaft ist auch reichlich gesorgt, nur die große Küche ist etwas finster. Unter dem Haupttor links liegt die Portierloge, rechts die Post. Der Konák ist angebaut an die Festungsruine, die im Jahre 46 nach Christus gebaut wurde, in der einstens die Königin Theodora hauste, die Erbauerin der Festung Rosafa in Škodra. (?) Wegen des Zusammenhangs mit der alten Festung wimmelte es bisher von Ratten und Mäusen im Konák, Eingeborene behaupten sogar, daß es im Sommer viele Schlangen gäbe. Die Baumeister bieten alles mögliche auf, um die Ratten zu verscheuchen; so schwefeln sie ganze Nächte, es hilft aber bisher wenig.

Vor dem Palais, bisher durch eine Gasse von ihm getrennt, liegt der Konákgarten, schön und groß. Dort sieht man schon mehr von der geleisteten Arbeit. Der Fürst bringt sechzehn Pferde mit, die aber vorläufig bis heute keinen Stall haben und in Zelten untergebracht werden. Am 4. Februar sind für den Fürsten 156 riesige Kisten mit einem Triester Dampfer angekommen, sie enthalten lauter Möbel. Nun fangen die Skjipetaren doch an, daran zu glauben, daß sie einen Fürsten bekommen werden."

Aber wie lange werden sie ihn behalten? . . .

Wie richtig meine Bemerkungen auf S. 200 waren, beweist das von einem Berliner Blatte veröffentlichte Gespräch seines Vertreters mit Prenk Bib Doda. Dieser war höchst erstaunt, als der Vertreter die Frage nach dem Steuerzahlen aufwarf und meinte, derlei sei — wenigstens bei den Bergalbanesen — ganz ausgeschlossen. Höchstens, daß man ihnen vielleicht mit Steuern „hinten herum" (d. h. mit mittelbaren) beikommen könnte. Aber da Verteuerung der Lebensmittel ebenfalls zum Aufstand führen würde und die Bergalbanesen keinerlei Bedürfnisse haben, so ist es auch mit mittelbaren Steuern und Zöllen nichts. Ebenso bestätigte Prenk, daß er und seine Mirediten mit den Mohammedanern nichts zu tun haben wollen und deshalb nur letztere und ein paar Unteralbanesen in der Rumpfabordnung Essad Pašás vertreten sind, welche dem Prinzen zu Wied den Thron anbietet. (Also ganz so wie die mexikanische Rumpfabordnung, die nach Miramar zu Ferdinand Max kam!) Fünf Siebentel der ganzen Bevölkerung glänzen mithin in der Abordnung, die sich erdreistete im Namen von ganz Albanien zu sprechen, durch ihre Abwesenheit! Wer da noch nicht ahnt, was die Zukunft bringen muß, der ist so naiv und blind, wie ein — europäischer Diplomat!

Inhaltsverzeichnis.

Bilder-Verzeichnis.

Alle Tafeln und die **Karte des Fürstentums Albanien** befinden sich am Ende des Buches.

Größere Werke von Spiridion Gopčević in deutscher Sprache:

U. S. A. Aus dem Dollarlande. Sitten, Zustände und Einrichtungen der Vereinigten Staaten. Leipzig 1913. Eduard Heinrich Mayer. (M. 6.—) (Sensationelle Enthüllungen!)

Geschichte von Montenegro und Albanien. Gotha 1914. F. A. Perthes. (Erscheint im Juni 1914.)

Makedonien und Altserbien. Mit 16 Tafeln, 5 Bildern und ethnogr. Karte (1 : 300 000) in 5 Blättern. Wien 1889. L. W. Seidel & Sohn. (M. 20.—).

Die Wahrheit über Makedonien. Wien 1890. Verlag der Welt.

Serbien und die Serben. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Textbildern und Karte. Leipzig 1888. B. Elischer. (M. 24.—)

Bulgarien und Ostrumelien. Mit 6 Schlachtplänen. Leipzig 1886. B. Elischer. (M. 13.50). 2. Auflage 1889. (M. 7.50) bei B. Elischer Nachfolger.

Oberalbanien und seine Liga. Mit 5 Beilagen. Leipzig 1881. Duncker & Humblot. (M. 11.20)

Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte der Balkanhalbinsel. Mit 2 Karten und 11 Schlachtplänen. Leipzig 1887. B. Elischer. (M. 4.50)

Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit. Mit 5 Karten und 7 Plänen. Leipzig 1887. B. Elischer. (M. 7.50)

Montenegro und die Montenegriner. Mit Plan. Leipzig 1877. H. Fries. (M. 3.60)

Der turko-montenegrinische Krieg 1876/78. Mit 7 Plänen und 2 Kartenbeilagen. 3 Bände. Wien 1877/79. L. W. Seidel & Sohn. (M. 7.—)

Die Türken und ihre Freunde. 3. Auflage. Wien 1878. L. W. Seidel & Sohn. (M. 1.20)

Die französische Expedition nach Egypten 1798/1801. Mit vielen Karten und Plänen. Berlin 1881. Schneider & Co.

Der große Seekrieg von 1888. Mit Plänen. Hannover 1885. Hellwig.

Die Flibustier und Boucanier. Stuttgart 1885.

Duarte Pacheco und die Verteidigung von Cochim. Wien 1890. Verlag der Tagespost.

Türkische Taktik im montenegrinischen Krieg. Mit 6 Schlachtplänen. Wien 1878. Verlag der militär-wissenschaftlichen Vereine.

Welche Lehren hat unsere Marine aus dem letzten Seekrieg zu ziehen? Mit Skizze. Wien 1906. L. W. Seidel & Sohn.

Seeschiffahrt Gopčević. Eine Umwälzung in der österreichischen Handelsmarine. Lussinpiccolo. 1907. 5. Auflage. Verlag der Astronomischen Rundschau.

Großer illustr. Führer durch Spanien, Portugal und Marokko. Mit 95 Illustrationen und 49 Karten und Plänen. 2. Auflage. Wien 1892. A. Hartleben.

Ethnografische Verhältnisse Makedoniens. Gotha 1889. Justus Perthes. (Mit Karte.)

Die Welt. Wien 1890.

Wohin reise ich? Stuttgart 1909.

Beata. Roman. Berlin 1898. Hermann Hillger.

Die Schätze der Azteken. Roman. Berlin 1887. Karl Kowark.

Der Schatz des Alten vom Berge. Roman. Wien 1890. Verlag der Tagespost.

Zwischen Ehre und Liebe. Roman. Wien 1890.

Der Roman meines Freundes. Novelle. Wien 1890.

In der „guten" Gesellschaft. Roman. Triest 1903.

Wie mein Freund zu seiner Frau kam. Novelle. Wien 1890.

Unter dem Damoklesschwerte. Novelle. Wien 1890.

Vor dem Revolutions-Tribunal. Drama. Cilli 1892.

Der König liebt. Lustspiel. Cilli 1893.

Drei Eisen im Feuer. Lustspiel. Berlin 1913.

Der Lebensretter. Komische Oper. San Francisco 1912.

Die Pariser Septembertage. Oper. San Francisco 1912.

Handbuch für Kalifornien-Reisende. Mit besonderer Berücksichtigung der Panamá-Ausstellung. Mit Bildern, Karten und Plänen. (Wird im Herbst 1914 erscheinen.)

Allgem. Verein für  Deutsche Literatur.

E. V.

Protektorat:

Se. Kgl. Hoheit Grossherzog Wilh. Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Aus den Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur, E. V." verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst usw. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose öffentliche deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Der Verein führt den Namen: Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, Eingetragener Verein. Der Sitz des Vereins ist Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins wird jeder, der seine Beitrittserklärung an eine Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36, richtet. Die Mitgliedschaft verpflichtet zu einem jährlichen Abteilungsbeitrage von M. 18.— (Ausland M. 22.—), der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist, oder auch in gleichen Vierteljahrsraten bezahlt werden kann.

§ 4. Ein Mitglied kann jederzeit aus dem Verein austreten. Der Austritt ist aber spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der Buchhandlung, durch welche das Mitglied die Abteilung erhält, oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ungefähr 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder **erst später** und nur zu **bedeutend erhöhtem Preise** (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes **gegen** ein anderes **früher erschienenes** ist den Vereinsmitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

Die Veröffentlichungen erscheinen bei **Hermann Paetel Verlag,** G. m. b. H., in Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 38 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXVIII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

°**Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

°**Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

°**Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

°**Löher, Fr. v.,** Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

°**Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

°**Heyse, Paul,** Giuseppi Giusti, Gedichte.

°**Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeares Frauencharaktere.

°**Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

°**Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

°**Hoyns, Georg,** Die alte Welt.

°**Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rokoko-Studien.

Abteilung III

†**Vambéry, Hermann,** Sittenbilder aus dem Morgenlande.

†**Lorm, Hieronymus,** Philosophie der Jahreszeiten.

†**Büchner, Ludwig,** Aus dem Geistesleben der Tiere.

°**Lindau, Paul,** Alfred de Musset.

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

°**Goldbaum, W.,** Entlegene Kulturen.

°**Reclam, C.,** Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

°**Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

°**Dingelstedt, Franz,** Literarisches Bilderbuch.

°**Strodtmann, Ad.,** Lessing. Ein Lebensbild.

†**Lazarus, M.,** Ideale Fragen.

°**Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

°**Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

†**Büchner, Ludwig,** Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

†**Cassel, Paulus,** Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

°**Werner, R. von,** Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

•**Lorm, Hieronymus,** Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

°**Genée, Rudolf,** Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

°**Kreyßig, Friedrich,** Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

†**Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

°**Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

°**Das moderne Ungarn.** (Herausgegeben von Ambros Nemény.)

Abteilung VIII

†**Ehrlich, H.,** Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

°**Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

†**Klein, Hermann J.,** Astronomische Abende. Geschichte u. Resultate der Himmelserforschung.

Abteilung IX

†**Brahm, Otto,** Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes u. seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

°**Gottschall, Rud. v.,** Literarische Totenklänge und Lebensfragen.

Abteilung X

°**Preyer, W.,** Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

°**Lotheißen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

°**Hanslick, Eduard,** Konzerte, Komponisten und Virtuosen.

Abteilung XI

†**Gneist, Rud. v.,** Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeld, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

†**Brugsch, H.,** Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

°**Herrmann, Emanuel,** Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wissenschaft.

†**Büchner, Ludwig,** Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

°**Meyer, M. Wilh.,** Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

°**Falke, Jacob von,** Aus dem weiten Reiche der Kunst.

°**Herrmann, Emanuel,** Sein und Werden in Raum und Zeit.

°**Henne am Rhyn, O.,** Kulturgeschichtliche Skizzen.

°**Preyer, W.,** Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

°**Hellwald, Fr. v.,** Die Welt der Slawen.

°**Spielhagen, Fr.,** Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

°**Sterne, Carus,** Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

°**Gottschall, Rud. v.,** Studien zur neuen deutschen Literatur.

°**Falke, Jacob v.,** Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

°**Werner, R. von,** Auf fernen Meeren und Daheim.

°**Ullrich, Titus,** Reisestudien.

°**Jähns, Max,** Über Krieg, Frieden und Kultur.

°**Diercks, G.,** Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
°**Fitzner, Rud.,** Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

°**Falke, Jacob von,** Aus alter und neuer Zeit.
°**Frenzel, Karl,** Rokoko, Büsten und Bilder.
°**Ehrlich, H.,** Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
°**Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

°**Wegener, Georg,** Zum ewigen Eise.
Werner, R. von, Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
°**Hirschfeld, G.,** Aus dem Orient.
°**Haacke, W.,** Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

°**Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch.
°**Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.
°**Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
°**Zabel, Eugen,** Russische Literaturbilder.
°**Below, Ernst,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
°**Lindau, Paul,** An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

°**Gottschall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
°**Münz, Sigismund,** Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

°**Münz, S.,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
°**Reuleaux, F.,** Aus Kunst u. Welt. Vermischte kleinere Schriften.
°**Zimmermann, A.,** Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
°**Wegener, Georg,** Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

•**Meyer, M. Wilh.,** Der Untergang der Erde.
•**Rumpelt, A.,** Sizilien und die Sizilianer.
°**Meyer, Chr.,** Kulturgeschichtliche Studien.
°**Tanera, C.,** Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

°**Grothe, H.,** Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.
°**Wilda, J.,** Reise auf S. M. S. „Möwe".
°**Pietsch, L.,** Aus der Heimat und der Fremde.
°**Meyer, M. Wilh.,** Im Bannkreise der Vulkane.

Abteilung XXX

°**Zabel, Eugen,** Auf der sibirischen Bahn nach China.
°**v. d. Nahmer, Ernst,** Vom Mittelmeer zum Pontus.
°**Dehn, Paul,** Weltwirtschaftliche Neubildungen.
°**Kienzl, Wilh.,** Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

°**Wegener, Georg,** Reisen im westindischen Mittelmeer.
°**Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.
°**Dehn, Paul,** Weltpolitische Neubildungen.
°**Genthe, Siegfried,** Korea. Reiseschilderungen. Herausgegeben von Georg Wegener.

Abteilung XXXII

°**Genthe, Siegfried,** Marokko. Reiseschilderungen. Herausg. von Georg Wegener.
°**Heigel, Karl Theodor von,** Biographische und kulturgeschichtliche Essays.
°**Wilda, Johannes,** Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents.
°**Wilda, Johannes,** Amerika-Wanderungen eines Deutschen. II. Zwischen Alaska und Peru.

Abteilung XXXIII

°**Vosberg-Rekow,** Nation u. Welt.
°**Wilda, Johannes,** Amerika-Wanderungen eines Deutschen. III. Im Süden des Kontinents der Mitte.
°**Dehn, Paul,** Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik.
°**Ottmann, Victor,** Nach dem Pharaonenlande. Eine Reise auf Umwegen.

Abteilung XXXIV

°**Kienzl, Wilhelm,** Im Konzert.
°**Pflugk-Harttung, J. von,** Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart.
°**Hörstel, W.,** Die Napoleonsinseln Korsika und Elba.
°**Genthe, Siegfried,** Samoa.

Abteilung XXXV

Koenigsmarck, Graf Hans von, Die Engländer in Indien.
°**Pflugk-Harttung, J., von,** Splitter u. Späne aus Geschichte und Gegenwart. Neue Folge.
°**Dix, Arthur,** Die Wurzeln unserer Kraft.
°**Kienzl, Wilh.,** Betrachtungen und Erinnerungen.

Abteilung XXXVI

Grothe, H., Wanderung. in Persien.
Diercks, G., Kreuz und Halbmond.
Staby, L., Im Kreislauf des Jahres.
Hörstel, W., Am blauen Mittelmeer.

Abteilung XXXVII

Rehm, H. S., Auf deutschen Landstraßen.

Hennig, Rich., Von Deutschlands Anteil am Weltverkehr.

v. Sosnosky, Th., Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. Bd. 1.

v. Sosnosky, Th., Die Politik im Habsburgerreiche. Bd. 2.

Abteilung XXXVIII

Diercks, G., Das moderne Portugal.

Hennig, R., Probleme des Weltverkehrs.

Westarp, Eberhard-Joachim Graf von, Unter Halbmond und Sonne.

Gopčević, Spiridion, Das Fürstentum Albanien.

In Aussicht genommen sind u. a.:

A. Sauer, Reisebilder aus Frankreich. Reich illustriert.

Dr. Wilh. Mor. Pantenius, Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. (Neu aufgefunden.)

Vorzugs-Bedingungen für Vereins-Mitglieder:

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise** von **6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem ° bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40 M.	jetzt	nur	20 M.	kosten.
10	„	„	60— 80 „	„	„	35 „	„
15	„	„	90—100 „	„	„	50 „	„
20	„	„	120—150 „	„	„	65 „	„
25	„	„	150—200 „	„	„	80 „	„
30	„	„	180—240 „	„	„	95 „	„
35	„	„	210—280 „	„	„	110 „	„
40	„	„	240—320 „	„	„	125 „	„

Die mit † versehenen Bände können nur noch **bei Abnahme sämtlicher 38 Abteilungen** abgegeben werden.

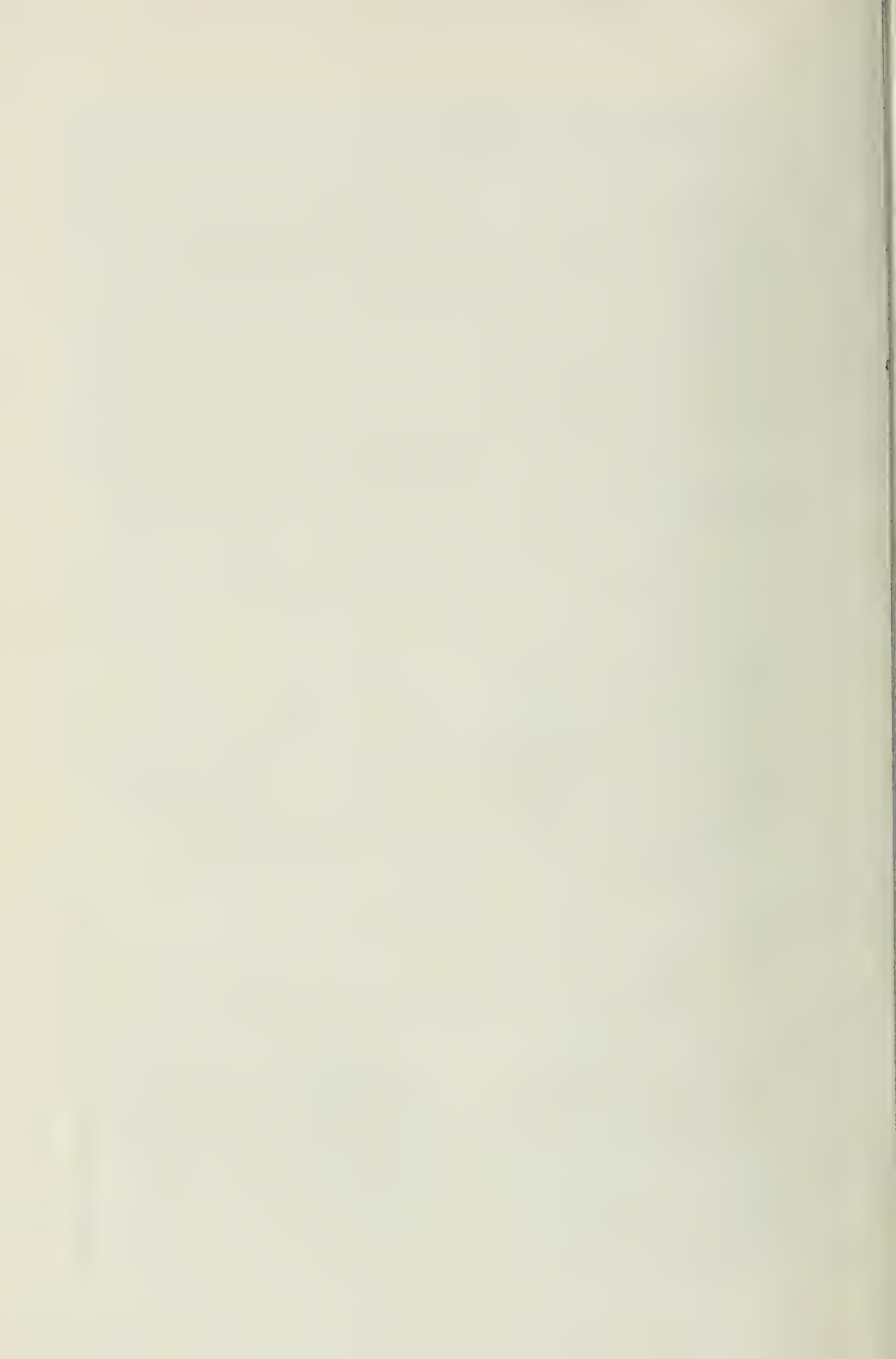
Der Verein hat die ihm gestellte Aufgabe, in seinen Veröffentlichungen dem deutschen Volke eine gediegene, edle geistige Kost zu bieten, glänzend erfüllt. Er hat es wie kein zweiter verstanden, die führenden Geister auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenszweige wie der schöngeistigen Literatur als Mitarbeiter an sich zu fesseln, so daß die 160 nunmehr vom Verein veröffentlichten Werke aus der Feder unserer hervorragendsten Schriftsteller, Forscher und Gelehrten ein klares Spiegelbild des geistigen Lebens unseres Volkes geben und die wechselnden Strömungen der deutschen Literatur deutlich erkennen lassen. Schriftsteller und Gelehrte, Forscher und Denker, deren Namen im deutschen Volke den besten Klang haben, sind durch ein oder mehrere hevorragende Werke im Verein vertreten. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur“ darf daher mit voller Befriedigung auf seine bisherige Tätigkeit zurückblicken.

Münchener Neueste Nachrichten.

C. Fechners Buchdruckerei (H. Scholz) Guben.

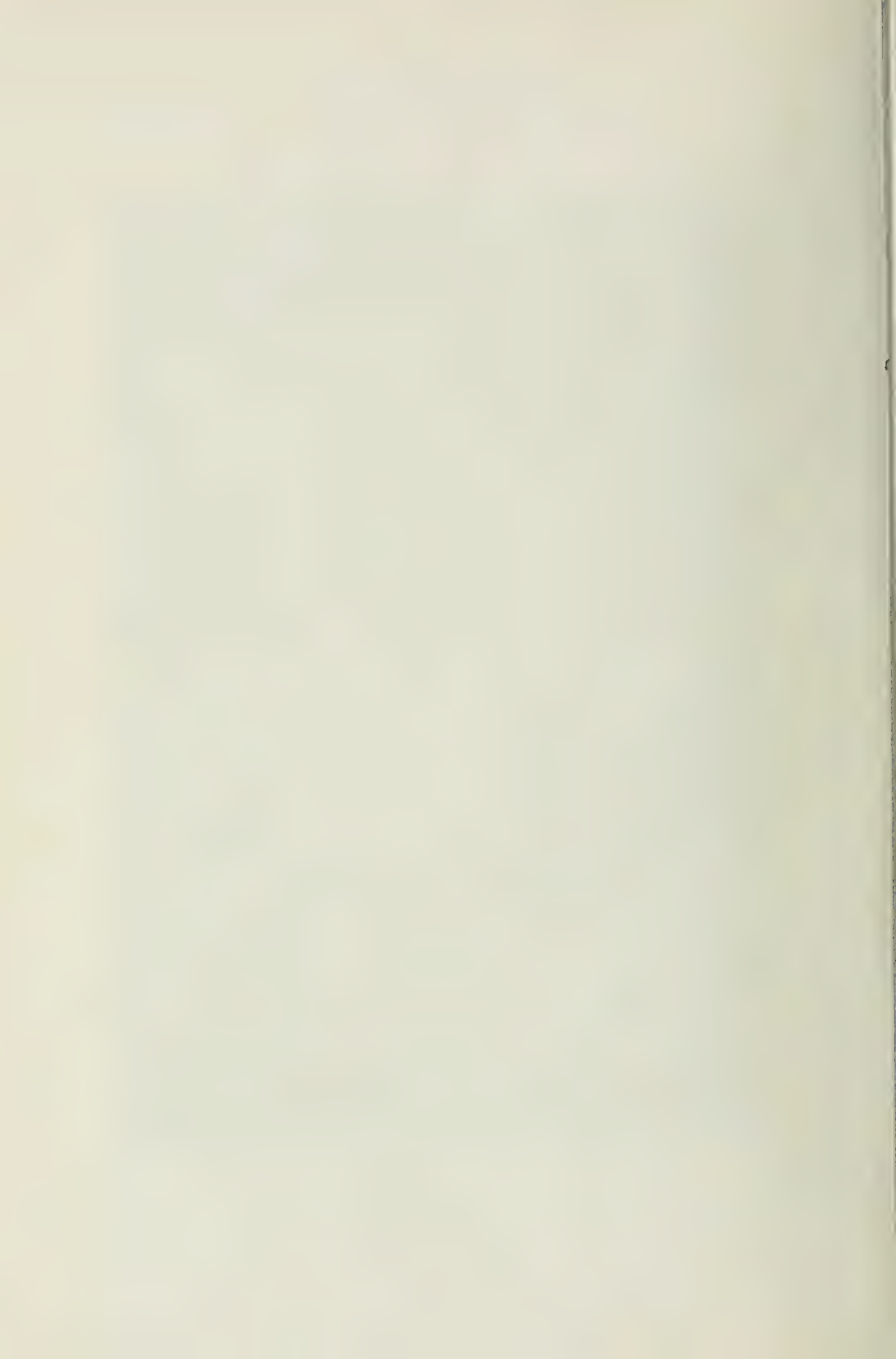


Malsisor. Fürstin Marcella. Bischof. Prinzessin. Hoti-Knabe.



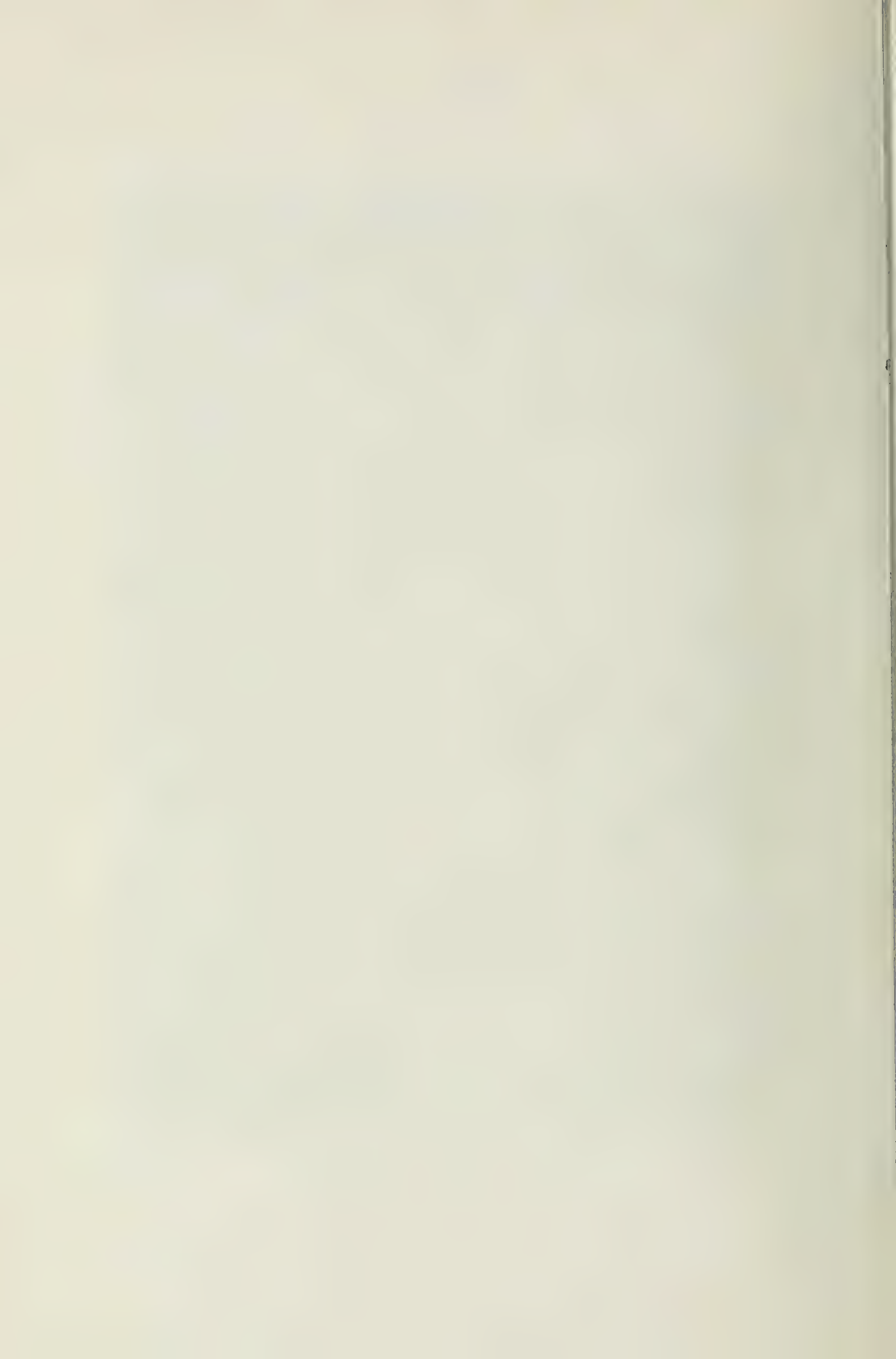


Mohammedanischer Toske.





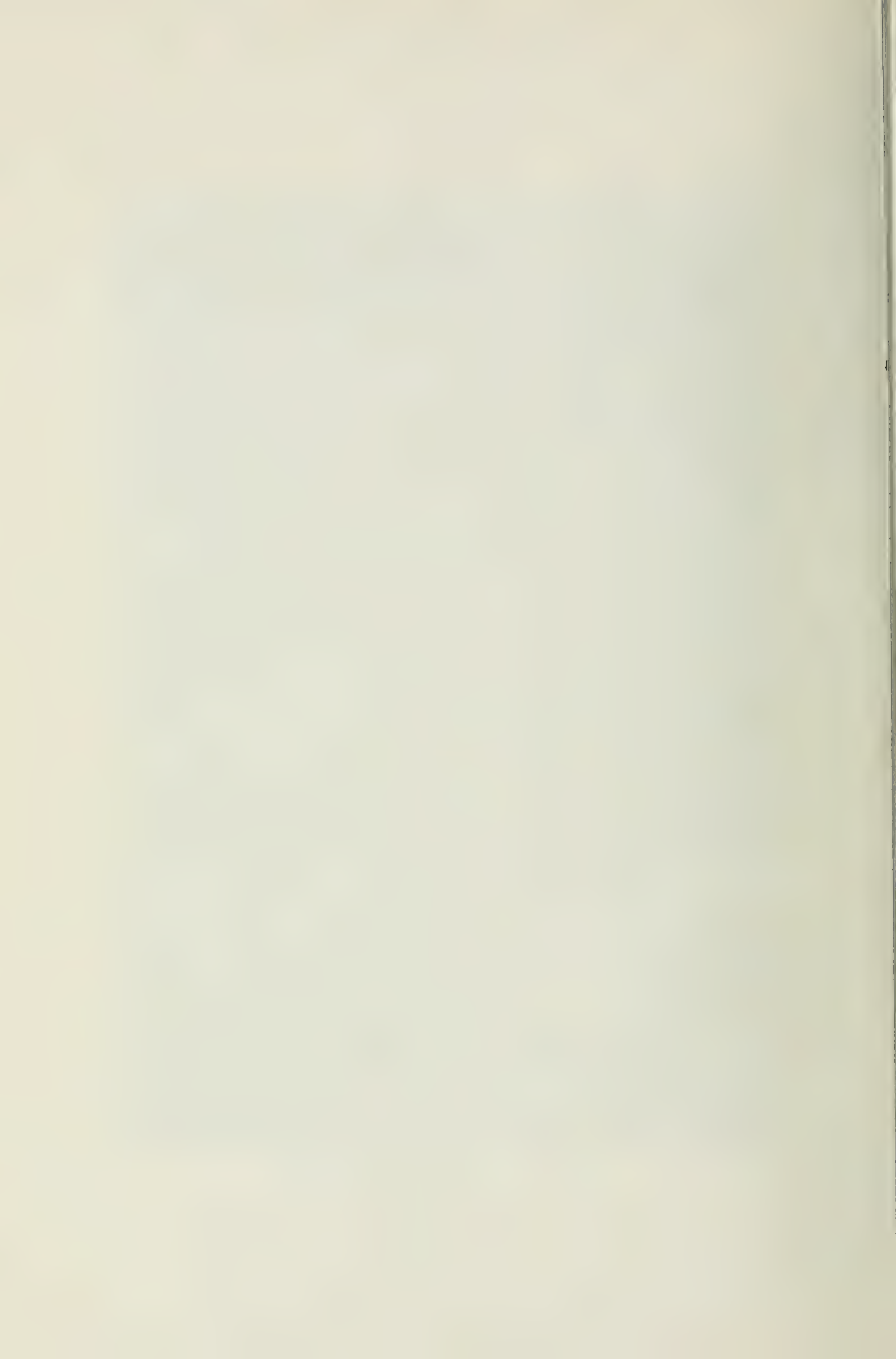
Gräcisirter Toske aus Arjirókastro.



IV.



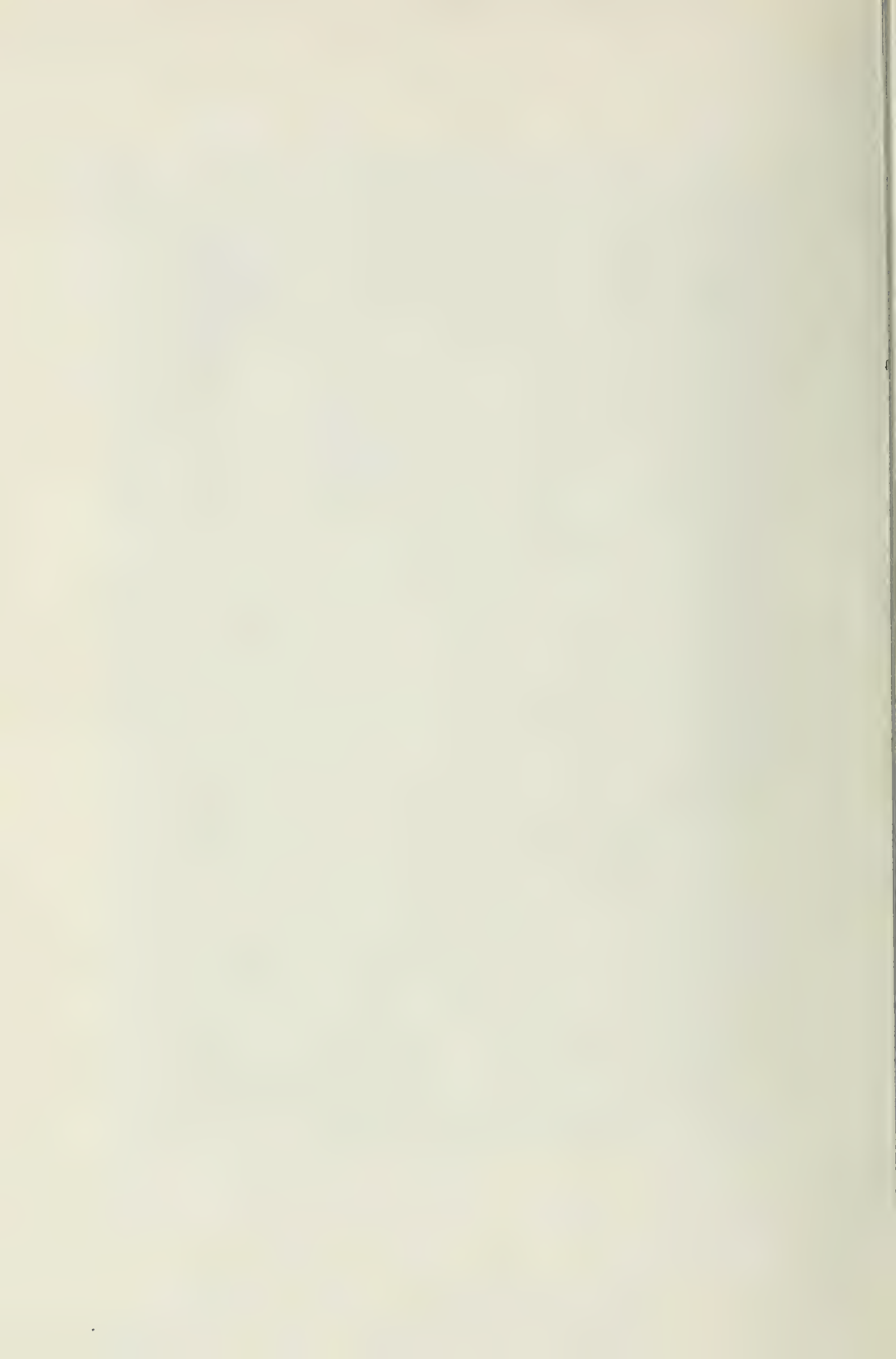
Gräcisirte Toskinnen aus Butrinto.



V.

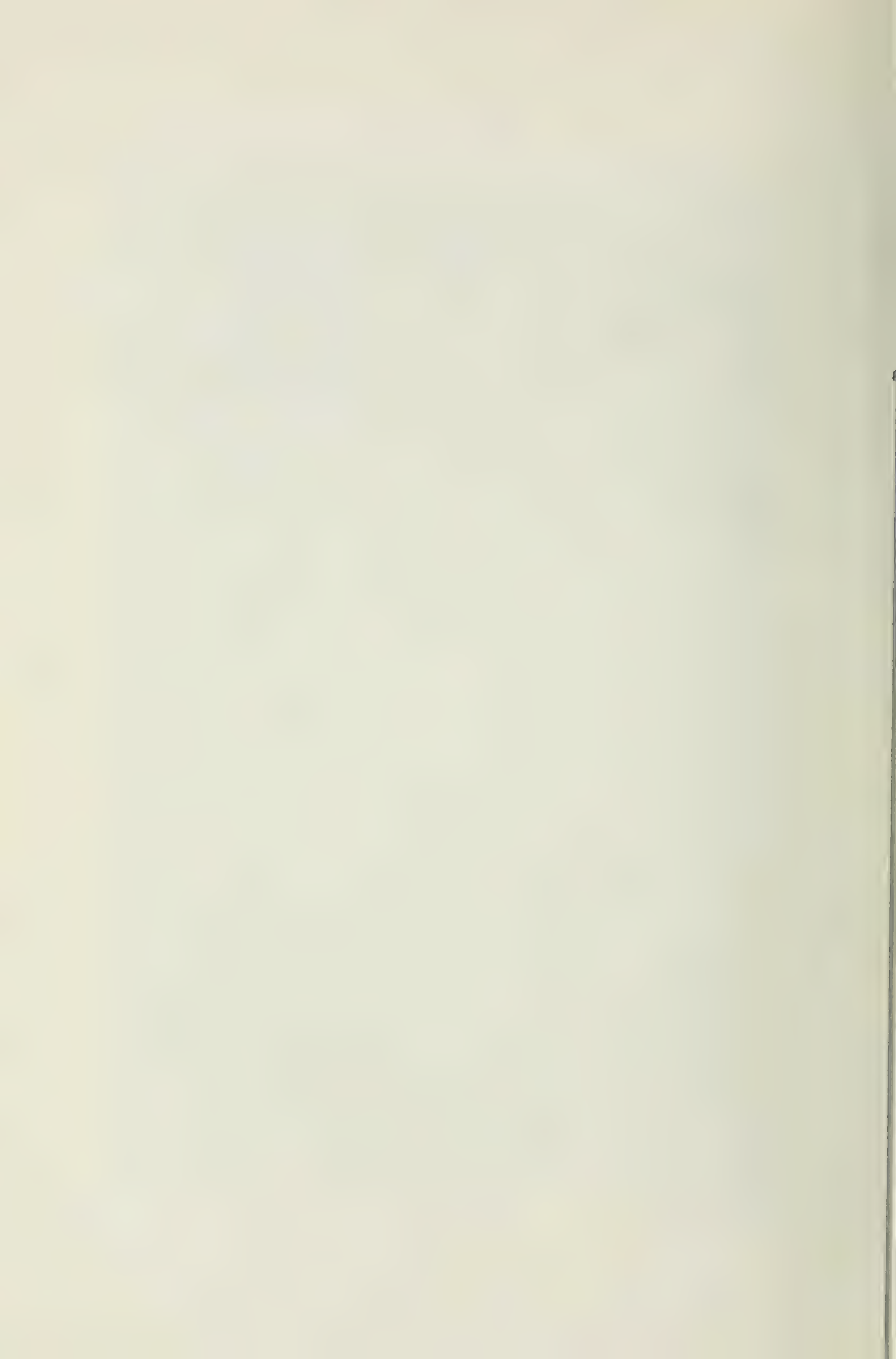


Miredite.





Mireditin.

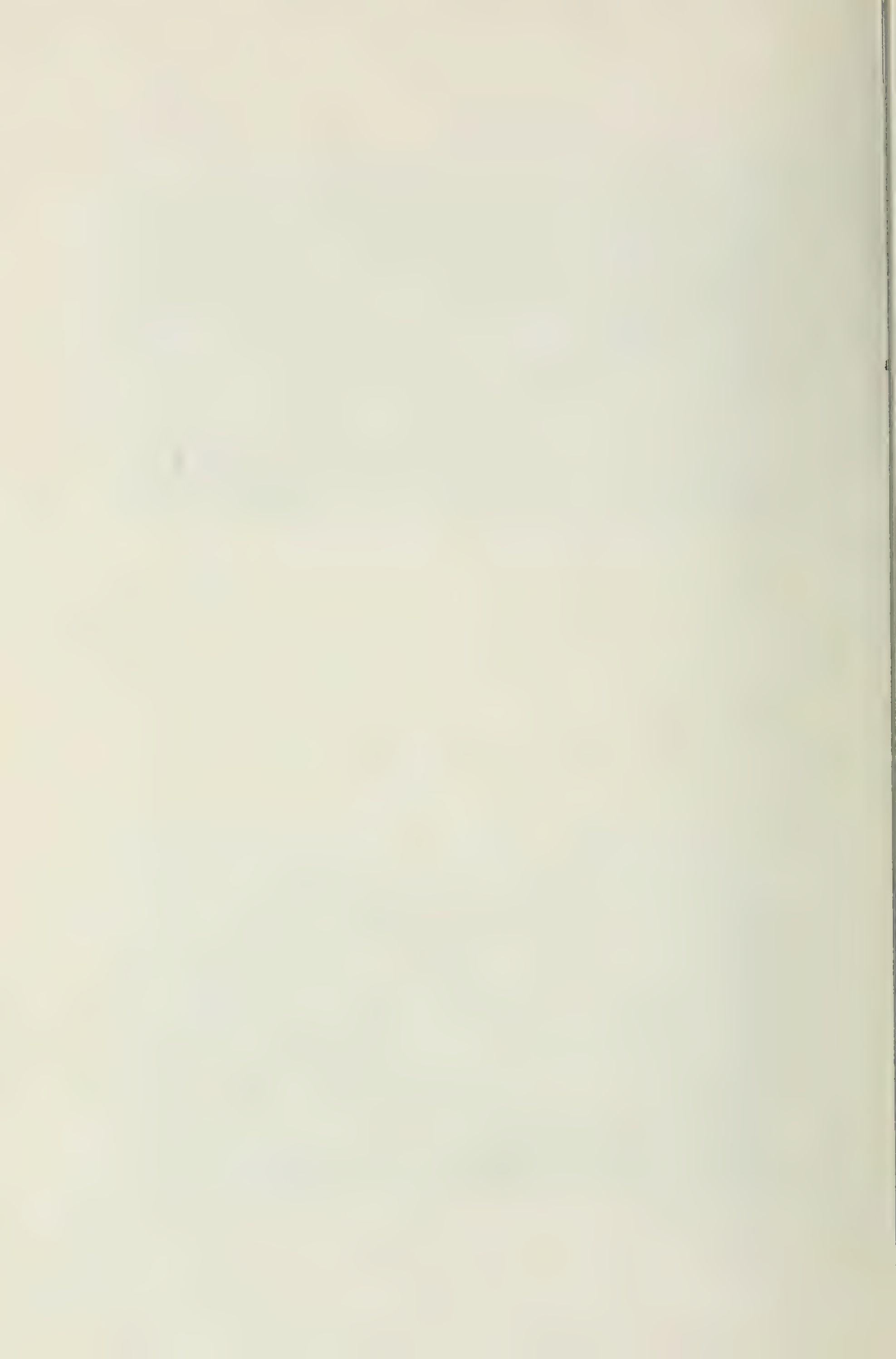




Malјisorin in Festkleidung.



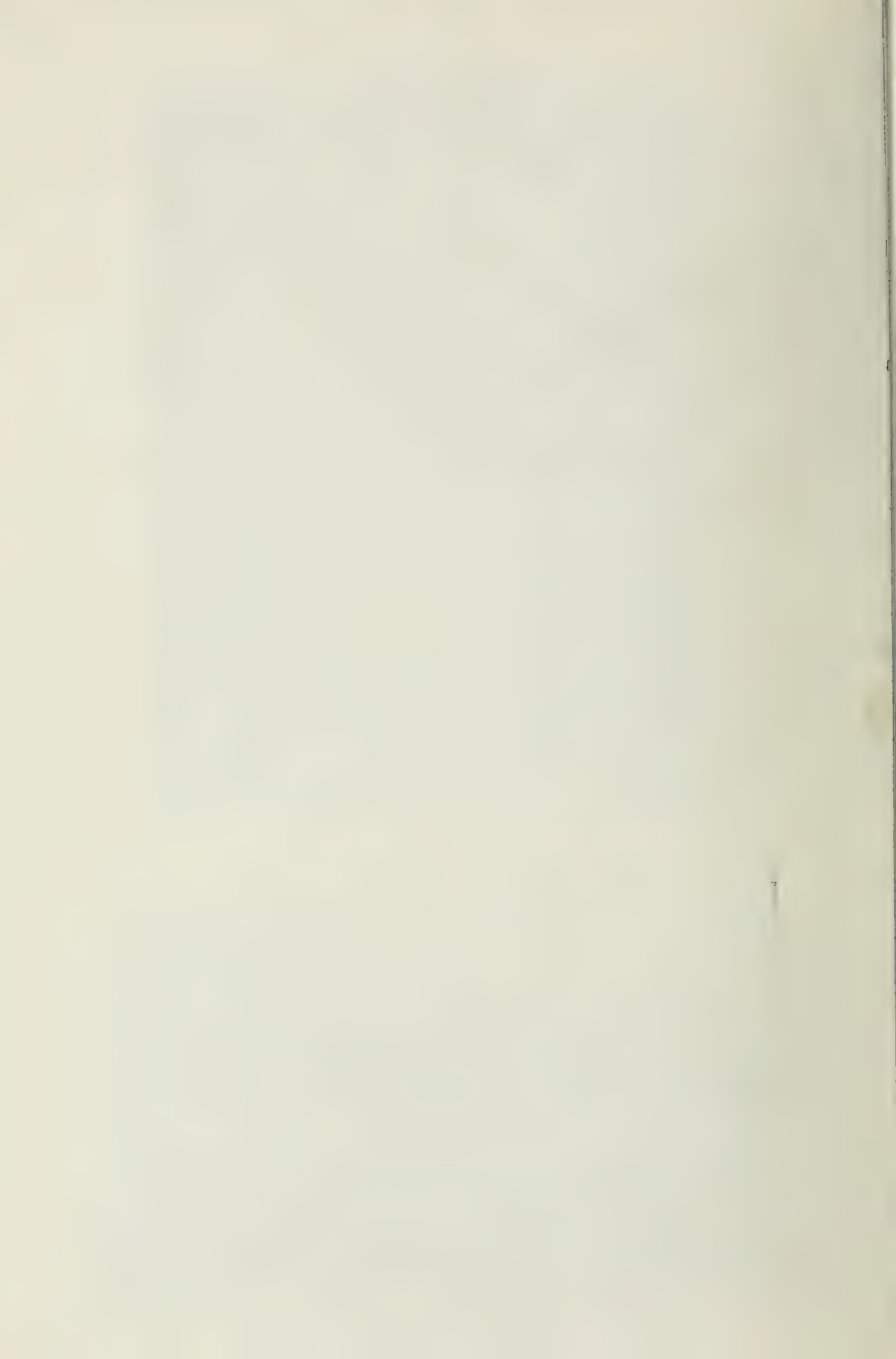
Škodranerin auf der Straße.



Mirediten-Fürst Prenk Bib Doda.



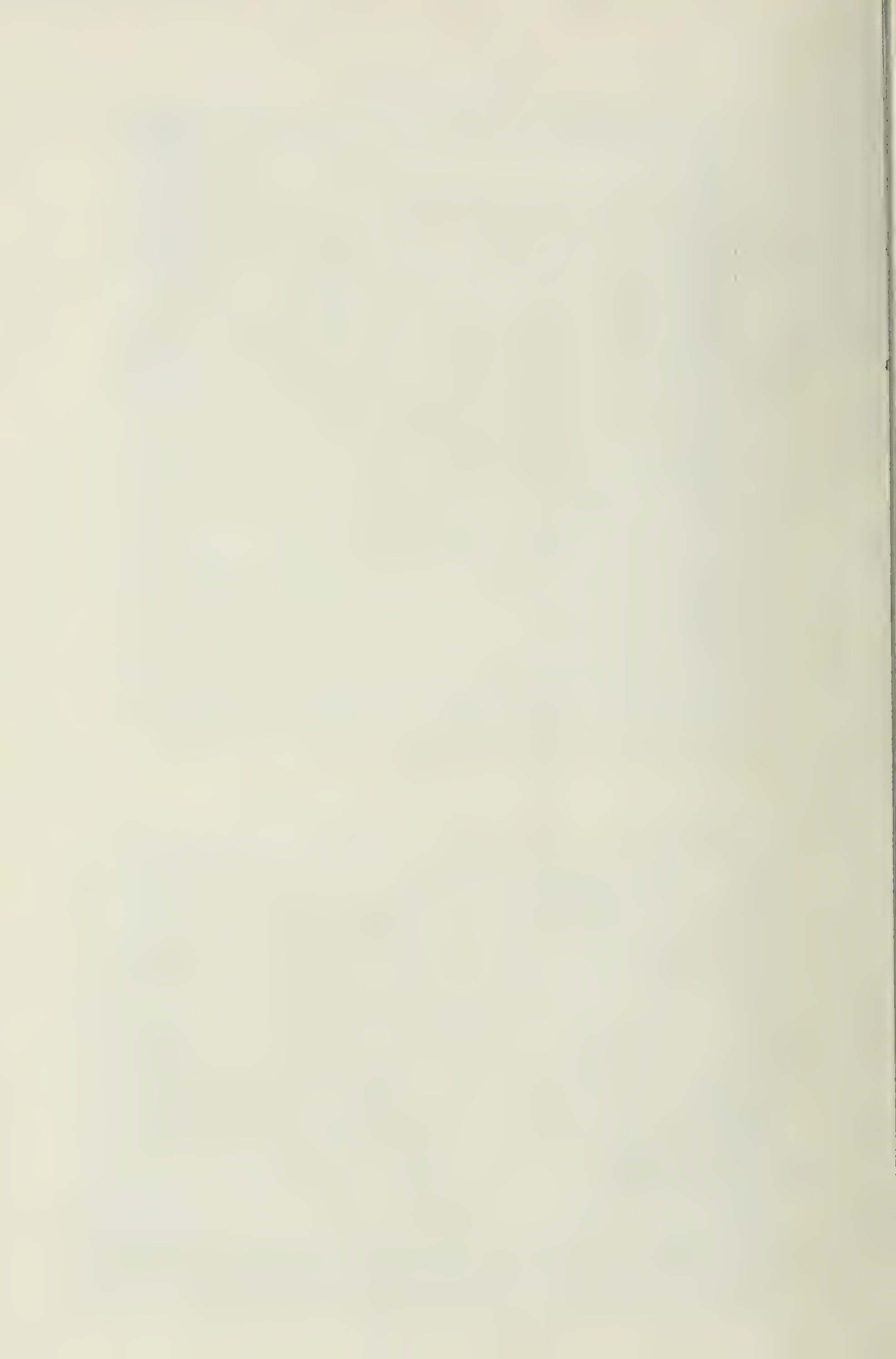
Palast des Fürsten Prenk Bib Doda in Oroši.



Škodraner Katholikin und Maljisorin.



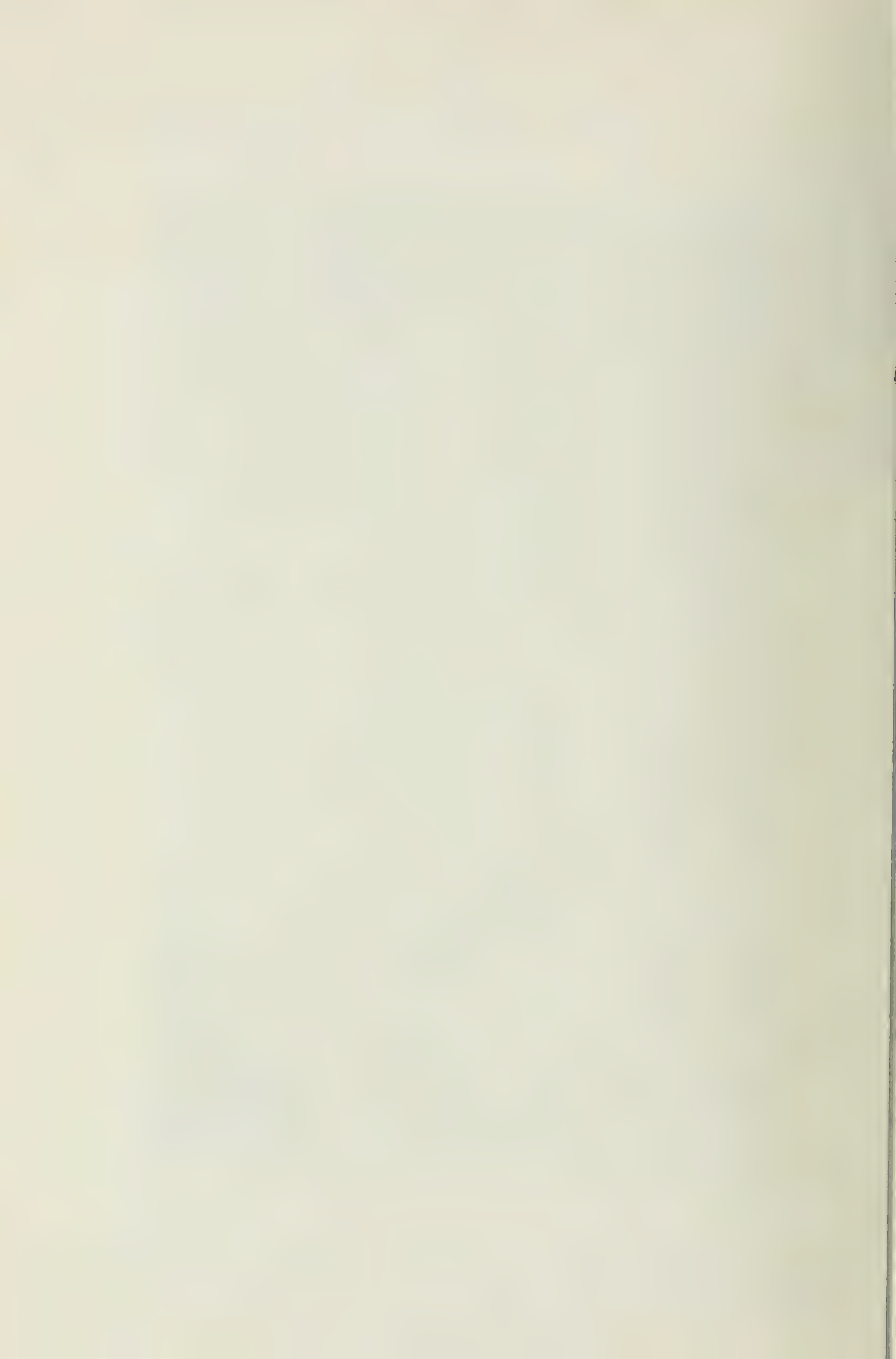
Handwerker in Tirana.



X.

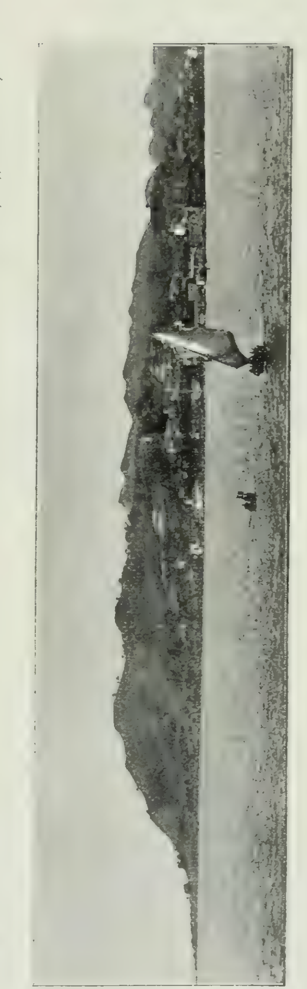


Škodra mit dem Kastell Rosafa.

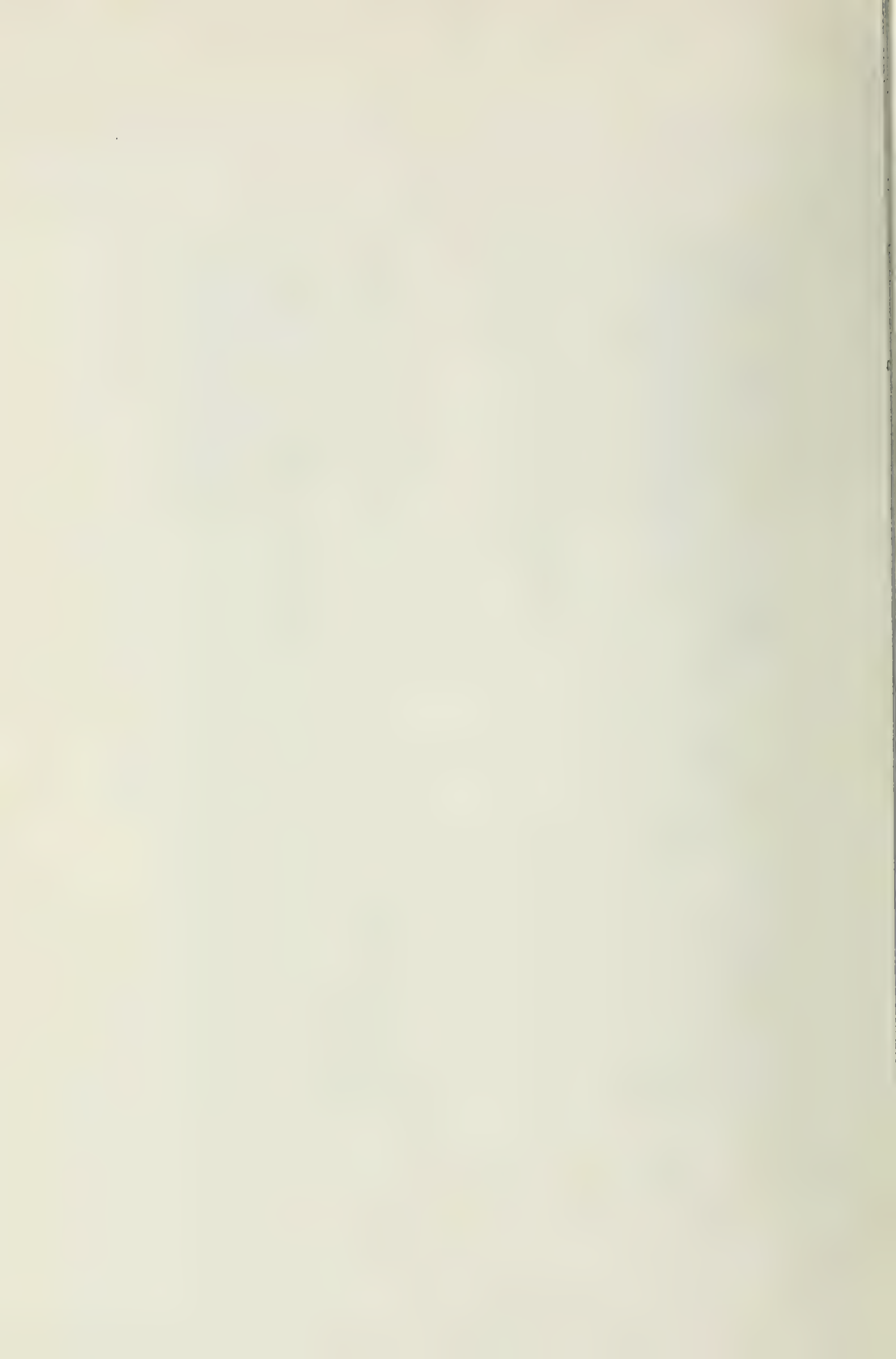




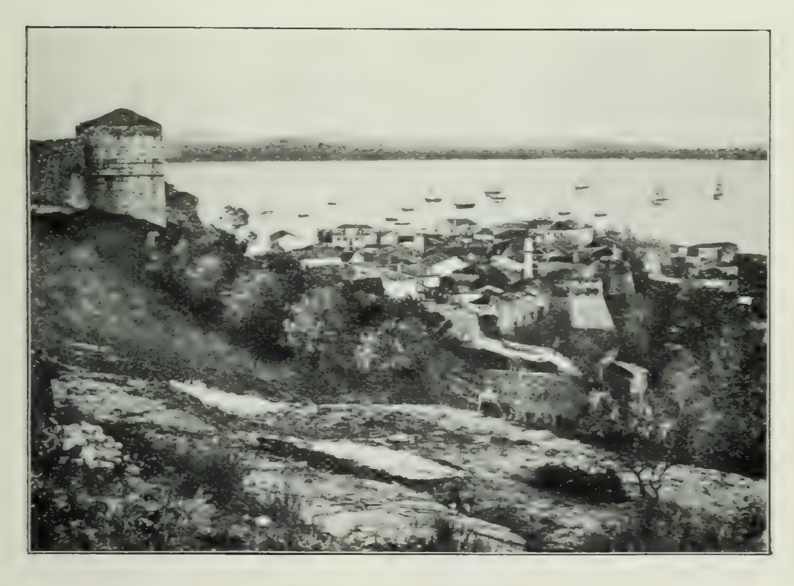
Skodra von der Bojana aus gesehen. (Im Vordergrund eine landesübliche „Londra".)



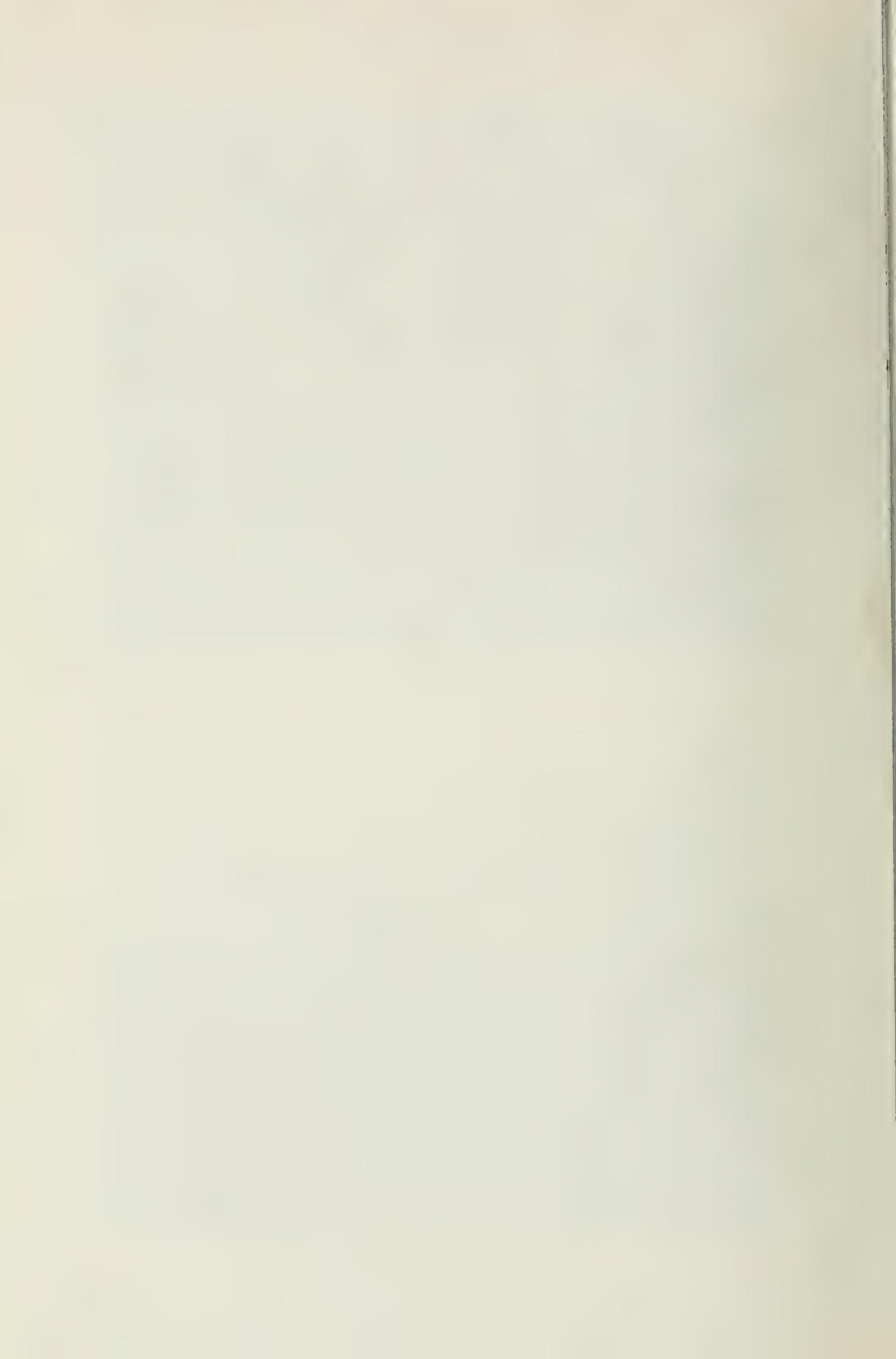
Durres vom Meere aus gesehen.

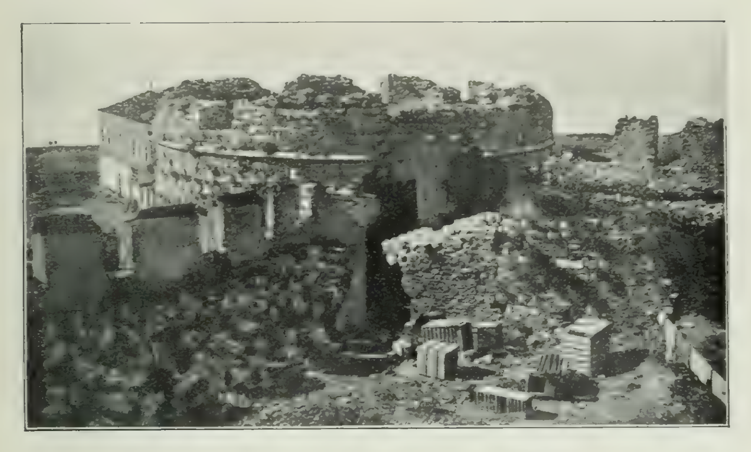


Hauptstraße in Durres.



Durres von der Landseite.

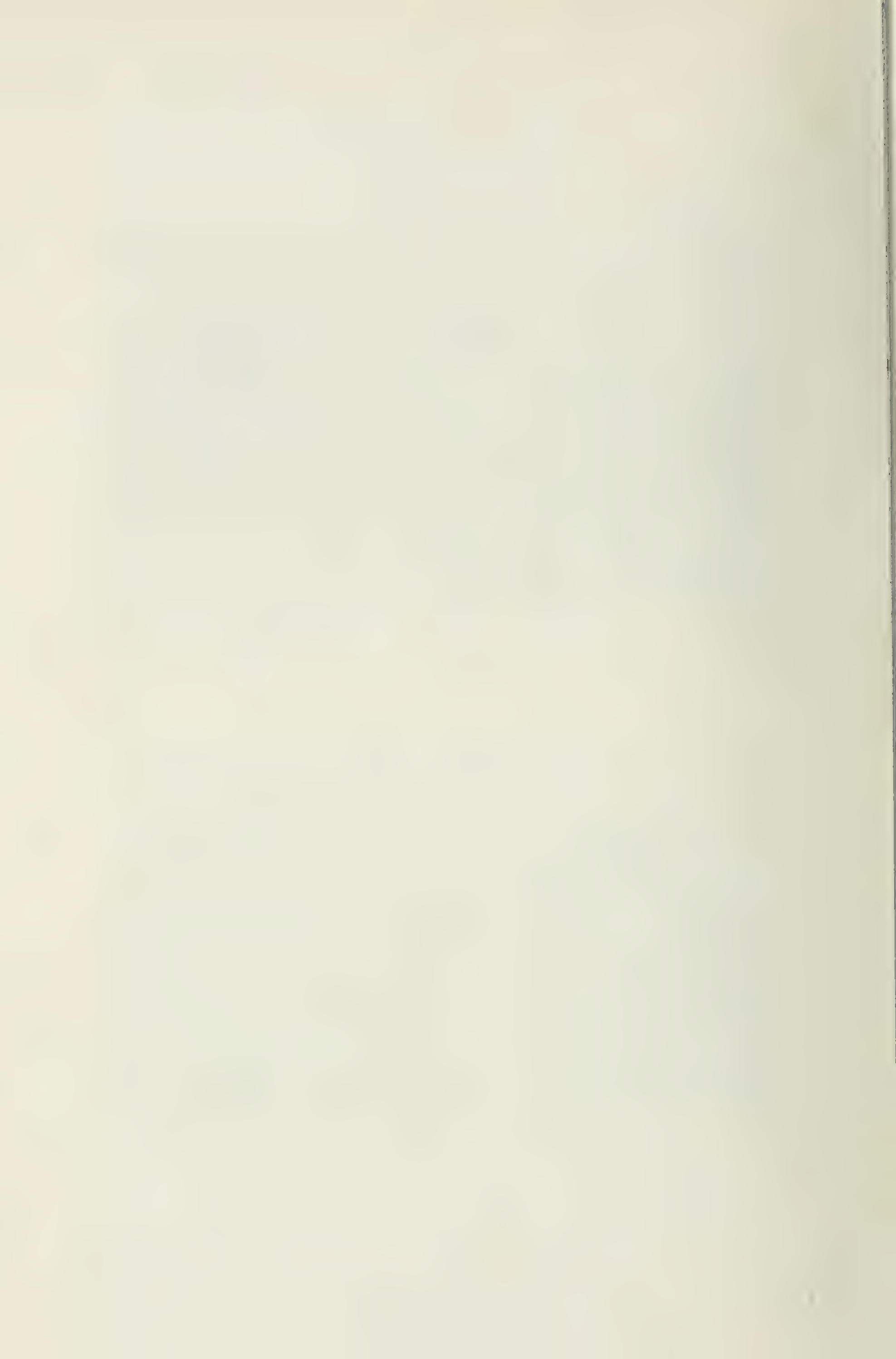




Ruinen der Stadtbefestigung von Durres.



Hauptplatz von Durres mit Kastellruine im Hintergrund.

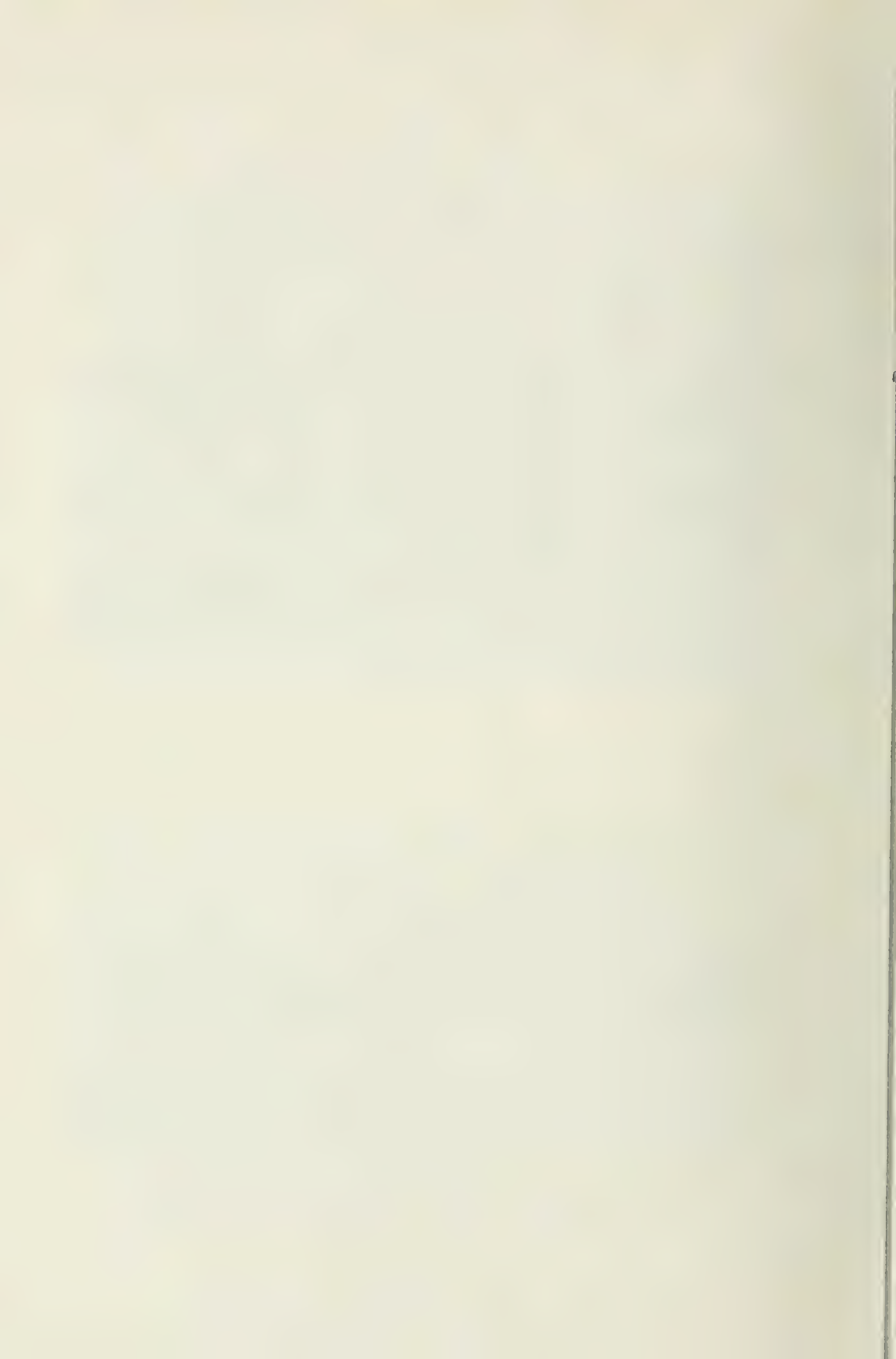




Kastellruine von Lješ.



Šin Džin. (S. Giovanni di Medua.)

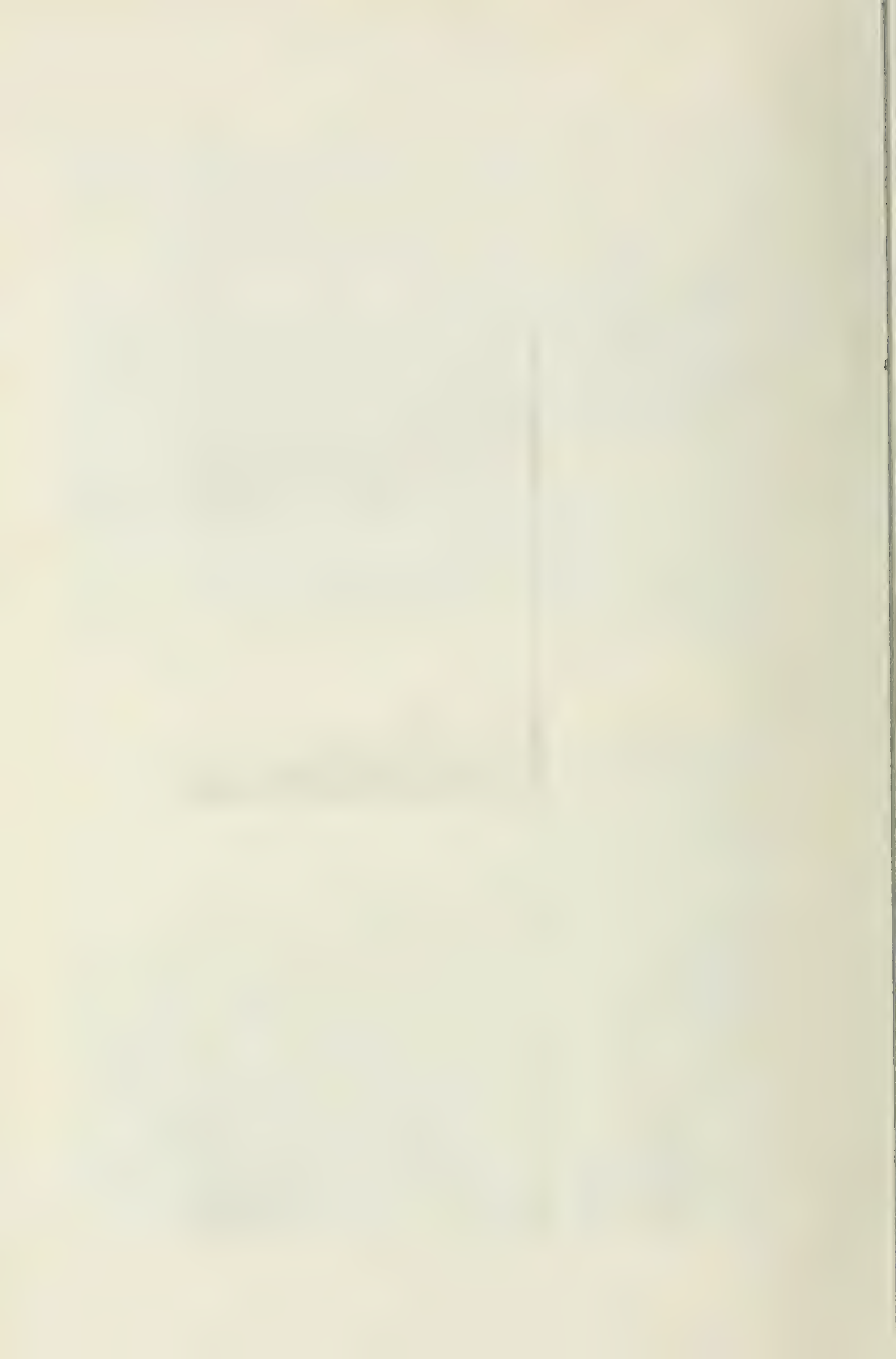




Kula des Kapetan Lek. Halja Aleksit Dukadžinit.)

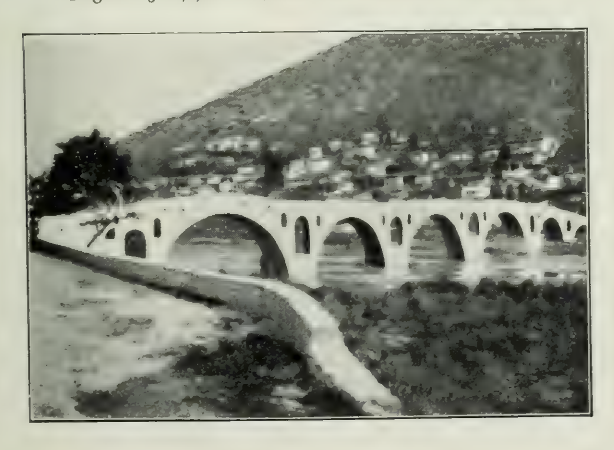


Vezirsbrücke über den Drin.

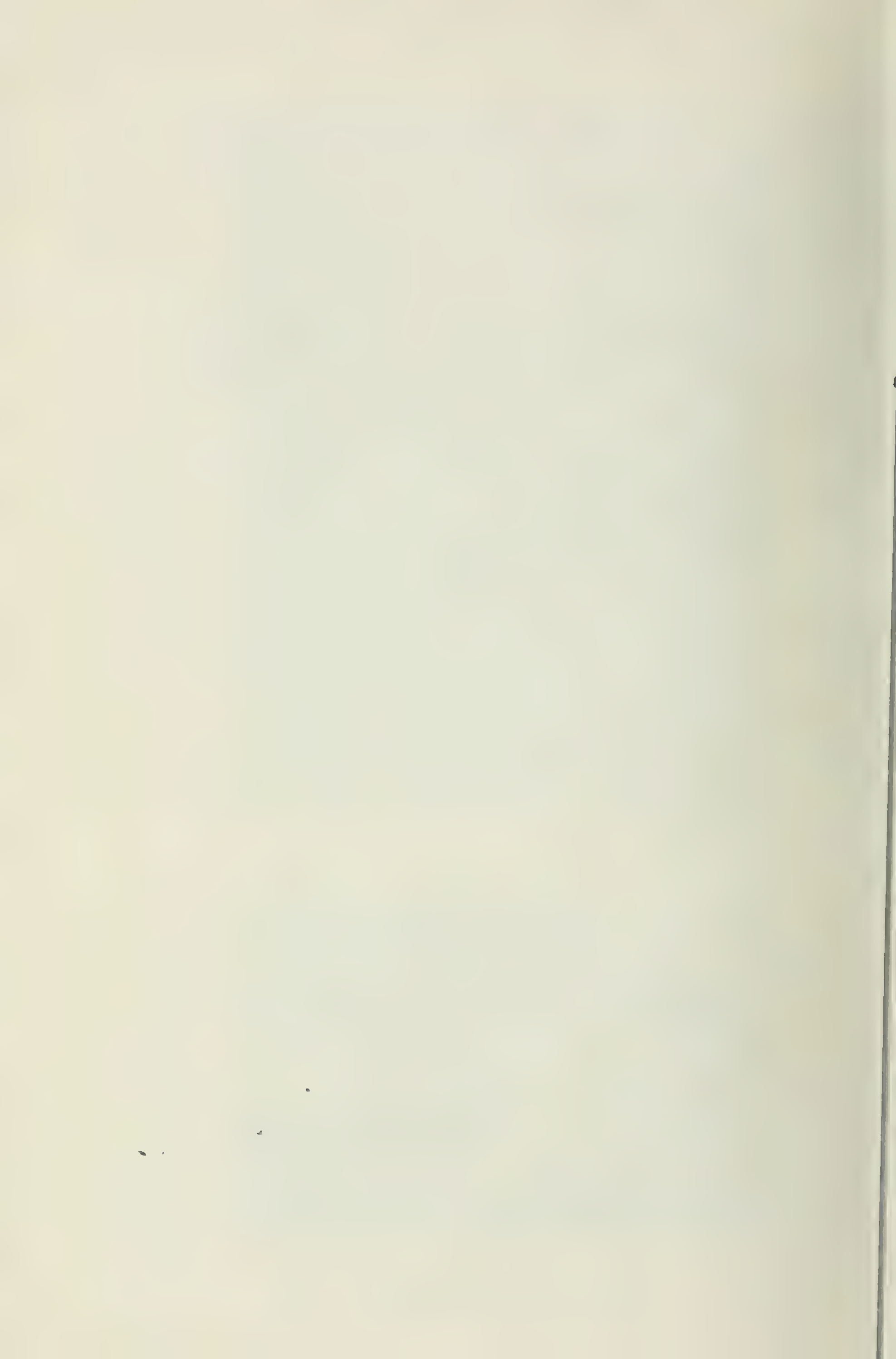




Gegend zwischen Bisaka und Oroši in Miredita.



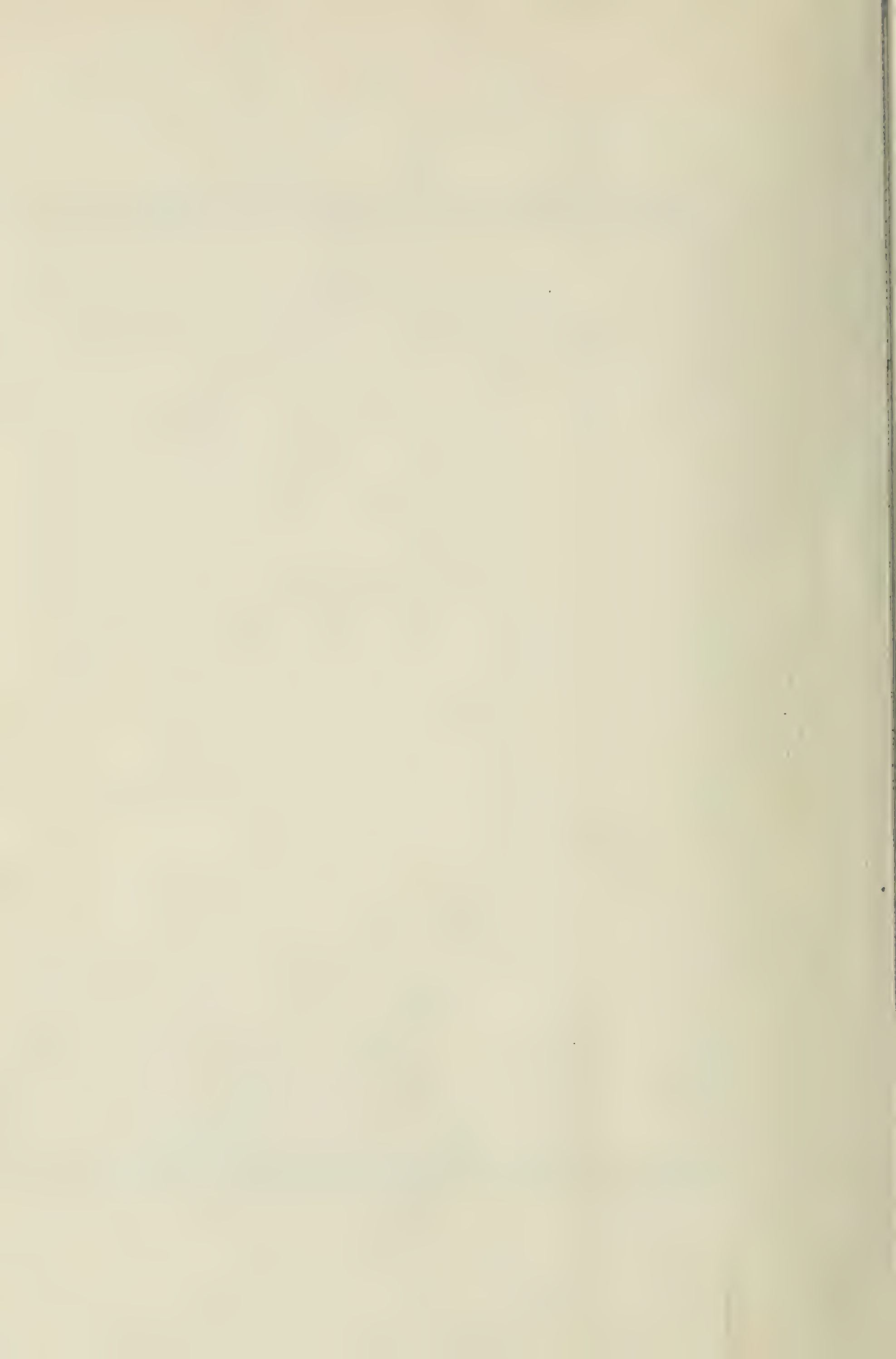
Berat mit der Osum-Brücke.

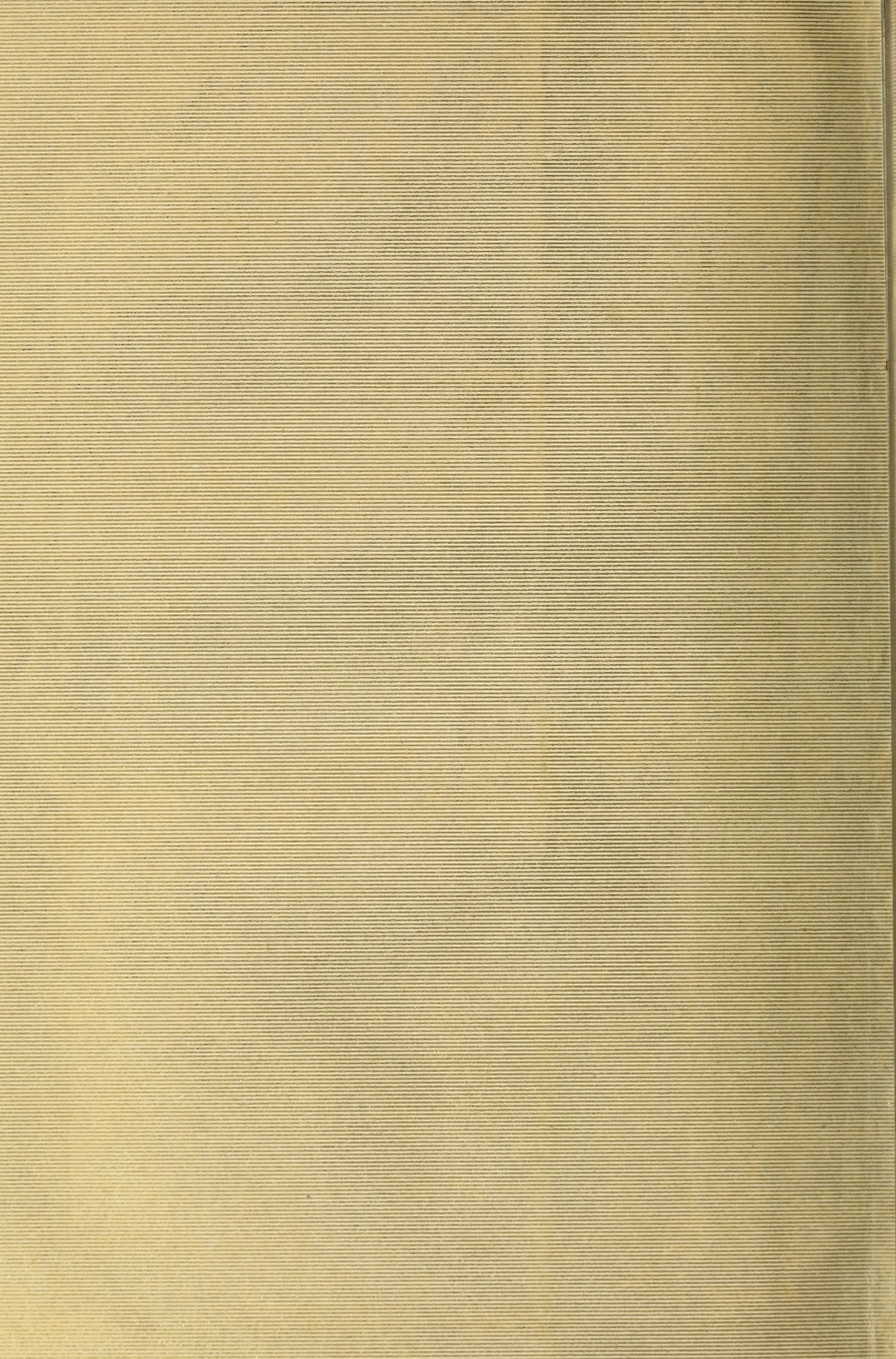


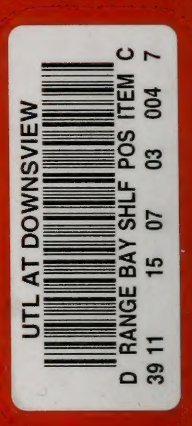
Karte des Fürstentums Albanien.



NB. Nach den letzten Nachrichten wurde die Grenze gegen Griechenland derart festgelegt, daß Delvináki und Kónitsa — ja sogar die Landschaft Vlachi in Makedonien zu Albanien geschlagen wurden.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 15 07 03 004 7

